Digitized by Google

FONDO PROVINCIA
R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI
1
R
8
BIBLIOTECA M. RIPA
BLIOTECA PROVINCIALE
NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
192
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
NAPOLI
Palchetto
e 37
1 B. 8.

1/2 B. Prov. XXIV. 192

- 19

# Ausgewählte Schriften

von

# K. A. Varnhagen von Enſe.

---

Erſter Band.

---

**Erſte Abtheilung:**

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Erſter Theil.

**Leipzig:**

F. A. Brockhaus.

1871.

64943 bis

# Denkwürdigkeiten

des

# eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

BIBLIOTECA NAZIONALE DI NAPOLI

Dritte vermehrte Auflage.

Erster Theil.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

vol. 1-6

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Digitized by Google

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

# Vorwort.

Varnhagen von Enſe iſt als einer der glänzendſten Sterne in der deutſchen Litteratur geſchätzt und anerkannt. Seine Lebensbeſchreibungen von Kriegshelden, Dichtern, Schriftſtellern und Staatsmännern, ausgezeichnet durch glänzende Karakteriſtik wie durch gewiſſenhafte Treue, haben ihm die erſte Stelle als Biographen unbeſtritten angewieſen, und vielfach iſt ihm der Name des deutſchen Plutarch ertheilt worden; dieſe Schriften ſchildern ſo lebendig eine bedeutungsvolle Vergangenheit des Vaterlandes, daß deren große und ruhmvolle Geſtalten dadurch faſt wie Zeitgenoſſen in die Gegenwart eintreten. Die eigenen Denkwürdigkeiten Varnhagen's dagegen eröffnen die Anſchauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er ſelbſt durchlebte; die große franzöſiſche Revolution, der deutſche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von Innen, die Kämpfe und Beſtrebungen deutſchen Freiheitsſinnes und deutſchen Geiſtes, das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg in Paris, der Wiener Kongreß, Kotzebue's Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechſelnden Bildern an uns vorüber. Mit den meiſten großen und einflußreichen Perſönlichkeiten ſeiner Epoche wurde Varnhagen durch die Ereigniſſe und durch

ſeine Stellung in Berührung gebracht, und ſo treten ſie Alle in buntem Wechſel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Tettenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Auguſt Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamiſſo, Gentz und Adam Müller, Rahel und der genial geiſtreiche Kreis, der ſie umgab, Frau von Staël u. ſ. w., u. ſ. w. Dieſe Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in dieſen Aufzeichnungen begegnet! Und überall zeigt ſich zugleich Varnhagen's eigenes Weſen, die Höhe ſeines überſchauenden Geiſtes, wie die Tiefe des edelſten für Vaterland, Freiheit, Wiſſenſchaft, Dichtkunſt, Liebe und Freundſchaft glühenden Herzens. Varnhagen war Patriot im vollen Sinne des Wortes, und in allen Verwickelungen und Verlockungen der Begebenheiten immer ſeiner reinſten Ueberzeugung folgend, ſtets dem Fortſchritt zugewandt, widerſtand er allen glänzenden Darbietungen, die ſeinen ausgezeichneten Talenten nicht fehlen konnten und ihm von preußiſcher wie von öſterreichiſcher Seite wiederholt zu Theil wurden; eine würdige und edle Zurückgezogenheit, die einer unabhängigen und raſtloſen Thätigkeit Raum ließ, den angebotenen Miniſterpoſten mit ihrem diplomatiſchen Schimmer vorziehend. Nur der Wahrheit dienend, blieb er ſich ſelbſt ſtets getreu, gleich fleckenlos als Schriftſteller und als Patriot wie in ſeinem Privatleben.

Die Schriften Varnhagen's in neuer Ausgabe erſcheinen zu laſſen, erſchien um ſo wünſchenswerther, da viele derſelben bereits ſeit Jahren vergriffen, und dadurch der jungen Generation unzugänglich geworden ſind. Die neue Ausgabe erhält aber noch eine beſondere Bedeutung und einen doppelten Werth dadurch, daß viele Anmerkungen, Aufſchlüſſe und Ergänzungen von Varnhagen's Hand, die in den frü-

heren Ausgaben aus politiſchen Rückſichten wegbleiben mußten, ſo wie auch zarte und ſtürmiſche Herzensbeziehungen Varnhagen's hier zum erſtenmale eingefügt ſind, da nun der Zeitraum erreicht iſt, den er ſelbſt für die Veröffentlichung beſtimmte. Keine perſönlichen Gefühle können dadurch noch verletzt und aufgeregt werden, denn der Tod löſt alle Diſſonanzen der Herzen, und erhebt die Perſonen zu poetiſchen Geſtalten, die als ſolche der Litteratur angehören, und ſo wie Goethe's Neigungen zu Lilli, Frau von Stein und Anderen uns heute klar vorliegen und durch ihren pſychologiſchen Reiz anziehen, ſo mögen auch hier Varnhagen's Beziehungen zu Fanny Hertz und Mariane Saaling ihren Platz finden, und Antheil und Intereſſe erwecken. Mißverſtanden kann alles werden, aber das thut auch nichts; wenn es nur von denjenigen verſtanden wird, für die dergleichen aus den Tiefen der Seele geſchöpfte Bekenntniſſe geſchrieben ſind, und ſolche können in Deutſchland niemals fehlen! —

So möge denn die neue Ausgabe nach vielen Seiten förderlich wirken, und zugleich ein lebendiges Denkmal zum Ruhm und zur Ehre eines Schriftſtellers ſein, der in jeder Beziehung ein ächt vaterländiſcher genannt zu werden verdient.

Florenz, im Auguſt 1870.

**Ludmilla Aſſing.**

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Erſter Abſchnitt: Herkommen. Erſte Jugend. Düſſeldorf, 1785—1790 | 1 |
| Zweiter Abſchnitt: Brüſſel. Straßburg. 1790–1792 | 26 |
| Dritter Abſchnitt: Brüſſel. Aachen. Düſſeldorf. 1792—1794 | 65 |
| Vierter Abſchnitt: Hamburg. 1794—1800 | 126 |
| Fünfter Abſchnitt: Mediziniſch-chirurgiſche Pepiniere. Berlin, 1800—1803 | 191 |
| Sechster Abſchnitt: Jugendfreunde. Streben. Berlin, 1803. 1804 | 223 |
| Siebenter Abſchnitt: Hamburg. 1804—1806 | 277 |
| Achter Abſchnitt: Die Univerſität. Halle, 1806 | 326 |
| Neunter Abſchnitt: Berlin. Herbſt 1806 | 358 |

# Erster Abschnitt.

## Herkommen. Erste Jugend.

### Düsseldorf, 1785—1790.

---

Familiennachrichten und Geschlechtsregister hat man bisher hauptsächlich nur aus Absichten der Eitelkeit und des äußern Vortheils gesammelt und aufgestellt, es ist aber kein Zweifel, daß solche auch zu einer tiefen und wichtigen Belehrung gereichen könnten, wenn man sie zu solchem Behuf einrichtete. Die Aufeinanderfolge, Verbreitung und Dauer eines Geschlechts, die Mischungen, welche es durch Aufnahme und Abgabe von Gliedern erfährt und bewirkt, die Verpflanzungen nach andern Orten und Ländern, die Wandlungen der äußern Verhältnisse, die Gestaltungen der Karaktere und der Talente, alles dies würde, in gehöriger Masse bestimmter Einzelheiten übersichtlich dargelegt, der Gegenstand ungemein anziehender und lehrreicher Betrachtungen sein. Solche Fäden des Privatlebens — denn auch die Königsgeschlechter dürften in diesem Sinn keine andre Auffassung ansprechen —, durch größere Zeiträume fortgeführt, müßten selbst den Lauf der weltgeschichtlichen Ereignisse in einer eignen, neuen Verwebung und Färbung zeigen. Die fortschreitende Wissenschaft der geselligen Lebensverhältnisse, wozu doch, aus ihren geringen Anfängen, die statistischen Bemühungen sich künftig emporheben müssen, hätte die neuen Thatsachen zu ergreifen, und würde unfehlbar die außerordentlichsten,

überraschendsten Folgerungen und Anwendungen daraus gewinnen. Es entstünde solchergestalt eine neue Art die Genealogie zu treiben, in einem höheren Sinn und zu edlerem Zweck, als die bisherige, nur der äußern Vornehmheit dürftig — und nicht selten unwahr — dienende. Freilich käme hierbei alles auf den eindringenden Blick und die ordnende Hand des Bearbeiters an. Ich will keineswegs ein solches Muster zu geben hier unternehmen, inzwischen mögen im Sinne des Gesagten einige flüchtige Familiennachrichten, die sich grade darbieten, meiner eignen Lebensschilderung vorangehen.

Der Stamm, dem ich angehöre, ist altsächsisch, in Westphalen von frühsten Zeiten heimisch und ausgebreitet. Das „uralte, berühmte, ritterliche Geschlecht von Ense", wie der westphälische Geschichtschreiber von Steinen es nennt, theilte sich früh in zwei Linien, deren eine, mit Beibehaltung des goldnen Wappenfeldes, von der im Walde bei Arensberg gelegenen und in der Soester Fehde zerstörten Burg Varnhagen sich mit diesem Namen nannte, die andre ein silbernes Feld und den Namen Schnidewindt annahm. Schon im zwölften Jahrhundert werden die von Ense genannt, und vom dreizehnten an kommen sie als Ritter, Burgherren, Drosten, fürstliche Räthe, Domherren und Freistuhlherren, im Kreise der westphälischen Heimath zahlreich vor, bald kriegerisch bewegt, bald friedlich seßhaft. Gleich darauf erschienen auch die beiden Linien, von welchen die Varnhagen'sche sich als die hervorragende zu erkennen giebt. Im fernern Verlaufe der Zeit finden wir dies Geschlecht von den Waffen und Fehden des Ritterlebens mehr und mehr ablassend, hingegen desto stärker dem geistlichen und gelehrten Stande nachgehend, wo die Ehrenvorzüge kaum geringer waren, und mit Wohlfahrt und Bildung zusammen gingen.

Diese Richtung gewann entschiednere Stätigkeit durch Konrad von Ense genannt Varnhagen, kölnischen Kanonikus, der als Pastor zu Iserlon daselbst im Jahre 1520, mit Vollmacht des Kurfürsten-Erzbischofs von Köln, eine Blut- und Erbvikarie zu St. Martin stiftete, und mit Grundbesitz und für die damalige Zeit beträchtlichem Einkommen aus-

ſtattete. Dieſe Predigeranſtellung beſteht noch heutiges Tages mit mannigfachen Vortheilen, als ausſchließlicher Beſitz der Familie Varnhagen. Gleich der erſte Inhaber jedoch, Johann von Enſe genannt Varnhagen, nahm eifrigen Antheil an der durch Luther bewirkten Glaubens- und Kirchenreformation, führte ſie, nach manchem Widerſtreit, in Iſerlon ſiegreich ein, und mit ihm wurde, unter Zuſtimmung des Stifters, ſowohl die Vikarie als auch die übrige Familie proteſtantiſch. Die nächſte Folge davon war die Verheirathung des bisher eheloſen Vikarius. Seine erſte Frau — denn er heirathete ſpäter zum zweitenmal — war eine von Kettler, Schweſter des nachherigen Herzogs von Kurland, Gotthard von Kettler, und aus dieſer Verbindung entſprang die Reihe meiner näheren Vorfahren, die nun faſt ohne Ausnahme, indem auch jene Stiftung fortwährend einwirkte, ſich vorzugsweiſe dem gelehrten, und, neben dem geiſtlichen, beſonders noch dem ärztlichen Stande widmeten.

Hieraus aber entſprang für die nachfolgende Stellung der Familie allmählig eine bedeutende Aenderung. Da bei evangeliſchen Predigern nicht, wie bei katholiſchen Geiſtlichen etwa für höhere Pfründen, der adelige Stand in Betracht kam, den Gelehrten ohnehin die lateiniſchen Titel ihrer Würden mehr galten als irgend eine Bezeichnung ihrer Abkunft, und außerdem durch Heirath, Aemter und Lebensweiſe die innigere Verbindung mit dem Bürgerthume ſtets zunehmen mußte, ſo hießen die Vikarien, Doktoren, Rathsherren und Bürgermeiſter aus dem Geſchlechte Varnhagen bald nur ſchlechtweg mit dieſem Namen, ohne weitere Bezeichnung eines Adels, der für die wohlkundigen nächſten Mitlebenden ausdrücklich feſtzuhalten unnöthig und beſonders hervorzuheben überhaupt keine Veranlaſſung war. So geſchah es, daß der Namen von Enſe ſich allmählig aus dem Gebrauch verlor, und zuletzt, abgerechnet das im Siegel erhaltene Wappen, die Familie ihre Herkunft nur als geſchichtliche Merkwürdigkeit im Gedächtniß aufbewahrte. Befriedigt in heimiſchem Anſehen, mittlerem Wohlſtand und gedeihlichem Wirken lebte ſie lange Zeit ſtill fort, ohne aus dem engeren vaterländiſchen Bezirk herauszutreten. Doch nannte ſich der letzte Vikarius

zu Iserlon, mit dem die ältere Reihe vor dreißig Jahren ausstarb, auf Reisen und in Bädern noch immer Herr von Ense, wie mir der Hofprediger Strauß, der ihn genau gekannt, mit andern solchen Sachen von ihm erzählte.

Das frühste Beispiel eines in weiterer Welt sich versuchenden Sinnes gab einer von Johann von Ense's Enkeln, der während des dreißigjährigen Krieges in Rostock studirt hatte, dann des Königs Gustav Adolph von Schweden und später der Königin Christina Leibarzt geworden war; er ließ sich in Schweden häuslich nieder, und hatte daselbst eine ansehnliche Nachkommenschaft, deren Fortbestehen noch in neuern Zeiten kund war, und erst in den neusten aus Mangel an Nachrichten ungewiß geworden ist.

Ein Bruder dieses nach Schweden gegangenen Varnhagen hatte die Rechte studirt und war Bürgermeister in Altena geworden; sein Sohn, mein Aeltervater, folgte ihm in diesem Amte, war aber zugleich Doktor der Arzneikunde, die er nach dem Vorgange jenes Oheims ebenfalls in Rostock studirt hatte, und deren Würden und Ausübung fortan in dieser Linie sich durch alle Geschlechtsfolgen herab vererbten.

Doch geschah in andrer Hinsicht eine wichtige Unterbrechung des gewohnten Familienganges durch meinen Urgroßvater Johann Bernhard, der sich als Arzt in Paderborn niederließ, und daselbst durch das überwiegende Einwirken der Jesuiten, welche von jeher viel Anziehendes für gelehrte und kluge Leute hatten, zur katholischen Kirche übertrat. Dieser Glaubensweg leitete nun natürlich auch seine Nachkommen, und zwar äußerlich trennend genug von dem protestantisch gebliebenen Theil der Familie, innerlich aber nicht ohne die starke Zugabe eines freien Untersuchens und Zweifelns, mitunter sogar eines in Scherz und Ernst muthvollen Widerspruchs, welchen die herrschenden Einflüsse der spätern Zeit ohnehin mächtig hervorriefen, und den auch die Beschäftigung mit Natur- und Heilkunde nur noch förderte.

Mein Großvater studirte gleich wieder auf einer protestantischen Universität, zu Leyden in Holland; machte dann große Reisen, besuchte Rußland und Oesterreich, und wollte

Wien zu seinem Wohnort erwählen, wo aber seine Niederlassung durch ausgebrochene Verdrießlichkeiten mit dem berühmten und einflußreichen Arzte van Swieten gestört wurde. Er kam darauf nach Düsseldorf, wurde kurpfälzischer Rath daselbst, und nahm, ungewöhnlich in der Familie, eine Frau aus weiter Fremde, die Tochter eines Kaufmanns aus St. Petersburg. Das gute Ansehen, in welchem er bei Stadt und Regierung gestanden, verschafften seiner Wittwe nach seinem frühzeitigen Ableben die nicht unbedeutende Hofstelle einer Oberkammerfrau (Garde des Dames) bei der Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, dessen Hof in Mannheim durch Kunstbildung und Glanz sich vor vielen auszeichnete.

Mein Vater, Johann Andreas Jakob, zwischen einer ältern Schwester und einem jüngern Bruder mitten inne stehend, genoß zwar auch zuerst bei den Jesuiten den gewöhnlichen Schulunterricht, doch ohne daß ihre Leitung und Gesinnung ihn einnehmen konnten; er studirte dann, dem Beispiele der Voreltern folgend, die Arzneiwissenschaft, erst in Heidelberg, darauf in Straßburg und Paris, heirathete, nicht ohne Bedenken seiner sehr katholischen Mutter, eine Protestantin, die Tochter eines Rathsherrn Kunz in Straßburg, mit der er sich schon während der Universitätsjahre verlobt hatte, und erhielt bald die Anstellung als kurpfälzischer Medizinalrath und Stadtphysikus in Düsseldorf. An diesem Orte kam ich den 21. Februar 1785 zur Welt.

Daß die Stellung der Himmelskörper im bestimmten Augenblicke der Geburt eines Menschen auf dessen ganzes Geschick einen entscheidenden Einfluß übe, kann man schon gelten lassen; wenigstens liegt in dieser Annahme der Sinn eines großen Verhältnisses, in welchem der Mikrokosmus zu dem Makrokosmus unmittelbar zu stehen sich wohl berühmen darf. Näher indeß, als die Berechnung und Deutung jenes Einflusses der Gestirne, drängt sich uns heutiges Tages als bedingend für das anhebende Einzelleben die Stellung der Geschichtsbahnen auf, in welche die neue Geburt eintritt; und von Goethe'n hierzu angeleitet, müssen wir diesen einige

Betrachtung widmen, um den nachherigen Verlauf klarer einzusehen.

Das Jahr 1785 bezeichnet, wie jeder Zeitpunkt der Geschichte, eine ganz bestimmte Stufe von Gewordenem und Werdendem, und darin für jeden, der diesem Moment angehört, ein unwiderruflich gegebnes Schicksal. Was auch die Umstände sonst, günstig oder ungünstig, darbieten, wie auch Gesinnung und Kräfte innerhalb des freigelassenen Raumes auf die Schranken selbst zurückwirken, immer bleibt die allgemeine Nothwendigkeit jenes besondern Moments das Umfassende und Bedingende, dem nicht zu entfliehen ist. Auch in meinen Lebensereignissen kann ich das Entscheidende jenes Anfangspunktes überall deutlich genug verfolgen, und daß ich damals, dort, und unter solchen Umständen geboren wurde, erkenne ich, wenn auch nicht als meine erste That, wie ein Freund es einst allzustark ausdrücken wollte, doch als meine erste Habe und unverlierbare Mitgift, deren Signatur in allen meinen Begegnissen sich wiederfindet.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte seine weitaussehenden, mit allgemeiner Anstrengung verfolgten Aufgaben bereits tüchtig gefördert, das Mühsamste und Undankbarste seiner Arbeiten war gethan, das Wünschenswertheste glaubte man nah, die bewegteste Entwickelung war im Gange, die gewaltsamsten Erfolge aber standen noch bevor. Die eigentliche Mitte, von woher eine gänzliche Umwandlung aller europäischen Lebenszustände betrieben wurde, war Frankreich; religiöse Denkart, Staatsverfassung, Erziehung, Geselligkeit, alles wollte sich auf neuen Grundlagen völlig verändert erheben, die alten Verhältnisse wichen, der Staat selbst erwies sich alsbald fügsam, und die lebhafte, geistreiche, für Umgang und Mittheilung höchst ausgebildete Nation wirkte durch ihre Gaben und Thätigkeit unwiderstehlich auf die andern Länder ein, selbst Polen und Rußland nicht ausgenommen, welche weder entlegen genug, noch so weit zurück waren, um sich dem anmuthigen und verheißenden Einfluß entziehen zu können. Die neue Richtung gewann die Häupter der Nationen, die Kaiser, Könige, Fürsten, und hatte sich der höheren Stände längst vollkommen bemächtigt, ehe

sie zu den mittlern und untern gelangen konnte. In Nordamerika hatte dieser Einfluß zu einer neuen Freiheitsgestalt mitgewirkt, gegen welche die in England und Holland, in der Schweiz, und zum Theil auch in Deutschland, bestehenden Formen der Freiheit nur noch als ein Schein galten.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man den Antheil der Deutschen an der umfassenden Arbeit dieses Jahrhunderts für geringer halten wollte, als den der Franzosen, obgleich der Glanz des voranschreitenden Thuns meist bei diesen war; jene hatten nicht minder einen völlig neuen Lebensinhalt hervorgearbeitet, der seiner neuen Formen harrte, und inzwischen nachhaltig überall einwirkte, wo diese daheim und in der Fremde sich öffneten. Der preußischen Monarchie leuchtete noch das letzte Jahr Friedrich's des Großen, für die österreichischen Erblande und das deutsche Reich wirkten schon die lichten Bestrebungen Kaiser Joseph's des Zweiten. Auf größeren und kleineren Thronen sah man die Zöglinge der Menschenfreundlichkeit, der Aufklärung, der Duldungs- und Gleichstellungslehren; in vieljährigem Frieden war Wohlstand, Verkehr, Untersuchung und Einsicht aller Art gewachsen; alle Stände befleißigten sich der Bildung, der Ablegung von Vorurtheilen, und die Nation hatte für ihren allgemeinen Aufschwung, für ihre Gesinnung, für ihre Gemüths- und Gedankenkraft, eben jetzt in Litteratur, Sprachausbildung und Kunstbestreben so glückliche als harmlose Organe errungen. Indeß hielten die alten Einrichtungen noch vor, und das Leben wogte frisch und kräftig, aber zugleich bescheiden und erfreulich, zwischen seinen oft seltsam verbauten oder ganz vernachlässigten Ufern hin.

Am Niederrhein schlugen die Wellen dieser deutschen Fluthen besonders lebhaft und vielartig. Dem Handelsverkehr mit Holland und England offen, nach Frankreich in beständiger Theilnahme an dortiger Bildung und Mode hingewandt, von Oesterreich in Belgien, noch näher von preußischer Macht berührt, aus fürstlichen Gebieten, freien Reichsstädten, erzbischöflich-kurfürstlichen und andern geistlichen Herrschaften zusammengesetzt, ritterschaftliche, mönchische,

bürgerfreie Elemente vereinend, boten diese Gegenden das wunderbarste Gemisch von lebendiger Wechselwirkung.

Düsseldorf ragte in mannigfacher Beziehung günstig hervor. Früher eine fürstliche Residenz, und noch stets, wiewohl die kurpfälzische Hofhaltung immer in Mannheim blieb, als solche angesehen und gehalten, als Hauptstadt der Herzogthümer Jülich und Berg der Sitz einer eigenen Landesregierung, nach bequemer Lage am Rheinhandel theilnehmend, heiter gebaut und fortwährend erweitert und verschönert, durch gebildete Einwohner von freiem und munterm Sinn, durch zahlreiche Beamte, Militair, benachbarten reichen Adel und viele Fremde belebt, welche zum Theil wegen der berühmten Bildergalerie verweilten, im Winter auch wohl um des zu Zeiten wohlbesetzten Schauspiels willen kamen, durfte diese Stadt unter die vorzüglichsten und angenehmsten am Rhein gezählt werden. Als namhafte Repräsentanten dieses Lebenskreises kann ich zuvörderst den Kanzler Grafen von Nesselrode nennen, der mir als ein edles Bild hoher Amtswürde und milder Vornehmheit noch vor Augen steht, dann seinen Sohn, der innig befreundet mit Jacobi und in brieflichem Verkehr mit dem Grafen von Mirabeau war, den Freiherrn von Hompesch, den Hofkammerrath Beuth, der eine schöne Kunst- und Naturaliensammlung besaß, den Medizinalrath Brinkmann, den Regimentsarzt Nägele, ferner manche Offiziere, Kaufleute, Künstler und Schauspieler, die durch Talent und feines Betragen zu der besten Gesellschaft Eingang hatten; als Frauen von höchster Auszeichnung sind zwei Gräfinnen von Hatzfeldt, die beiden Schwestern Jacobi's und die jüngere Gräfin von Nesselrode, schon aus anderweitigen Erwähnungen bekannt; unter den gebildeten Damen der vornehmen Klasse fehlten aber auch solche nicht, deren glänzende Vorzüge nicht immer günstig zu beurtheilen waren.

Durch Jacobi's Nennung ist schon ein Mittelpunkt bezeichnet, mit dem die ersten Geister des Vaterlandes in Verbindung standen, und dessen Strahlen sogar über Deutschland hinaus sich verbreiteten. Zunächst aber gehörte er durchaus dem Niederrhein und dessen Nachbarschaft an, indem mit Köln, Aachen, Koblenz, und auf andrer Seite mit Elberfeld,

Duisburg, Xanten, Münster, der lebhafteste Verkehr unterhalten wurde. In Pempelfort, neben einer bedeutenden Fabrikanstalt, gab ein schönes großes Wohnhaus und angenehmer Garten die reichste Gelegenheit zur edelsten Gastfreundschaft, die selten in solcher Ausdehnung mit glücklichem Maß, und ohne allen Prunk so reichlich, ausgeübt worden. Dies Verhältniß war für Düsseldorf, wo Jacobi seines Amtes wegen eben so oft wie in Pempelfort war, überaus belebend, und Geselligkeit, Litteratur und Kunstbildung hatten ihren festen Anhalt an ihm. Ich habe späterhin oft bedauert, daß von diesem Hause, mit welchem doch mein Großvater schon wohlbekannt gewesen, mein Vater sich aus einer ich weiß nicht welcher stolzen Verstimmung zurückgehalten hat. Er pflog niemals Umgang nach jener Seite hin, wiewohl er die Personen nach Gebühr achtete, und von ihrem Dasein und Wirken vielfach berührt sein mußte.

Meine frühesten Eindrücke und Erinnerungen sind nicht aus dem städtischen Leben, sondern von Garten und Flusse her. Das kleine Haus, welches wir in einer Seitenstraße bewohnten, ging rückwärts auf den Rhein, dem hier noch grade so viel Boden abgewonnen war, um ein Gärtchen und ein schmales Weidenufer zu bilden, durch einige vorgelagerte Felsenstücke gegen den Andrang des Stromes, selbst bei einigem Schwellen desselben, ziemlich geschützt. Aus einem Fenster des Wohnzimmers führten Treppenstufen in diesen Raum hinab, der in seiner engen Umhegung, nach kleinstem Maßstabe mit Rasen und Beeten, Sträuchern und Bäumchen versehen, bei großem Himmelsblick und reicher Aussicht aufwärts auf die mächtig vorüberströmende Wasserfluth und ihre jenseitigen Ufer, bei nährend gesunder Luft, von Sonnenwärme und frischem Hauche zugleich getroffen, in seiner stillen, gedrängten Abgeschlossenheit uns Kindern ein wirkliches Paradies war, und als solches mir noch jetzt vor Augen schwebt. Ich erinnere mich deutlich des genossenen reinsten Glücks, der unschuldigsten Freudigkeit des Gemüths, des klarsten Auffassens der Welt und des harmlosesten Verbringens schöner Tage. Meine Schwester, Rosa Maria, doch gewöhn-

lich Röschen genannt, um anderthalb Jahr älter, gewährte mir das Glück einer lieblichen, in Spiel und Ernst gleich wohlthätigen Genossenschaft, und dabei eines reiferen Vorbildes, für Rath und Anhalt immer bei der Hand. Wir liebten uns wahrhaft, hatten ein unbeschränktes Kindervertrauen zu einander, und wenn ja kleine Zänke eintraten, dessen ich mich doch kaum erinnere, so gingen sie schnell und spurlos vorüber.

Selten wagten wir die Hecke des Gärtchens gegen das Wasser hin zu überschreiten; die Gefahr stellte sich uns um so erschreckender vor Augen, als eines Morgens sich ergab, daß ein Rabe, der zahm und redend uns so vertraut geworden als wunderbar geblieben war, sein Gitterhaus über Nacht durchbrochen, und wahrscheinlich, da er nicht fliegen konnte, seinen Tod im Rhein gefunden hatte. Um so reizender war es, wenn wir denn doch zuweilen, unter Aufsicht des Vaters, über die strenge Gränze vorgingen, das mit Weiden und Gebüsch bewachsene Ufer durchstörten, die daran festgelegten schwimmenden Floßbalken betraten, möglichst nah die großen Schiffe und die ungeheuern Flöße, die von vielen hundert Armen fortgerudert nach Holland hinabgingen, stolz vorbeiziehen, Nachen herumrudern, zuweilen Schwimmer sich ergötzen sahen, oder auch nachsinnend zu unsern Füßen das lebendige Spiel der Wellen und Wirbel betrachteten, und wohl gar in das reine Wasser unsre Stückchen Weißbrod eintauchten, die so benetzt uns das labendste Gericht dünkten.

Von meinem dritten Jahre ungefähr bis über mein fünftes hinaus sind meine Erinnerungen in dieser Gartenluft zusammengedrängt, als das Bild eines ununterbrochenen großen Sommers, so wie die dazwischenliegenden Winter gleichfalls zu einem zusammenhängenden Ganzen sich mir ausgeschieden haben. Die Zeitbestimmung meines fünften Jahres wird mir durch den Umstand sicher, daß mir ein anhaltendes allgemeines Glockengeläut, welches aus den kurkölnischen Ortschaften, und besonders von Neuß her, lange Zeit tagtäglich in regelmäßigen Fristen erschallte, durch sein betrübendes Einerlei, das der Rhein als Leiter nur allzuhell heranführte, zur unleidlichsten Qual wurde, dieses Geläute

aber geschah wegen des Ablebens Kaiser Joseph's, der am 20. Februar 1790 gestorben war.

Mit dieser stillen Gartenlust wetteiferte bald ein buntes Theilnehmen an lebhafterem Verkehr. Der schöne Hofgarten wurde mit beiden Eltern und der Schwester häufig besucht, ich fing an, den Vater auf vielen seiner Ausgänge zu begleiten, zu städtischen Besuchen, auf das Land zur geselligen Einkehr in nahen Gärten und Dörfern, oder auch zu entfernteren Ortschaften, nach Grafenberg, Benrath, Neuß, Ratingen, Zons, wohin den Vater zum Theil Amtsberuf, zum Theil das Bedürfniß größern Ausflugs führte. War die Wanderung zu Fuß, so trieb ich gewöhnlich dabei ganz für mich ein Spiel abentheuerlicher Vorstellungen und abgesonderten Hinlaufens, welches ich beim Nachhausegehen dann wohl mit peinlichster Ermüdung büßen mußte, wenn nicht mein Vater, dessen Liebe sich gränzenlos erwies, dadurch zu Hülfe kam, daß er mich weite Strecken zärtlich auf dem Arme trug. Auch in das Theater, welches jeden Herbst in Düsseldorf sich einfand, wurde ich frühzeitig mitgenommen, und habe zwischen Mutter und Schwester, obwohl ich sogar letztere manchmal darüber lächeln sah, bei rührenden Vorgängen, die ich doch nur im Allgemeinen als solche fassen konnte, heiße Thränen geweint.

Was aber inmitten aller dieser Dinge meinen Sinn und ganzes Dasein außerordentlich erhob, und meinem Bewußtsein einen ungewöhnlichen Schwung gab, war die Sonderbarkeit, daß ich, wenigstens zum Ausgehen, als Türke gekleidet war. Das achtzehnte Jahrhundert hatte in seinen Zügen, ehe sie schrecklich wurden, ungemein viel Kindisches, besonders in Deutschland, wo die Vorstellungen und Triebe eines lebhaft angeregten Bessern, zu dem man strebte, für die Ausübung in die engsten Schranken geklemmt waren, und da, wo sie sich nun doch Luft machten, oft nur als närrische Spielereien hervorkamen. Sprachbildung und Kinderzucht waren die jedem Thätigen am nächsten offnen Gebiete; wer sonst nichts konnte, machte sich eine eigene Orthographie, worin die Deutschen, zwischen den siebzig und neunziger Jahren, zahllose Versuche angestellt, oder bearbeitete seine

Kinder, was niemand wehren konnte. Durch Jean Jacques Rousseau's dringende Mahnungen war man auf bequeme, der Gesundheit vortheilhafte Bekleidung der Kinder allgemein bedacht, er selbst trug sich armenisch, die orientalische Tracht überhaupt hatte unläugbare Vorzüge, und mit ihr stimmten die neuaufgebrachten Kleidungsstücke wenigstens in Weite und Fülle überein. Es war nur ein Schritt auf diesem Wege weiter, machte aber dennoch allgemeines Aufsehn, als mein Vater, mit eigengesinnter Kühnheit, seinen Knaben völlig türkisch gekleidet einhergehen ließ. Ich war lange Zeit für Erwachsene und Kinder ein Gegenstand des Staunens, des Bewunderns, wohl auch des Neides, denn mein Kaftan und meine Schärpe leuchteten in buntem Glanz, und mein Bund war mit Perlen und Steinen reich besetzt. Das Aergerniß einiger pfäffischgesinnten Leute, welche von solcher, den Ungläubigen nachgeahmten, Kleidung auch auf die unchristlichen Grundsätze schließen wollten, die sich darin argwöhnen ließen, konnte nur den Trotz verstärken, und die Befriedigung erhöhen, welche mein Vater dabei empfand, daß dieser Augenscherz auch ein erfreuliches Bild sein wolle, das auf die allgepriesene Toleranz so glücklich hindeutete. —

Ich überstand die meisten Kinderkrankheiten sehr früh und glücklich; von dem Leiden, das die Blattern mir verursachten, habe ich noch deutliche Erinnerung, besonders auch aus den Tagen des Genesens, wo meine erwachenden Augen eines Morgens durch die Zaubergewalt bunter Bilderbogen, die neben meinem Bette an die Wand geklebt waren, mit unaussprechlichem Reiz eingenommen wurden. Solche Bilderbogen beschäftigten mich tagelang und konnten meinen ganzen Sinn fesseln; da ich einer Scheere habhaft geworden, begann ich die bunten Gestalten theils nach den vorgezeichneten Umrissen auszuschneiden, theils aus freier Hand nachzuahmen, wozu auch mitunter Zinnfiguren zum Vorbilde dienten. So unvollkommen diese Versuche ausfielen, so freute sich doch mein Vater sehr darüber, und förderte die Uebung, die bald dahin gedieh, daß sie als etwas Auffallendes von allen Leuten bemerkt und gepriesen wurde. Ich soll nicht viel über drei

Jahre alt gewesen sein, als dieses Talent sich zu äußern anfing, und mein Vater bewahrte lange Zeit einige der frühsten Proben. Ich schnitzte Figürchen, um damit zu spielen, und that dies bald in Gemeinschaft meiner Schwester leidenschaftlich; die Eindrücke des Theaters kamen uns dabei trefflich zu Statten, und der Stoff ging uns zu ganzen Tagen nicht aus. Diese Art von Spiel, Hand und Sinn zu bildender Selbstthätigkeit leitend, geräuschlos und reinlich, kaum eines Theilnehmers bedürftig und zu Zweien schon gesellig genug, hat unstreitig einen bedeutenden sittlichen Einfluß auf mich gehabt. Bis in die Jünglingsjahre erstreckte sich dasselbe mit seinem zwar ausgebildeteren, aber dem Wesen nach unveränderten Zwecke, das Vergnügen nämlich nicht sowohl im Ausschneiden zu finden, als vielmehr im Gebrauche des Ausgeschnittenen, wobei denn alles mehr oder minder in dramatische Gestaltung übergehen mußte. Durch Ehrgeiz und Ruhmsucht angespornt, fing ich daneben in meinem sechsten Jahre auch schon an, Blumen und Landschaften zum bloßen Zeigen und Verschenken auszuschneiden, und ich brachte diese Gabe später zu solcher Höhe, daß ich wenigstens an Feinheit und Schärfe des Gebildes sie kaum übertroffen gesehen habe. Diese Fertigkeit ist in der Folge für mich eine große gesellige Annehmlichkeit, eine gleichsam unterscheidende persönliche Auszeichnung geworden, und hat mir bei Männern und Frauen, bei Erwachsenen und Kindern mehr Beifall und Ruhm, Gunst und Schmeichelei, Ansehn und Vortheil des Augenblicks verschafft, als alle andern guten Eigenschaften und Gaben, die ich besitzen mag, zusammengenommen. Mir selbst aber gewährt sie noch in reifen Jahren das unschätzbare Glück, für geliebte mich umgebende Kinder ein unerschöpfliches Vergnügen stets bereit in meiner Hand zu haben, dem sie mit lebhaftestem Eifer und mit dankbarster Zuneigung nachstreben. In dieser Beziehung durfte ich nicht versäumen, der ersten Anfänge eines solchen Talents hier zu gedenken. Auch meine Schwester eignete sich dasselbe mit fast gleichem Entwickelungsgange bestens an, und übte dasselbe in eigenthümlicher Art.

Digitized by Google

Ein Gefühl von Einsamkeit, das ich freilich damals mir nicht deutlich zu machen wußte, begleitete mich aus der Stille auch in Geräusch und Lärm. Ich hatte keine eigentlichen Spielkammeraden, nur gelegentlich und auf abgerissene Stunden fand ich solche Gesellschafter, meine Sinnesart und Tagesgewöhnung aber floß nie mit der ihrigen zusammen, ich behielt in der größten äußern Hingebung innerlich etwas Fremdes gegen sie, wie überhaupt etwas Absonderndes gegen die Welt und ihre Darbietungen. Meinem Vater hing ich mit der größten Zärtlichkeit an, und ich hatte ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, allein dasselbe sollte schon früh durch einen Vorfall beträchtlich leiden.

Eines Tages, bei schönem Sommerwetter, trafen wir auf dem Grafenberg eine muntre Gesellschaft, worunter auch mehrere unsrer Schauspieler und Schauspielerinnen. Nichts konnte reizender für mich sein, ich fand unter diesen wunderbaren Wesen meine Lieblinge leicht heraus, und konnte mich besonders an einer Madame Lange gar nicht satt sehen. Ich hatte für sie ein so eignes und starkes Gefühl, daß ich dem Bedürfnisse, davon zu reden, nachgeben mußte, ich zog meinen Vater abseits, und vertraute ihm so bewegt als verschämt, daß ich in diese Dame verliebt sei. Schon sein Lachen über diese Eröffnung machte mich betroffen, nichts aber glich meiner Bestürzung und meinem Aerger, als er, der Gesellschaft mich wieder zuführend, der Dame vor dem ganzen Kreise nun laut mittheilte, welche Eroberung sie gemacht, und ich darauf mich den Gegenstand vielfachen Scherzes werden sah. Ich war empört über diesen Mißbrauch meiner Zutraulichkeit, und verdachte meinem Vater um so mehr sein gegen mich begangenes Unrecht, als mir auch höchst empfindlich auffiel, daß die schöne Frau durch jene Entdeckung zu keiner weitern Aufmerksamkeit für den Knaben veranlaßt wurde; hätte sie mich wenigstens an sich gezogen, mir geliebkost und mich geküßt, wie ich es fast nun erwartete, so hätte ich mir den Erfolg der Sache noch gefallen lassen, die mir jetzt, da sie durch Gleichgültigkeit von der einen und Scherz von der andern Seite nur verwundend für mich war, den Rest des Tages verdarb.

Ich hatte nun schnell und gründlich gelernt, daß es Regungen gebe, die man, um sicher zu sein, ganz für sich bewahren und gegen niemand äußern müsse. Diese Erfahrung wurde von andrer Seite her durch Eindrücke verstärkt, wo Nachdenken und Schweigen vereint die Folge waren. Unser Wohnhaus hatte an einem nebenangebauten Schlachthause eine unangenehme Nachbarschaft, welche den Kindern jedoch nur als großer Reiz der Neugierde bemerklich wurde. Ich hatte schon manches Niederwerfen und Abschlachten des brüllenden Hornviehes mit schauderndem Vergnügen mit angesehen, als eines Tages eine Kuh geschlachtet wurde, die, wie sich später zeigte, trächtig war. Das Herausnehmen des kleinen noch nicht belebt gewesenen Kälbchens aus dem geöffneten Leibe blieb mir nicht verborgen, und ich mußte stets darüber sinnen, bis mir endlich mein Vater, bestürmt von meinen unabläßigen Fragen, die Sache nach der Wahrheit erklärte. Ich befand mich nun aber in noch größerer Verwirrung als vorher, besonders da ich weiter zu fragen theils mich scheute, theils vergeblich fragte. Doch fühlte ich mich im Besitz eines wichtigen Aufschlusses und einer seltenen Kenntniß, die ich andern Kindern fehlen, den Erwachsenen aber auffallen und von vielen mißbilligen sah; und seltsam genug, ich selbst ahndete etwas, als ob mein Vater auch diesmal, freilich zu meinen Gunsten, im Mittheilen zu bereitwillig gewesen sein möchte, besonders, da er weiteres sichtbar verschwieg, und mich im Dunkel lassen wollte. Ich aber mußte mit meinem angeregten Nachdenken und empfangenem Halbvertrauen wieder auf mich selbst zurückgewiesen bleiben.

In meine frühere Kindheit fällt auch ein Besuch im Kloster zu St. Barbara-Garten in Rheinberg, wo meines Vaters Schwester Eleonora Nonne war. Dieses für adelige Fräulein bestimmte Kloster war ihr durch die Gunst des Hofes eröffnet worden, wiewohl sie keine Ahnenprobe ablegen konnte, und leicht entschloß sich die jugendlich Unerfahrne zum dargebotenen Seligkeitswege. Schon als Novize jedoch soll sie ihren Entschluß bereut haben, den sie aber dennoch, aus Scham und Rathlosigkeit, unwiderruflich ausführte. Wir

fanden sie noch jugendlich schön, freundlich vornehmen Wesens, gefaßt und leidlich zufrieden. Sie spielte die Orgel vorzüglich gut, zeichnete und schrieb vortrefflich, und wußte sich auch außer ihrem geistlichen Berufe so würdig als angenehm zu beschäftigen. Mein Vater, den sie Herr Bruder und Sie nannte, sprach mit ihr allein, fragte genau nach ihrem Zustande, und erbot sich, ihr aus dem Kloster herauszuhelfen, sobald sie es verlange; er machte sich anheischig, dieses, wenn nicht im Guten, wie er hoffte, auch mit List und Gewalt durchzusetzen, und für solchen äußersten Fall gewährte die Nähe der preußischen Gränze die beste Zuflucht und Sicherheit. Das Anerbieten wurde indeß mit Dank abgelehnt, die Tante hatte sich in ihr Verhältniß gefunden, und wußte ein anderes sich weder vorzustellen noch zu wünschen.

Dies alles wurde mir natürlich erst späterhin erzählt; damals erfüllte mich nur der Eindruck der schönen Räume, der guten Bewirthung und fröhlichen Besuchgesellschaft, die sich von mehreren Seiten zahlreich eingefunden hatte, so wie der einladenden Spielplätze in Hof und Garten, wo man den schönsten Nachmittag im Freien genoß. Ein schauerlicher Reiz von Ernst und Abgeschlossenheit, worauf doch manches in dem Klosterwesen deutete, so wie einzelne Worte von Mitleid und Bedauern, die ich für die armen Nonnen hatte äußern gehört, machten mir doch am Abend die Rückfahrt ganz lieb.

Das Geschick der guten Tante erfuhr späterhin noch die trauervollste Wendung. Sie erblindete und ihre Geisteskräfte wurden schwach. Sei es daß ihrem Zustande an sich eine strenge Behandlung in den Augen der übrigen Nonnen gemäß dünkte, sei es, daß eine aus früherer Abneigung gegen das Kloster jetzt wiedererwachende Unzufriedenheit sich in Aeußerungen zeigte, die man als widerspenstige und gottlose bestrafen zu dürfen glaubte, genug die Unglückliche wurde von den Schwestern grausam in ein abgelegenes, dunkles, fast unterirdisches Gemach verstoßen, wo sie in trostloser Einsamkeit unter den härtesten Entbehrungen viele Jahre zubrachte. Ihr jüngerer Bruder Franz, als Professor in Köln lebend, wollte sie mehrmals besuchen, konnte aber nie bis zu

ihr dringen, wie sehr er auch darauf bestand, sie wenigstens zu sehen. Nachdem aber die Franzosen jene Länder als Sieger besetzt hatten, nahm er die Gelegenheit wahr, und eines Tages, von französischen Beamten und Gendarmen begleitet, forderte er unvermuthet im Namen der Obrigkeit augenblicklichen Einlaß, der nun nicht zu verweigern war; die Nonnen fanden keine Frist zu irgend einer Vorbereitung, man drängte sie und folgte ihnen auf dem Fuße, und so mußten sie ungemildert den jammervollsten Anblick offenbaren. Auf bloßer Erde saß die Unselige ohne alle Bekleidung; kein Gewand, kein Stroh, weder Tisch noch Stuhl, nur die nothdürftigsten Gefäße! Man brachte ihr zu essen, die Nonnen boten ihr zwar Löffel und Gabel dringend an, sie aber achtete nicht darauf, sondern nahm die Speisen eilig mit den Fingern, schon längst jener Werkzeuge entwöhnt, wie sich jetzt deutlich ergab, so gern die harten Schwestern es verbergen wollten. Als der Bruder sie anredete, erkannte sie sogleich seine Stimme, weinte, bejammerte ihren Zustand, wollte aber niemand anklagen, und wünschte nur, es möchte ihr fortan etwas besser gehen. Sie war allerdings schwachsinnig und abgestumpft, wer weiß ob nicht zumeist in Folge der langen so schrecklich hingebrachten Leidensjahre, aber durchaus nicht rasend, wodurch allein solche Einkerkerung und Entblößung noch wäre scheinbar zu begründen gewesen; ihre Freundlichkeit und Sanftmuth im Gegentheil blieben sich durch alle Folgezeit unverändert gleich, und Werke der Andacht und frommen Milde fortdauernd ihre tröstliche Beschäftigung. So lebte sie zu Köln in einer Stiftung, wohin sie auf Kosten des Klosters versetzt worden war, noch viele Jahre in schwachem doch leidlichem Zustande, still und sanft, erfreut durch den öftern Besuch des Bruders und der Frau und Kinder desselben, mit denen sie sich zwar wenig aber doch gern unterhielt, und starb eines seligen Endes versichert um das Jahr 1814 in hohem Alter.

Noch ein anderes Klosterleben öffnete sich damals meinen Augen, und zwar ebenfalls in ganz heitrer Weise. Nicht fern von Düsseldorf lag ein Kloster von La Trappe, dem

ſtrengſten und abſchreckendſten aller Mönchsorden, der auch in der Welt am wenigſten Ausbreitung gefunden hatte, denn außer jenem Kloſter, und einem in Italien gelegenen, beſtand nur noch in Frankreich das eine berühmte, welches der Stifter ſelbſt eingerichtet und bewohnt hatte. Man erzählte grauenvolle Dinge von der harten und abgetödteten Lebensart der armen Kloſterbrüder, denen neben tiefſtem Schweigen und unaufhörlicher Todesbetrachtung auch noch die rauheſte Feldarbeit auferlegt war; doch wenn dieſe Unglücklichen tief beklagt und ſie als Opfer des wahnſinnigſten Aberglaubens geſchildert wurden, ſo gab dies gewöhnlich Anlaß, auch die Wohlthaten der Aufklärung zu preiſen, deren Wirkungen ſelbſt in dieſe finſterſten aller Kloſtermauern eingedrungen ſeien, und dieſe am Ende ſprengen würden. Von dieſer Einwirkung ſollten bald einige Merkmale mir ſichtbar werden, damals für mich gewöhnliche ſinnliche Eindrücke, welche das Gedächtniß aufbewahrte, bis eine ſpätere Zeit Verſtändniß und Urtheil dazu lieferte. Die Mönche hatten meinen Vater zum Arzt erwählt, und da ſich häufige Krankheitsfälle ereigneten, ſo fehlte es nicht an Wanderungen nach Düſſelthal, wohin ich faſt immer mitgenommen wurde. Das düſtre Innere des Kloſters blieb uns verſchloſſen, dort mag es übel genug ausgeſehen haben, aber die zur Aufnahme der Kranken und zur Bewirthung der Fremden eingerichteten Zimmer hatten nichts Unheimliches; hier war auch die ſtrenge Regel aufgehoben, die Mönche plauderten mit den Beſuchern nach Herzensluſt, tranken von dem Weine, der dieſen vorgeſetzt wurde, fröhlich mit, und gewöhnlich kam auch Obſt und Kuchen zum Vorſchein, von denen mein Theil ſo reichlich ausfiel, daß mir die Taſchen auch noch für den Rückweg mit ſolcher Labung angefüllt wurden. Vor dem Knaben that man ſich keinen Zwang an, man ſah ihn mit Heiligenbildern und Roſenkränzen beſchäftigt, die man ihm zum Spielen hingegeben, und achtete ſeiner nicht weiter. Unwillkürlich aber hörte ich Dinge, deren volle Bedeutung ich wohl nicht faßte, die mir jedoch genugſam als ſolche einleuchteten, die nicht ganz richtig waren, und mir den Begriff gaben, daß auch die großen Leute Unarten und Schelmereien hätten;

wo mir die Worte nichts oder wenig sagten, da sagte mir der Anblick alles, das spöttische, selbstzufriedne Lächeln, oder die wegwerfende, dreiste Gebärde, von denen manche Aeußerungen begleitet wurden. Auf dem Heimwege fragte ich einst meinen Vater, wann denn ein gewisser Pater, der mir besonders freundlich zu sein pflegte, wieder krank sein würde, um auch wieder zu sprechen und wieder Wein zu trinken? Es wurde klar, daß ich die Vorstellung hatte, die armen Leute nähmen der Krankheit als eines Vortheils wahr, und machten es unter einander nach Gutdünken ab, wer ihn haben und genießen solle. Daß ich nicht ganz fehlgegriffen, erkannt' ich aus der muntern Laune, mit der mein Vater einige Worte lachend vor sich hin sagte, ohne mir weiter eine Antwort zu geben.

Wenn zuweilen ein paar schmutzige Kapuziner, die für ihr Kloster Lebensmittel einsammelten, auch bei uns einsprachen, die empfangene Beisteuer in den Sack steckten, und dabei mit der Magd, die sie ihnen gereicht, in gemeinster Volkssprache und Sinnesart zu scherzen versuchten, so war das auch kein Eindruck, um für das katholische Pfaffenthum besondere Achtung einzuflößen; eben so wenig war hierzu das widrige Plärren von Litaneien geeignet, oder die Aermlichkeit der Prozessionen, mit denen die nahe Franziskanerkirche uns früh bekannt machte. Vergebens war das Beispiel der Ehrfurcht und Unterwerfung, welche diesem kirchlichen Schauwesen abseiten des Volkes noch bezeigt wurde; das Volk, welches in den Augenblicken seiner aufgerufenen Gläubigkeit hastig niederkniete, um schnell wieder in all seiner Rohheit aufzustehen, hielt sich für den kurzen Zwang gleich wieder schadlos, und übte nur größere Frechheit und Schamlosigkeit.

In der That war es in den Ländern am Rhein damals mit der Religiosität schlecht bestellt; die Abwendung von allem, was ihr sichtbar angehörte, war zuverlässig ein besseres Heil, als die Hingebung an ihre Formen. Schon in meinen frühsten Jahren erlebt' ich Vorgänge, welche der unverdorbenen Kinderseele den entschiedensten Abscheu erweckten. Ein Beispiel diene statt vieler. In unsrer Straße wohnte eine arme Familie, die durch Schmutz, Lärm und Unordnung uns Kin-

dern immer ſchon ein Gegenſtand des Mitleids, der Neugier und der Furcht geweſen war; den Vater, der ſich dem Trunk ergeben hatte, raffte ein ſchneller Tod dahin, er war die erſte Leiche, die ich ſah; ſein älteſter Sohn, etwa zwölfjährig, ſtand neben mir, baarfuß und in Lumpen, aber trotzig und frech und ohne eine Spur von Traurigkeit; die Mutter führte einen Franziskaner herbei, der einige Gebete verrichtete und auch uns aufforderte, unſre Fürbitte bei Gott einzulegen, daß der Geſtorbene in den Himmel käme. Ich faltete, gleich den Andern, die Hände und war dem Weinen nahe. Nur der Sohn ſah unterdeſſen dreiſt umher, und ſagte mir ins Ohr: „Ich bet' mich nicht für meinen Vater, denn er hat mir auch nichts verſpart!" Dieſe Worte machten mir einen ſchrecklichen Eindruck; der elende Bube wollte an ſeinem Vater Rache üben, weil er ihm nichts hinterlaſſen, und verſagte ein kleines Gebet, das jenem in den Himmel helfen ſollte! Gläubig aber war der Böſewicht, denn er traute dem Gebet alle Kraft zu, und unterließ es gerade deßhalb; ja er rühmte ſich oftmals gegen mich, daß er gut katholiſch ſei, und daß er ſich der Religion ganz widmen wolle, denn ſein höchſtes Lebensbild war, Kapuziner zu werden! Niemand wird ſich wundern, daß ein Knabe, in deſſen Herz noch kein böſer Keim gefallen, mancher gute aber früh entwickelt war, von ſolchen Erſcheinungen, die er als katholiſche bezeichnen hörte, keine beſondere Anziehung erfahren konnte.

Mit dem Aberglauben und Pfaffenweſen ſtand mein Vater längſt in offnem Kriege. Schon ſeine Heirath mit einer Proteſtantin hatte ſehr mißfallen, noch mehr aber wurde ihm übel genommen, daß, während man dieſe ſich fleißig zu ihrer Kirche halten und ſelten am Sonntage die Predigt verſäumen ſah, er ſelber die katholiſchen Gebräuche gänzlich vernachläſſigte und auch ſein Söhnchen ohne deren ſichtbare Uebung aufwachſen ließ. Wer mit ihm in näheres Geſpräch kam blieb auch nicht lange zweifelhaft über ſeine Denkungsart, die er freimüthig und heiter vortrug, und mit Gründen und Beiſpielen geſchickt zu belegen wußte. Die Mehrzahl ſeiner Mitbürger, die Vornehmen durchaus, der Mittelſtand aber größtentheils, ſtimmten im Weſentlichen mit ihm überein, die

Aufklärung war von allen Seiten wirksam, nicht nur von der weltlichen, sondern auch von der geistlichen selbst, Bischöfe und Aebte, Pfarrer und Mönche wetteiferten in dem Bestreben, sich selber als Theilnehmer an dem wohlthätigen Lichte des Jahrhunderts darzuthun, und dieses Licht auch im Volke zu verbreiten. Die Meisten wollten hierbei doch mit einiger Klugheit verfahren, und mußten es auch, in sofern sie den eigenen Boden, der sie trug, einstweilen noch zu schonen hatten; Andre hingegen trieben ihr Werk mit rücksichtslosem Ungestüm, den eingebornen Fanatismus, der unter andern Umständen die Ketzer verfolgt hätte, jetzt gegen das Dogma selbst wendend. In den obern Ständen waren zwei Richtungen auffallend zu unterscheiden, die eine, verfeinerten und verwegenen Geistes, läugnete und verspottete alles, was dem Verstande und den Sinnen nicht genehm war, wollte aber, weltmännisch klug und herzlos selbstsüchtig, dieses vermeinte Höherstehen für sich allein behalten und das gemeine Volk in Wahn und Dumpfheit halten; die andre Richtung, weniger stark in sich, aber um so verbreiteter, wagte nicht zu läugnen und zu verspotten, was sie im Tiefsten stets noch als ein geheimer Schauder durchzuckte, betäubte sich aber gegen alles, was sie im sinnlichen Genusse des Lebens stören wollte, und begnügte sich, kaum Einmal im Jahre, oder auch wohl erst beim Annähern des Todes, in kirchlichen Aeußerlichkeiten eine Art schwächlicher Abfindung mit dem Himmel zu suchen. Keiner dieser beiden Richtungen gehörte mein Vater an; von der letztern trennte ihn sein freier, durch Bildung und Nachdenken selbstständiger Geist, von der erstern mußte seine allgemeine Menschenliebe ihn scheiden, sein warmes Herz für das Volk, das er nicht der Bevormundung dünkelhafter Selbstsucht Preis gegeben, sondern zur Theilnahme an jeder Bildung und Freiheit emporgehoben sehen wollte. So stand er unter scheinbar Gleichdenkenden mit seiner Gesinnung doch ziemlich allein, stützte sich auf keine Genossenschaft, hielt sich zu keiner Parthei. Diese Art wird von gegnerischer Seite immer am ersten und heftigsten angefeindet und fällt ihr am schnellsten zum Opfer. Im Allgemeinen achteten und liebten ihn seine Mitbürger, die Armen wußten ihn zu

ihrer Hülfe stets bereit, auf seine Redlichkeit, seinen Eifer konnten Alle rechnen. Aber ein Kern von Pfäffischgesinnten, der sich im Dunkel enger zusammengezogen hatte und sich im Stillen stets wirksam erhielt, wählte ihn früh zum Ziele des Hasses und der Verfolgung. Anfangs lachte er des machtlosen und ihm, wie er glaubte, unschädlichen Bestrebens, und fand die ausreichendste Genugthuung in dem Zutrauen, welches auch die entschiednen Feinde ihm als Arzt erwiesen, denn in ernsten Krankheitsfällen wurde nur immer er zu Rathe gezogen, mit großem Aerger eines frömmeren Kollegen, der fleißig in die Messe und zur Beichte ging, und an dessen Seelenheil dieselben Leute nicht zweifelten, die ihr leibliches doch lieber in andre Hände legten! In späterer Zeit, als die pfäffische Feindschaft mit weltlichen Umständen sich verbünden konnte, wußte sie ihre verkannte Kraft leider rücksichtslos genug fühlbar zu machen. —

Zwei Gattungen von Menschen hingegen, welche in jener Zeit als entschiedenster Gegensatz alles Pfaffenwesens galten, waren meinem Vater besonders befreundet, die Militairpersonen und die Schauspieler, beide auch für mich Knaben natürlich von größter Anziehung. Das kurpfälzische Militair war freilich in großem Verfall, den man größtentheils den Verwaltungsmaßregeln des vom Kurfürsten Karl Theodor begünstigten Engländers Thompson, des nachmaligen Grafen Rumford, beimaß, den ich damals in Düsseldorf und Mannheim nie so lobwürdig nennen hörte, als wohl in späterer Zeit und an fremden Orten; die Mannschaft war unansehnlich, nicht nach der Tauglichkeit, sondern nach besondern Rücksichten ausgewählt, schlecht ausgerüstet und verpflegt, in allen Uebungen vernachlässigt, die Offizierstellen wurden häufig nach Hofgunst verliehen, öfters auch verkauft, und die Gesammtheit stand in geringen Ehren; allein es gab auch ehrenwerthe und tüchtige Männer darunter, die mit Unwillen diesen Zustand beklagten und alles, was in ihrer Macht lag, anwandten, um ihn zu verbessern. Vorzüglich ein Oberst erwies sich unermüdet in thätiger Sorge für das Wohl seiner Untergebenen, er suchte Offiziere und Gemeine zu tüchtigen Soldaten zu bilden, zeigte im Dienste die größte Strenge,

sonst aber gegen jederman die gütigste Freundlichkeit. Dem Exerziren zuzusehen, welches selten ohne Strafen ablief, war ein schauerliches Vergnügen; auf Kaffeehäusern, in den Gärten vor der Stadt und andern Lustorten nahm das Militair sich weit angenehmer aus: da wurden Scherze getrieben, Kriegssachen verhandelt, und vor allem die Großthaten der Preußen gerühmt, die seit dem siebenjährigen Kriege das unerreichbare Vorbild aller deutschen Truppen waren; die Kaiserlichen waren dagegen die Zielscheibe des Spottes, und dabei bemerkte man mit Bitterkeit, daß man leider ihnen mehr als den Preußen ähnlich sei. Diese früh vernommenen Urtheile machten einen tiefen und dauernden Eindruck auf mich.

Ich habe schon meines frühen Schauspielbesuchs erwähnt und eines Vorfalls gedacht, wo meiner Neigung zu einer schönen Sängerin übel mitgespielt wurde. Doch meine Freude am Theater erlitt dadurch keine Störung; die Tage, an denen gespielt wurde, erschienen mir schon am frühen Morgen in aller Macht des Zaubers, der sich am Abend herrlich entfalten sollte. Ein großer Theil meines Kinderglückes bestand in diesen Festen der Phantasie, in denen eine zweite Welt mir aufging. Selten geschah es, daß eine Vorstellung versäumt wurde, denn da mein Vater als Arzt von den Schauspielern keine Vergütung nehmen wollte, so hatten wir wenigstens freien Eintritt, den wir gern benutzten. Die deutsche Schaubühne gehörte damals zu den Ehrensachen der Nationalbildung, die jeder Strebende zu fördern verpflichtet und für welche der ernstlichste Eifer entzündet war. Doch mit Schauspielern und Schauspielerinnen nähern Umgang zu haben, war noch ungewöhnlich, und mein Vater, der, wie in andern, so auch in dieser Vorurtheilslosigkeit munter voranging, erwarb sich den Dank und die Liebe der durch ihn Gehobenen. Der ganze Stand hatte damals wohl nicht weniger Bildung als jetzt, viele seiner Mitglieder waren nicht für ihn erzogen, sondern für einen höhern, dem sie aus Laune oder Unglück entsagt hatten; frisches Leben aber und geniale Kraft fanden sich in reichsten Maßen ausgetheilt, auch bei den wandernden Gesellschaften, welche in ihrer wechselvollen Freiheit vor den spätern Hof- und Stadtbühnen

und deren gebundenem Amts- und Schulwesen manchen Vorzug behaupteten. Es traf sich nicht selten, daß Schauspieler sich mit meinem Vater in lateinischer Sprache ganz fertig unterhielten, bei andern bewunderte man die Meisterschaft in ritterlichen Uebungen; aus der Hof- und Staatswelt sogar hatten sich Liebhaber angefunden, die unter selbstgewählten Namen sich um den Beifall des Publikums bemühten, denn den angeborenen Namen zu führen, wurde den Schauspielern noch nicht zugemuthet. Nicht zu übersehen ist auch der Umstand, daß die rheinischen und süddeutschen Bestandtheile damals beim Theater vorherrschten, wie in späterer Zeit die norddeutschen, worin sich ein bedeutender Unterschied angiebt, den der Kundige wohl wird zu würdigen wissen.

Die guten Tage, welche mir unter wechselndem Vergnügen oder doch in stiller Zufriedenheit dahinflossen, wurden durch kein frühzeitiges Lernen getrübt. Die herrschende Denkart war aller geistigen Anstrengung der Kinder durchaus entgegen. Die Kenntnisse, welche schon dem zartesten Alter mit Mühe und Pein pflegten eingetrieben zu werden, kamen in scharfe Prüfung; ein Theil wurde als unnütz geradezu verworfen, die andern einer reifern Zeit vorbehalten. Ich lernte zwar keine Buchstaben, aber dafür desto mehr Sachen, durch Anschauung und Benennung vieler Gegenstände, durch Mitgehen in so vielen Bewegungen und Verhältnissen des Lebens. Vermöge Hörens und Nachsprechens machte ich zwar einen Anfang im Französischen, aber ich wußte kaum, daß dies ein Lernen sei. Das Einzige, wobei mir zum erstenmale bekannt wurde, was ein Lehrmeister bedeute und was Lehrstunden seien, war dem Anscheine nach die vergnüglichste Unterhaltung, nämlich das Tanzen, welches als nützliche Leibesübung früh zugelassen wurde. Doch mir wurden gerade diese Stunden und der ganze Unterricht bald unsäglich verhaßt. Der Meister war ein griesgramiger Pedant, von roher und tückischer Gemüthsart, der die kleinen Schüler unaufhörlich schalt und strafte, so daß wir selten ohne Weinen abkamen, und uns auch wohl, wenn wir den gefürchteten Mann kommen sahen, im Garten vor ihm verbargen, welches fruchtlose Bemühen unser Loos bei ihm nicht

verbesserte. Meine entschiedene Abneigung hatte zur Folge, daß, als der Unterricht zufällig auf einige Zeit ausgesetzt worden war, seine Wiederaufnahme weit hinaus verschoben blieb, und die Umstände fügten es so, daß er nie mehr Statt fand; denn meinen nächsten Jahren fehlte jeder Wunsch darnach, und den spätern der Entschluß, mich in dieser Sache noch als Anfänger zu gebärden, während ich in andern Dingen schon vorgeschritten war.

# Zweiter Abschnitt.

## Brüssel. Straßburg.

1790—1792.

---

Ein großes Ereigniß war es für mich, daß ich meinen Vater auf einer Reise nach Brüssel begleitete, zu der ihn dort lebende Freunde veranlaßten. Sie erstreckte sich auf vierzehn Tage, und ich war nicht wenig erstaunt, als ein Tag nach dem andern verging, ohne daß ich Mutter und Schwester wiedersah. Die Begegnisse der Reise, die neuen Landschaften und Städte, die ich zu sehen bekam, beschäftigten mich indeß auf das angenehmste, besonders Brüssel selbst, die prächtige, volkreiche Stadt, mit dem schönen Park, dem zahlreichen österreichischen Militair und den vielen guten Leuten, bei welchen wir einsprachen und die es mir vom Morgen bis zum Abend an Unterhaltung nicht fehlen ließen. Wiewohl noch so jung, empfing ich doch nicht ohne Nutzen die Eindrücke so vieler und bedeutender Gegenstände; von dem, was die Sinne fassen konnten, ging mir nichts verloren, und das frische, durch keinen Zwang verkümmerte Gedächtniß hielt alles in treuem Gewahrsam fest. Hätte ich Brüssel später nie wiedergesehen, so würde mir doch von jenem erstenmal ein allgemeines und in vielen Zügen höchst bestimmtes Bild der Stadt und ihrer Einwohner, der Trachten und Sprachweisen, der gottesdienstlichen Aufzüge, und was sonst in die Augen fiel, zeitlebens verblieben sein, ungerechnet das

denkwürdige Wahrzeichen des Manneken-Piss, dieses wunderlichen Brunnenmännchens, das freilich meine Begriffe äußerst in Verwirrung brachte, denn hier war ganz öffentlich zur Schau gestellt, was in jedem andern Falle für höchst unanständig erklärt wurde. Daß dieses Manneken nun gar ein Bürger von Brüssel sein sollte, an gewissen Tagen festlich geschmückt wurde und der ganzen Stadt als ein Pfand ihres Wohlergehens theuer und fast heilig war, hatte für mich zwar keinen Sinn, doch reimt' ich es zusammen mit der Verehrung, die ich auch andern Bildern von Stein oder Holz erweisen sah, und die ich eben so wenig begriff.

Mein Prüfungs- und Widerspruchstrieb wurde auch in Betreff der österreichischen Truppen lebhaft erregt, denn ich hatte von diesen oft genug mit Geringschätzung reden hören, und nun sah ich die prachtvollsten Regimenter, die herrlichsten Reiter, die schönsten Grenadiere, die mir alle vortrefflich gefielen und die ich von allen Leuten geehrt und bewundert sah. Einige Offiziere schenkten mir ihre Gunst, und auch mit manchen Grenadieren hatte ich bald gute Bekanntschaft, so daß ich an großen und kleinen militairischen Vorgängen wohlbeschützt Theil nehmen konnte. Das war ein andres Wesen, als mit unsern Pfälzern! Höchst unwillig ließ ich mich über diejenigen aus, die mir eine so falsche Meinung beigebracht hatten; ich war wie beleidigt, und freute mich schon, die Leute nach meiner Heimkehr zur Rede zu stellen und ihnen zu sagen, daß sie falsch gesprochen. Es bedurfte der ernstlichen Autorität meines Vaters, um mich zu beruhigen; er verwies mir meine Ungebärdigkeit, und meinte, ich würde nur ausgelacht werden, gegen welchen Spruch denn auf's neue mein Inneres sich auflehnte und trotzige Zweifel nährte. Die österreichischen Truppen aber blieben meinem Herzen über alles werth, und es gehörte die nachhaltige Wirkung der französischen Freiheitskriege dazu, um jene frühe Zuneigung zu verdunkeln, die dann in späteren Jahren doch noch einige Spuren zeigte.

Die Widersetzung und Kampflust, welche in mir unwillkürlich entstehen mußte, sowohl durch alles, was ich von dem Vater sah, als durch die täglichen Gespräche, die ich

mit anhörte, wurde in manchen Fällen unbequem, war aber nicht so leicht auf ein kluges Maß zurückzudrängen. Denn Kinder lassen sich zwar leicht einreden, was sie für gut und recht halten sollen, wollen dann aber auch nicht die geringste Abweichung gestatten, und überdies gefällt sich die Eitelkeit im Trotz und Eifer. So geschah es mir eines Tages, als eine prächtige Prozession Statt fand, wegen deren ich mit den Hausleuten auf die Straße getreten war. Die Grenadiere machten Spalier und hielten die blumenbestreute Bahn frei, das Volk drängte sich und jubelte in Erwartung des feierlichen Aufzugs. Endlich erschien dieser in glänzendem, buntem Gepränge. Die höchste Aufmerksamkeit war auf den Thronhimmel gerichtet, unter welchem das Allerheiligste getragen wurde, und dem die Schwester des Kaisers Joseph, Erzherzogin Marie Christine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und Gouvernante der österreichischen Niederlande, unmittelbar folgte. Alles Volk und die Truppen fielen auf die Kniee, so wie der Thronhimmel nahe kam. Ich aber wollte nicht knieen, und sträubte mich gegen die Nachbarn, die mich dazu nöthigen wollten. Solch Aergerniß rasch abzuthun, legte ein Grenadier seine Hand auf meine Schulter und augenblicks lag ich auf den Knieen, brach aber, empört über die Gewalt, die mir unvermuthet angethan worden, in heftiges Weinen aus, so daß die Erzherzogin herüberblickte und über mich lachen mußte. Das vermehrte nur meine Unseligkeit und ich klagte und drohte noch lange, denn auch die Auszeichnung, welche mir, wie die Leute behaupteten, darin widerfahren sei, daß die Erzherzogin mich so fröhlich angesehen, wollte mir keineswegs gefallen. Die größte Kränkung erfuhr ich indeß durch meinen Vater selbst, der mein erlittenes Unrecht nicht sehr beachtete, und mir nur den Rath gab, mich künftig bei solchen Gelegenheiten nicht vorzudrängen.

Bereichert an Bildern und Erfahrungen, kehrt' ich mit meinem Vater von Brüssel endlich wieder heim zu Mutter und Schwester, nach denen meine Sehnsucht in den letzten Tagen immer heftiger verlangt hatte. Bis ich ihnen erzählt, was alles mir begegnet war, was ich geschaut und genossen

hatte, konnte ich gar keine Ruhe finden. Mit stolzem Selbstgefühl breitete ich meinen kleinen Schatz vor ihnen aus, dessen Bestandtheile sie doch meist anders würdigten, als ich, nur hatte ich die Befriedigung, von der Mutter wegen meines Nichtknieenwollens belobt zu werden. Manche mitgebrachte Bilder und Spielsachen wurden von der Schwester freudig aufgenommen. Woran aber Mutter und Schwester vereint den größten Antheil bezeigten, das waren meine eignen Ausschnitte, die sich während des Brüsseler Aufenthalts ungemein vervollkommnet hatten; in dem Hause, wo wir gewohnt, waren nämlich Porzellantassen im Gebrauch, auf welchen kleine Landschaften gemalt standen, die mir nachzuahmen ziemlich gelungen war. Es war das erstemal, daß ich dies Ausschneiden nicht zu meinem Spielbedarf, sondern aus Ehrgeiz, um es Andern zu zeigen, ausgeübt und mich daher einer besondern Feinheit beflissen hatte. So nachhaltig übrigens blieb dieses erste Vorbild meinem Sinn eingedrückt, daß in allen spätesten Erzeugnissen dieser kleinen Kunst etwas von jenen Brüsseler Tassen sich erkennen ließ.

Nicht lange waren wir heimgekehrt, als eine neue Trennung Statt fand, und meine Mutter und Schwester eine Reise nach Straßburg machten. Hatte ich früher das Scheiden als Abreisender empfunden, den neue Aussichten reizen und wechselnde Gegenstände zerstreuen, so war mir nun beschieden, das Loos des Zurückbleibenden zu erfahren, dem sich alles Bekannte und Gewohnte plötzlich verödet, und der ein verringertes Leben einsam fortsetzen soll. Schon in dem begünstigten erstern Falle hatte ich den Schmerz der Trennung tiefer empfunden, als ein sonst leichtsinniges Naturell es erwarten ließ, und mitten in den größten Zerstreuungen war meine Sehnsucht oft ungestüm erwacht; jetzt aber, als das Schiff, das die Geliebten aufgenommen, stromaufwärts meinen Augen entschwand und diese zurückblickten in das leere Haus, den stillen Garten, da kannte meine Wehmuth kein Maß. Die Spielsachen, das Gartengeräthe, alles, was ich noch am Tage vorher mit meiner Schwester gemeinsam besessen und gehandhabt, erregte meine heißen Thränen, alles war mir

Digitized by Google

allein überlassen, und keine Freude mehr haftete daran. Ich durchlief klagend die mir leeren und übergroßen Räume, nicht Essen noch Trinken behagte mir, und nur als mein Vater mich zu einem weiten Spazirgang mitnahm und bei guten Freunden einsprach, wo fröhliche Jugend in Busch und Feldern sich tummelte, vergaß ich etwas des Leides, das mir zu Hause fortbestand. Am nächsten Morgen war es derselbe Schmerz, dieselbe Angst, und ich fühlte wohl, daß alle Tröstungen, die man mir bot, keine waren, daß niemand wußte oder wissen wollte, was ich litt, und ich glaube wirklich, daß man im Allgemeinen das Weh und Leid, welches Kinder empfinden können, zu gering anschlägt. Mein Vater, dessen Gesellschaft allein mich beruhigte, konnte mich doch nicht immer an seiner Seite haben, und sah sich genöthigt, mich für die Zeit der Abwesenheit von Mutter und Schwester in eine befreundete Familie zu geben, wo mir denn unter Kindern die Tage bald wieder angenehm hingingen.

Das frühere Dasein ungetrübter Kindheit in stiller Häuslichkeit und Gartenlust war jedoch unterbrochen und schien in voriger Weise nicht wiederkehren zu sollen. Denn auch, als meine Mutter und Schwester von Straßburg zurückkehrten, und mir das Glück des Wiedersehens, von mitgebrachten Geschenken und unerschöpflichen Erzählungen begleitet, durch viele Tage sich immer neu fortsetzte, war es nicht mehr die Absicht, sich der früheren Lebensgewohnheit behaglich wieder einzufügen, sondern es wurde schon daran gedacht, diese ganz zu verlassen, und neue Verhältnisse in der Ferne zu begründen. Die Eindrücke von Straßburg hatten in meiner Mutter das lebhafteste Heimweh nach der geliebten Vaterstadt erweckt, wo viele theure Bande sie anzogen, und die Mittheilungen, welche sie meinem Vater brachte, hatten auch ihm die alte Vorliebe für die Stadt seiner Studien aufgeregt. Man verglich den Glanz und die Behaglichkeit des Lebens in der großen und reichen Hauptstadt des herrlichen Elsaß mit dem kleinen und ärmlichen Zuschnitt der Verhältnisse in Düsseldorf, wo eine ehemalige Residenz mehr und mehr in eine Provinzialstadt versank, und ein schwaches Bürgerthum von üppigem Beamtenwesen erdrückt wurde,

dessen Kabaleur und Ränke, wie am fernen Hofe, so auch am Orte selber, sich durch alle Lebensgebiete hinzogen. Mein Vater war von namhaften Männern aufgefordert, an der blühenden Straßburger Universität, welche kürzlich die berühmten medizinischen Lehrer Spielmann und Lobstein verloren hatte, eine Professur anzusprechen, wobei ihm der Erfolg als gewiß und sein künftiger Wirkungskreis als der glänzendste vorgestellt wurde. Ein Mann, der sich in seinem Fache vollkommen tüchtig fühlte, und der seine Gabe des Vortrags und Lehrens in manchen Gelegenheiten erprobt hatte, konnte wohl gereizt sein, solchem Rufe zu folgen, und Verhältnisse, in denen er mühsam zu ringen hatte und einen Theil seiner Fähigkeiten nutzlos ruhen sah, mit solchen zu vertauschen, in welchen allen seinen Kräften geförderte und fruchtbare Thätigkeit gesichert schien. Doch zu diesen persönlichen Bestimmungsgründen kam noch ein allgemeiner hinzu, der jene mit aller Macht fortriß und sie alle weit überflügelte.

Die im Jahre 1789 in Frankreich ausgebrochene Revolution hatte überall die Geister lebhaft angeregt, und alle Freunde des Lichts, der Freiheit, des Menschenwohls überhaupt, erwarteten von der großen Bewegung ein neues, allgemeines Heil der Welt. Mein Vater war nicht der letzte gewesen, diese schönen Hoffnungen aufzufassen und zu verkündigen. Zwar hatte sein Gemüth bei den Auftritten der Pöbelwuth und Grausamkeit, die gleich im Beginn Statt fanden und von Zeit zu Zeit wiederkehrten, sich heftig empört, und wollte für den hohen Zweck nur milde und menschenfreundliche Mittel angewendet sehen; allein jene Unthaten verloren sich noch als Einzelheiten in der großen erfreulichen Strömung, die fortwährend die wichtigsten Anliegen der Menschheit einem glücklichen Ziel entgegen zu tragen schien. Zudem war die Bewegung nun in einem Zuge, der zu einer festen und ruhigen Ordnung leiten mußte, das Werk einer neuen Konstitution wurde von der Nationalversammlung eifrig gefördert, die Grundsätze fanden begeisterte Zustimmung und der Abschluß des Ganzen konnte nicht fern sein. Dem neuen Reiche der Freiheit und des Gesetzes, des Bürger-

thums und der Bruderliebe anzugehören, schien das glücklichste Loos, dessen wohldenkende, edle Menschen theilhaftig werden könnten.

Was meine Schwester mir von ihrer Reise und insbesondere von Straßburg erzählte, stellte meine eignen Anschauungen leicht in Schatten, sie hatte größere und reichere Gegenstände gesehen, als ich, und hatte sie sicherer und reifer aufgefaßt. Auch die Begeisterung für Freiheit war ihr nicht entgangen, sie hatte die frohen Feste gesehen, mit denen die neue Gottheit war gefeiert worden, sie hatte die Zeichen derselben, die Nationalfarben, überall vor Augen gehabt, und sie trug selber eine Schärpe dreifarbigen Bandes, auf welches sie nicht wenig stolz war. Sie theilte mir gar leicht eine Stimmung mit, die ihr aus natürlichem Nachahmungstriebe so lieb und eigen geworden war. Was sie von den Herrlichkeiten des Münsters, diesem für keine wiederholte Erzählung erschöpfbaren Wunder, von der Pracht der Spazirgänge und Lustörter, von den liebevollen Verwandten und zahlreichen Spielkameraden, ja von den kindischen Genüssen, dem herrlichen Obst und vortrefflichen Backwerk und von anderm Wichtigen dieser Art hinzufügte, verschmolz mir mit jenen dunkeln unfaßlichen Worten von Freiheit zu einem gemeinsamen Ganzen unermeßlicher Vorzüge, in welchen Straßburg vor allen Städten prangte. Die Mutter hatte nicht versäumt, auch ihr eignes Geburtsrecht hervorzuheben und sich als Straßburgerin zu rühmen, wonach ihr denn auch der Name einer freien französischen Bürgerin zukäme, und wir hörten oft genug, unser Vaterland sei eben so gut in Straßburg als in Düsseldorf.

Der Entschluß, letztere Stadt zu verlassen und sich in jener anzusiedeln, kam bei den Eltern bald zur Reife, und zufällige Umstände halfen ihn beschleunigen. Mein Vater hatte, zwar ohne seinen Namen, aber doch für diejenigen, die ihn näher kannten, leicht errathbar, auswärts eine Schrift drucken lassen, welche in volksverständlicher Weise mancherlei gemeinnützige Gegenstände, besonders aber die Gesundheitspflege behandelte, und in solchem Betreff manche Vorurtheile und Mißbräuche scharf kritisirte, wobei denn auch die An-

ſtalten ſowohl der Kirche als des Staates nicht geſchont blieben. Durch die Aufdeckung von ſolchen Uebelſtänden wurden viele Leute verletzt, am meiſten erbitterte der Ton, in welchem ſich menſchenfreundliches Pathos mit ſchneidender Satire miſchte. Die Pfaffen vorzüglich machten großen Lärm, und da ſie fühlten, daß ſie in eigner Sache ſchon weniger Gunſt fanden, ſo ſpielten ſie ihre Anklagen lieber auf die Staatsſeite hinüber, beſchuldigten den ungenannten Verfaſſer der Auflehnung gegen die Obrigkeit, der Schmähung von Behörden, und brachten es dahin, daß ſelbſt das Medizinalkollegium, von welchem mein Vater Mitglied war, in ſolchem Sinne verfahren und die Schrift öffentlich mißbilligen wollte. Die Klemme, in welche mein Vater gerieth, war ſehr unangenehm, ſein Muth drängte ihn, frei hervorzutreten und ſich zu nennen, die Klugheit aber gebot, den Schutz der Halbanonymität nicht aufzugeben und die Gegner nicht in Vortheil zu ſetzen. Die Reibungen, welche aus dieſen Mißverhältniſſen entſtanden, die Kleinlichkeiten, die ſich dabei zeigten, und die fortgeſetzte Gehäſſigkeit und Verläumdung, welche ſich bis zum Hof des Kurfürſten nach München erſtreckten, alles dies verleidete meinem Vater den Aufenthalt in Düſſeldorf, der in ſeinen Augen um ſo mehr ſinken mußte, wenn er damit den Lebenskreis verglich, der ſich ihm in Straßburg eröffnete.

Als bekannt wurde, daß er damit umgehe, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, hätte er ſein Vorhaben faſt wieder aufgeben mögen, ſo groß war der Zudrang und die Beeiferung ſeiner Freunde, die ihn zurückhalten wollten, ja viele lernte er erſt jetzt als ſolche kennen; gleichwohl geſtanden die meiſten, daß auch ſie, wenn nur die Verhältniſſe es ihnen erlaubten, am liebſten deſſelben Weges mit ihm zögen, denn die heimiſchen Zuſtände lagen drückend auf jedem nur einigermaßen freien Muthe. Von der andern Seite hingegen fand mein Vater für ſeine beabſichtigte Verpflanzung jede mögliche Bereitwilligkeit. Man erleichterte ihm den Entſchluß auf alle Weiſe, und gewährte ihm als beſondere Gnade, ſeine kurfürſtliche Bedienung an einen Befähigten, der ſogleich gefunden war, verkaufen zu dürfen. Nachdem alle Hinderniſſe

beseitigt waren, gingen die Anstalten rasch ihren Gang. Wir sahen nach und nach unsern Hausrath verschwinden, die geringern Sachen wurden verkauft, die bessern eingepackt, Kisten und Koffer zu Schiffe gebracht, und eines Vormittags, nachdem schon viele Tage das Abschiednehmen uns ermüdet, diesmal aber eine dichte Schaar mit lauten Segenswünschen uns zum Ufer begleitet, stiegen wir selbst in einen Nachen, der uns an Bord eines großen holländischen Schiffes brachte, das unmittelbar darauf seine Bergfahrt fröhlich antrat.

Diese Rheinreise gehört zu den vergnüglichsten Ereignissen meines jüngern Lebens, die früheren Trennungen ließen mich das Reisen im Zusammensein mit beiden Eltern und der geliebten Schwester als ein neues Glück empfinden, und die Schwester, welche diese Fahrt schon doppelt gemacht hatte, stand mir als erfahrene und kundige Erklärerin höchst erfreulich zur Seite. Das Schiffleben hatte den größten Reiz, der innere Raum war gemächlich eingerichtet, für unser Bedürfniß übergroß, dabei vollkommen sicher; am erwünschtesten war uns aber der Aufenthalt auf dem Verdeck, wo wir jedoch, der mancherlei Gefahr wegen, unsere Freiheit sehr beschränkt sahen und keinen Augenblick ohne Aufsicht blieben. Wir machten mit den Schiffknechten gute Bekanntschaft, erfuhren den Gebrauch so mancher Geräthe, den Zweck so vieler Anstalten; Mitreisende machten uns aufmerksam auf die Gegenstände am Ufer, nannten die Ortschaften; auch Erzählungen fehlten nicht, alte Sagen und neue Vorfälle; aber auch schweigend in die bewegte hellgrüne Wasserfluth hinabzublicken und die Wellen und Wirbel zu verfolgen, konnte uns stundenlang vergnüglich beschäftigen. Die Fahrt, als eine zu Berge, ging langsam; weit vor uns auf dem Leinpfade des Ufers sahen wir die lange Reihe hinter einander gespannter Pferde unser Schiff mühsam fortziehen; die Mitte des am hohen Maste befestigten Zugseils verlor sich unsern Augen meist im Wasser, wenn aber bei stärkerem Anziehen, wie bisweilen Krümmungen des Ufers oder heftigere Strömungen des Wassers es veranlaßten, der dünne Faden triefend aufschnappte und straff in der Luft glänzte, so war dies für uns ein köstlicher Augenblick, dem wir oft lange Zeit geduldig ent-

gegenharrten. Erhob sich günstiger Wind, so wurden auch Segel aufgespannt, selten kam die Anstrengung hinzu, daß auch Stangen zum Abstoßen gebraucht wurden. Mich dünkt, die Schiffahrt auf dem Rheine war in jener Zeit nicht minder belebt, als heutiges Tages, die Dampfschiffe natürlich abgerechnet, ja die kleine Schiffahrt sogar belebter, als jetzt, wenigstens hat meine Erinnerung ein Bild unaufhörlichen Begegnens und Vorüberfahrens bewahrt.

Was uns das größte Wunder blieb, war die Kleinheit, in der uns die Menschen und Thiere am Ufer oder auf den Bergeshängen erschienen; diese kleinen Kinder, die wir sahen, waren große Leute, wie man uns versicherte und wie wir uns in manchen Fällen auch selbst überzeugten; mit diesen Pferdchen und Wägelchen hätten wir spielen mögen, diese kleinen Nachen schien man mit der Hand aus dem Wasser nehmen zu können. Mächtig groß erhoben sich im Gegensatz die Städte, zu denen wir dicht heranfuhren und wo wir zu Mittag und Abend einzukehren pflegten. Das vom Flusse her sich prächtig darbietende Köln, Bonn mit seinem schönen Schloß und hohen Bäumen, dann das heiter daliegende Koblenz und die hoch drohende Festung Ehrenbreitenstein, alle diese Anblicke sind mir aus damaliger Zeit fest im Gedächtnisse geblieben und keine folgende fand wesentliches daran zu ändern.

In Neuwied fanden wir gastliche Aufnahme in dem Hause eines ehemaligen Universitätsfreundes meines Vaters. Er hieß van Tondern und hatte, als Herausgeber einer in jener Zeit sehr verbreiteten Wochenschrift, der berühmten „Politischen Gespräche im Reiche der Todten," sich zu ansehnlichem Ruf und Wohlstand emporgeschrieben. Große Lebhaftigkeit des Geistes und bewegliche, das Was und Wohin nicht allzu genau nehmende Sinnesart befähigten ihn für damalige Zeiten zu einem glücklichen Zeitungsschreiber, der denn doch aus allen Abweichungen, zu denen die Umstände ihn fortrissen, sich immer wieder in die eigne Bahn zurückzufinden wußte. Mir ist von ihm besonders erinnerlich, daß er und mein Vater, wie sie es als Stubenkammeraden auf der Universität schon gewohnt gewesen waren, mit ein-

ander immer Latein sprachen, so geläufig und bequem, als es ihnen die Muttersprache hätte sein können; sie führten ernsthafte Erörterungen und scherzendes Gespräch voll Munterkeit und Lachen, die künstlichen Wendungen selber, zu denen der Zwang der fremden Sprache nöthigte, ergötzten und belebten die Unterhaltung und nahmen ihr die Bitterkeit, die sie sonst hätte haben müssen, denn die beiden Freunde waren in vielen Dingen ganz entgegengesetzter Meinungen. Die Fertigkeit im Lateinsprechen fand sich in katholischen Ländern und besonders am Rhein ehemals sehr häufig, und eine gewisse Meisterschaft darin wurde immer sehr hoch geschätzt; wer in ihrem Besitze war, durfte sich mit Erfolg darin sehen lassen. Späterhin war ich oft verwundert, in protestantischen Ländern diese Fertigkeit weder so häufig, noch so geschätzt zu sehen, indem selbst anerkannte Gelehrte sich darauf nicht einlassen wollten, und sogar Philologen es verschmähten, eine Uebung zu erwerben, die nach ihrer Meinung nie der Maßstab ächter und tiefer Sprachkenntniß sein konnte, sondern als ein überflüssiges Beiwerk nebenherlief. Mir aber ist aus meiner frühesten Zeit stets ein besonderer Respekt für das Lateinreden verblieben, und wenn mir späterhin dergleichen vorkam, hatte ich immer sogleich van Tondern und meinen Vater vor Augen.

Von Koblenz aufwärts blieben wir in Einem Entzücken. Die vielen Bergruinen, Felsenmauern und Thürme belebten sich uns mit allen Bildern des Ritterwesens, von dem uns schon das Theater einigen Begriff gegeben hatte. Die Felsen im Rhein selbst, die Bank von St. Goar, der Unkelstein und andere gefährliche Stellen, welche man uns zeigte und dabei der furchtbarsten Unglücksfälle erwähnte, des rettungslosen Zugrundegehens, fuhren wir mit angstvollem Staunen vorbei, allzu froh und glücklich, daß wir mit den Eltern so gräßlichem Verderben entgangen seien. Die Schiffknechte rühmten sich wohl, daß wir unser Heil bloß ihrer Geschicklichkeit zu danken hätten, und wir gaben ihnen gern dafür unser Taschengeld; als ich aber hörte, daß einige von ihnen nicht schwimmen könnten, schloß ich alsbald, daß, wenn wir scheiterten, auch sie mit untergehen müßten, wo-

durch ihre Fürsorge für uns nur sehr im Werthe zu sinken schien.

In Mainz machten wir einen längern Aufenthalt. Mein Vater hatte dort viele Bekannte; Sömmerring stand als naturforschender Arzt in größtem Ansehen, der Arzt Wedekind war in seinem Fache ausgezeichnet, noch mehr aber durch den politischen Eifer bekannt, der ihn bei der nachherigen Mainzer Revolution in große Wirksamkeit, aber auch in gefahrvolle Verwickelungen brachte. Ich weiß es nicht mit Sicherheit, aber ich habe Grund zu vermuthen, daß auch Georg Forster mit meinem Vater in freundlichem Verhältnisse stand. Wir machten Ausflüge in den Rheingau, nach Wiesbaden, Schwalbach und Ems, ja wir müssen damals lahnaufwärts auch Montabaur, Limburg und Weilburg besucht haben, denn als ich nach vielen Jahren diese Orte wiedersah, dämmerte mir die Erinnerung eines früheren Eindrucks derselben Oertlichkeiten deutlich und deutlicher aus jener Kinderzeit hervor. Dagegen ließen die Besuche in Frankfurt am Main, in Offenbach und Hanau wohl die Erinnerung der Namen dieser Städte, nicht die ihres bestimmten Anblicks in meiner Seele.

In Mannheim verweilten wir ebenfalls einige Zeit, denn meines Vaters Mutter lebte hier und wollte uns so schnell nicht wieder abreisen lassen. Sie war, wie schon erwähnt, Garde des Dames oder Oberkammerfrau der Kurfürstin Marie Elisabeth, der Gemahlin Karl Theodor's, und stand am Hofe in großem Ansehn. Gleich ihrer Herrin, deren ganzes Vertrauen sie besaß, hatte sie sich der eifrigsten Frömmigkeit ergeben, befolgte mit aller Sorgfalt die Vorschriften der Kirche und ging in strengen Andachtsübungen so weit, daß ihr Beichtvater ihrem Eifer Einhalt thun mußte. Uns gegenüber fand sie sich in einer sonderbaren Lage, schon über die Lutherische Schwiegertochter und Enkelin mochte sie oft im Stillen seufzen; allein sie half sich in diesem Falle mit der Hoffnung, welche den Frommen ihrer Art immer zur Hand ist, daß nämlich die ewige Gnade noch zu rechter Zeit die Irrenden erleuchten werde, ein Ziel, das jeder Gläubige durch andächtige Fürbitten helfen könne näher zu rücken, und

gewiß ließ sie es an Gebeten zu diesem Zwecke nicht fehlen; doch bei dem Sohne und Enkel konnte solche Hoffnung schwerer Statt finden, denn diese waren ja katholisch, und dennoch für die Kirche fast verloren! Mein Vater, der um keinen Preis täuschen wollte, gestand offen seine freie Denkart, und daß er weder selbst die kirchlichen Gebräuche mitmachte, noch seinen Knaben in dieser Richtung erzog; aber er that alles Mögliche, um die gute Mutter zu beruhigen, versprach ihr, dem katholischen Glauben nie förmlich zu entsagen, stellte ihr vor, wie selbst nach ihren Grundsätzen alle Versäumnisse wieder gut gemacht werden könnten, und brachte endlich, was ihr am meisten galt, das Zeugniß eines alten Jesuiten bei, den er in Mannheim von alter Zeit her kannte, und der ganz gleichmüthig versicherte, solche Leute, wie mein Vater, seien noch gar nicht vom Himmel ausgeschlossen. Gutmüthig und traulich, wie sie übrigens war, that uns die alte Frau gern alles zur Liebe, was in ihren Kräften stand; ihre auserlesene feine Lebensart, verbunden mit der reinsten Herzlichkeit, hatte selbst für uns Kinder etwas Gefälliges und Anziehendes, wir liebten sie aufrichtig und folgten ihr ohne Widerstreben, wenn sie uns unter dem Vorwande eines Spazierganges mit in die Messe nahm, was ihr jedesmal wie ein errungener Sieg vorkam; auch die Heiligenbilder, die sie uns verehrte, hielten wir in großem Werthe, freilich empfingen wir aus derselben Hand reichlich das vortrefflichste Naschwerk, das uns noch je vorgekommen war. Die Großmutter sorgte dafür, daß wir auch der Kurfürstin vorgestellt wurden, welche gegen uns sehr gnädig war und uns schön beschenkte, meinem Vater aber ernstlich abrieth, in das neue französische Wesen einzugehen; sie wünschte vielmehr, daß er in Mannheim bliebe, und bedauerte nur, selber keinen Einfluß zu haben. Dies letzte sagte sie mit Bedeutung und ging dann zu vertraulichen Aeußerungen über, für welche sie bei meinem Vater alle Theilnahme voraussetzte. Jedermann wußte, daß die Lebensweise Karl Theodor's nie von der Art gewesen, um ein zufriedenes Eheverhältniß zu begründen. Die Kurfürstin hatte ihrem Gemahl, als er mit seinem ganzen Hofstaate nach München zog, dahin nicht folgen wollen,

sondern gesagt, sie sei eine geborne Pfalzgräfin bei Rhein und wolle bei ihren Pfälzern leben und sterben. Wegen dieser Gesinnung wurde sie von den Mannheimern leidenschaftlich verehrt. Manche Stimmen behaupteten zwar, ihr sei zu verstehen gegeben worden, sie brauche nicht nach München zu kommen, aber ihre Anhänger widersprachen und wollten der Kurfürstin das Verdienst ihres Entschlusses nicht schmälern lassen. Uebrigens war am Hofe derselben, und für sie selbst, ein eifriges und tägliches Geschäft, alle Sittenverderbniß, die noch immer den Hof des Kurfürsten in München bedrängte, genau zu wissen und zu besprechen, welches mit der Frömmigkeit und Strenge, die sonst in allen Dingen herrschte, einen seltsamen Gegensatz machte.

Mannheim zeigte noch glänzende Reste der früheren Hofhaltung. Zahlreicher Adel war hier angesiedelt, die vornehmste und feinste Geselligkeit belebte die oberen Kreise, die mittleren thaten es ihnen nach, in Künsten wurde Vorzügliches geleistet, besonders standen Musik und Theater auf einer hohen Stufe. Auch pflegten viele Fremde hier zu verweilen und das Leben in der Stadt und Umgegend sehr angenehm zu finden. Wir ebenfalls besuchten Oggersheim, Frankenthal, Schwetzingen und Heidelberg; es waren die schönsten Lustfahrten, begünstigt durch den Namen der Großmutter, der uns überall Eintritt und vorzügliche Aufnahme verschaffte. Allein diese hellen Vorzüge hatten einen dunkeln Hintergrund, dem Glanz und der Ueppigkeit der Hauptstadt ging das Elend des ausgesogenen und zertretenen Landes zur Seite; das Volk erlag der Willkür, dem Eigennutze der Beamten. Dieser Zustand entging auch uns Kindern nicht, wir begegneten Auswanderern, deren Noth und Jammer sich deutlich genug aussprach, wir sahen die Armuth in den Dörfern; was uns an Verständniß noch fehlte, schöpften wir aus den Gesprächen, die wir mit anhörten, ohne daß man uns diese Aufmerksamkeit zutraute, und so bestärkten wir uns in der Gesinnung, die wir uns schon angeeignet hatten, die Länder der Knechtschaft und Unterdrückung gern zu verlassen und froh dem Lande der Freiheit zuzueilen, das vor uns lag. —

Digitized by Google

Von Mannheim reisten wir zu Wagen weiter, ein Wechsel, der uns, nach der bequemen sanften Wasserfahrt, sehr verdrießlich fiel. Es war wenig zu sehen, man fühlte sich beengt und bald ermüdet, und dies Unbehagen ist auch wohl der Grund, daß von diesem letzten Theile der Reise mir weiter nichts im Gedächtnisse verblieben ist; erst als wir über Rastatt hinaus in weiter Ferne den Münsterthurm erblickten, wachten unsere Lebensgeister wieder auf, und alles gewann ein fröhlicheres Ansehen; immer näher kamen wir dem Wunderzeichen, immer größer und deutlicher stieg es vor unsern Augen empor; bei einer Wendung, die wir machten, wurde die bisher dunkle Gestalt plötzlich durchsichtig, ein zauberisches Netz von zarten Fäden stand klar in der Luft, dem durchströmenden Lichte überall geöffnet. Diesem ersten Eindrucke des Münsters stellt sich kaum ein späterer gleich, er überwältigt den Sinn, doch nur, um die Einbildungskraft zu steigern; er gewährt Befriedigung und erregt Ungeduld; in der Macht dieses Anblickes ist es unmöglich zurückzugehen, man fühlt sich unwillkürlich vorwärts gezogen, und alle andern Gegenstände schwinden vor dem einen, der bei jedem Schritte sich verändert darstellt und die Aufmerksamkeit nicht losläßt. Nachdem wir in Kehl, an der Rheinbrücke, und zuletzt bei der Mauth schmerzlich aufgehalten worden, fuhren wir endlich durch das Metzgerthor ein, und waren in Straßburg.

Im Gasthofe zum Geist, wo wir eingekehrt, weilten wir nicht lange; wir wurden sogleich zu dem Vater meiner Mutter abgeholt, der uns bei sich aufnahm. Er besaß ein eignes Haus und galt für einen vermöglichen Mann; sein hohes Alter aber trennte ihn gänzlich von der Welt, er lag schon seit Jahr und Tag immer zu Bett und ließ sich von einer älteren Tochter pflegen, die selber längst Wittwe war. Die übrigen Geschwister meiner Mutter waren verheirathet, theils in Straßburg, theils auswärts ansässig, die zahlreichen Verwandtschaften, von denen ich mich plötzlich umringt sah, wußt' ich auch in der Folge nicht zu entwirren, ich war zufrieden, daß meine Schwester es konnte, und daß wir unter ihnen einige Kinder fanden, mit denen wir unsre Spiele

trieben. Nur fühlte ich bald, daß meine Schwester, von den schon entwickelteren Basen angezogen, sich weniger mit mir abgab, und da die Eltern ihrerseits überaus in Anspruch genommen waren, die Vettern aber bei ihren Spielen mich als zu klein oft vernachlässigten, so befand ich mich in dem bewegten Treiben sehr allein und dachte wehmüthig an Düsseldorf zurück, wo sich alles mehr nach meinem Sinn und Bedürfniß gestellt hatte. Dies Gefühl der Einsamkeit und daß die Andern nichts von mir wüßten, ich ihnen im Grunde doch nicht angehörte, übernahm mich oft in den lebhaftesten Zerstreuungen, und gab mir eine unsägliche Bangigkeit, die ich auszudrücken unfähig war und also meinem Vater auch nicht vertrauen konnte, dem ich sonst alles ohne Rückhalt zu sagen pflegte. Natürlich dauerte solche Stimmung nie lange, sondern wurde leicht und schnell von dem Vergnügen und Reiz überwunden, die mir aus neuen Gegenständen und fröhlichen Vorgängen in Fülle zuströmten.

Das Münster ist für jeden Straßburger mit Recht die Zierde und der Stolz der Stadt, ein Schatz und ein Ruhm, den der geringste der Einwohner sich aneignet. Meine Schwester war schon eingebürgert genug, um gegen mich Neuling die Straßburgerin zu spielen, mir das Münster als größte Sehenswürdigkeit der Welt anzupreisen und mich in Begleitung älterer Personen sofort hinzuführen und das Wunder anstaunen zu lassen. Man kann nicht erwarten, daß ein Knabe die Schönheit des Münsters zu fassen gewußt habe, aber das darf man mir glauben, daß der Eindruck ein ungeheurer gewesen. Der Anblick der mächtigen, durchbrochenen und doch durch und durch festen Wand, die über den Haupteingängen der Kirche senkrecht zu der Plattform aufsteigt, von wo ab sich der Thurm allein erhebt; die herrliche Aussicht von der Plattform über die Stadt rings in die grüne Landschaft hinaus, durch die sich der helle Glanz des Rheins windet; dann der Blick die kühnen Schneckenstiegen hinauf, die freistehend von außen den Thurm auf jeder seiner vier Ecken begleiten und hoch oben in ihn übergehen, der sich nun allmählig verengt und zuletzt in den Knopf und das Kreuz endet, wo kaum das Auge zu weilen

kühn genug ist: alles dies ist von der Art, daß auch ein roher und kindischer Sinn unfehlbar davon getroffen wird. Nur Eines entsprach meiner Erwartung nicht ganz, und dies war freilich ein Hauptstück; nach allem, was ich von der Höhe des Thurmes hatte hören müssen, war er mir noch nicht hoch genug, und ich sagte das ganz unbefangen. Aber wie erging es mir da! Gleich einer Narrheit wurde meine Aeußerung verlacht, gleich einem Verbrechen gescholten, und als wir nach Hause kamen, mußte ich sogar bei dem Vater mich verklagen hören, der ebenfalls meine Ungebühr rügte, weil er meinte, ihr liege ein eitler Trotz zum Grunde, willkürlich anders zu urtheilen, als die Andern. Ich war aber bei jener Bemerkung unschuldig dem sinnlichen Eindrucke gefolgt, von dem relativen Werth einer bestimmten Höhe hatte ich keinen Begriff, und anstatt einer unermeßlichen Höhe, die man mir verheißen, fand ich eine sehr absehbare, in der meine damals scharfen Augen noch jedes Einzelne erkannten, was den Andern schon unkenntlich dünkte. Als mir auch letzteres abgestritten und ich eines unwahren Vorgebens beschuldigt wurde, konnt' ich das Unrecht nicht länger tragen und brach in heftiges Weinen aus. Nun suchte man mich wohl zu beruhigen und redete mir freundlich zu, aber noch immer in der Voraussetzung, daß ich meine Schuld fühlen sollte. Niemand sah mein Inneres, niemand wollte mir beistehen, ich erschien mir völlig allein in der Welt, denn Vater und Mutter standen mir als Fremde gegenüber; es war eine schreckliche Empfindung, eine frühe Schmerzensweihe zu mancher späteren.

Diese gleich anfangs um des Münsters willen vergossenen Thränen verleideten mir doch nicht im geringsten den Wunderbau selbst, der mir im Gegentheil mit jedem Tage lieber und vertrauter wurde. Ich könnte genauer sagen: mit jedem Abend, denn diese Zeit war es, wo wir gewöhnlich und stundenlang ihn vor Augen hatten, seine Vorzüge besprechen und Merkwürdigkeiten von ihm erzählen hörten, und, indem wir an seinem Fuße spielten, immer wieder zu ihm emporblickten, uns von dem übermächtig Großen durchschauern zu lassen. Eine Tante nämlich bewohnte ein Haus auf dem

Münsterplatze, welches der Falkenkeller genannt wurde, und meine Mutter versäumte selten, dort mit uns die Abende zuzubringen. Da wurden wir mit dem schönsten „Zowes-Essen" — wie in Straßburg das Vesperbrot hieß — bewirthet, besonders mit unvergleichlichem Obst und feinem Gebäck, beides Zierden der Stadt. Mit den Kindern des Hauses fanden wir uns besser und lieber zusammen, als mit allen andern unsrer Bekanntschaft, und der Raum vor dem Hause begünstigte unsre Spiele vortrefflich. Mochte die Sonne noch so sehr brennen und den Münsterthurm oben in allem Zauber wechselvoller Beleuchtung glühen lassen, hier unten war tiefer Schatten und erquickende Kühlung, die von Alt und Jung in froher Unterhaltung genossen wurde. Mit dem Tageslicht aber schwanden gewöhnlich die Spazirgänger, die Straßen wurden stiller und nach dem Zapfenstreich, im späteren Abenddunkel, gehörte der ganze Münsterplatz nur uns. Wir alle waren gutgeartete, wohlgezogene Kinder, und unsern Freuden blieben grobe Unarten und Bosheit fremd; fanden sich bisweilen rohere Gespielen ein, um an unsern Erlustigungen Theil zu nehmen, so schieden sie bald wieder aus, wenn sie merkten, daß ihre Art mißfiel oder auch wohl scharf gerügt wurde. Hier geschah mir selten ein Leid, ich fühlte mich von den Größeren nicht nur geduldet, sondern berücksichtigt und gefördert, und genoß ein schönes Jugendglück, schöner noch, als ich es am Rhein in Düsseldorf genossen, weil die Zahl der Theilnehmer so viel größer war. Und ich wußte, daß ich Glück empfand, wußte es mehr, als ich die Andern es wissen sah, die sich der zufälligen Lust ohne vieles Besinnen hingaben, und sie auch leicht entbehrten, wenn es sich so fügte. Ich aber wollte sie festhalten, wiederholen und bereiten, und war unwillig, wenn dies fehlschlug. Dagegen konnt' ich bisweilen von selbst aus dem Spiele zurücktreten, einsame Stellen suchen, mit aufgeregter Phantasie die mondbeschienenen Heiligenbilder und Schnitzwerke betrachten, an welche die Revolution ihre frevelnde Hand noch nicht gelegt hatte, und mich in mährchenhaften Träumen ergehen, zu denen es an stofflicher Nahrung hier nicht fehlte. Merkwürdig ist mir noch geblieben, daß ich, wiewohl von frühester

Zeit her alles Unheimliche und Gespenstische fürchtend, nie beim Münster etwas dieser Art empfand, sondern in Nacht und Einsamkeit diesen Mauern und Bildern ohne Schrecken nahen konnte. Wäre hiervon der Grund in der wohlthuenden Anordnung des Ganzen, in der durchgängigen Heiterkeit der Verhältnisse und Bildungen zu suchen, so hätte man dem Erbauer ein in obiger Beziehung neues Lob zu ertheilen, dessen hier meines Wissens zum erstenmale Erwähnung geschähe. Nur von dem Innern der Kirche darf ich nicht das Gleiche rühmen, besonders die Gänge hinter dem Chor flößten mir bange Schauer ein, und der schlechte Spaß bei dem unterirdischen Brunnen, wo man hingeführt wurde, um den Esel zu sehen, und dann sich selber im Wasser gespiegelt sah, machte mir den unheimlichen Ort doppelt verhaßt.

Mancherlei Geschichten verknüpften sich dem Münster, deren Erzählung wir uns oft mit demselben bangen Vergnügen, das wir beim erstenmal gefühlt, wiederholen ließen. Der schwindelnden Höhe hatten sich von jeher Verwegenheiten und Gefahren verknüpft, die nicht selten zu traurigen Unglücksfällen geworden waren. Auf dem Rande des hohen Brustgeländers, welches um die Plattform und den Thurm herumgeht, sahen wir die Spur zweier Füße eingehauen, zur Bezeichnung der Stelle, an der ein tollkühner Mensch, nachdem er in Folge einer Wette zweimal auf dem Geländer glücklich seinen Umlauf ausgeführt, beim drittenmale in Zittern und Schwanken gerathen und rettungslos in die Tiefe gestürzt war. Den meisten Antheil nahmen wir an dem Bericht von dem Glück eines Schornsteinfegers, der, als armer Wanderer in Straßburg angelangt, von lustigen Gesellen angereizt worden, auf dem Knopf des Thurmes freistehend ein Glas auf das Wohl der Stadt zu leeren, und nach glücklichem Vollbringen dieser That durch die Gunst der Bürger in der Stadt ansässig geworden und zu großem Wohlstande gekommen sei; eine Begebenheit, welche meiner Schwester späterhin zum Stoff einer überaus anmuthigen und wohldurchgeführten Erzählung dienen durfte. Man pries auch einen verwegenen Mediziner, der noch in neuerer Zeit das unerhörte Wagstück ausgeführt hatte, sich auf das Kreuz

des Knopfes rittlings zu setzen und von da herunter vergnügt eine Weile die Stadt zu betrachten: zu dem in früher Kindheit namenlos Vernommenen und viele Jahre staunend im Gedächtniß Bewahrten sollte mir eine späte Zeit auch den Namen liefern und den Mann selber zeigen, es war der berühmte Berliner Arzt Geheimrath Heim, der als Jüngling jenes Stück verübt hatte und bis in sein hohes Alter sich dessen rühmte. Wir sahen auch, daß man die Namen, welche sich hin und wieder in die Quadersteine des Thurmes sorgfältig eingehauen fanden, mit Aufmerksamkeit las und besprach; daß darunter aber auch ein Stein war, der Goethe's und seiner jungen Freunde verbundenen Namen trug, konnte freilich damals für uns nicht den geringsten Werth haben.

An gutem Willen fehlte es den Straßburgern nicht, eine zweite Sehenswürdigkeit ihrer Stadt möglichst hervorzuheben, und sie meinten, nach dem Münster — den großen Abstand einmal zugegeben — verdiene nur sie noch genannt zu werden. Dies war das in der Thomaskirche dem Marschall Grafen Moritz von Sachsen errichtete Denkmal von dem Pariser Bildhauer Pigalle. Der Marschall war von den wenigen Kriegshelden, welche Frankreich in der Zeit Ludwig's des Fünfzehnten gehabt, ohne Frage der ausgezeichneteste, und hatte sich um den König sehr verdient gemacht, der ihn deßhalb durch ein prächtiges Grabmal ehren wollte. Was aber im Leben wenig beachtet und kaum bemerkt worden war, kam bei dem Tode gewichtig zur Sprache, und erzwang die bestimmteste Rücksicht, nämlich der Umstand, daß der Held äußerlich dem protestantischen Glauben angehört habe. Dies war dem Hofe verdrießlich genug, aber doch nicht zu ändern, und so mußte eine protestantische Kirche der Ort des Begräbnisses und Denkmals werden. Die seit der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich unaufhörlich gedrückten und besonders von den Jesuiten hart bedrängten Protestanten erhoben stolz das Haupt ob des ehrenvollen Ereignisses, und in dem Marschall sahen sie ihren Glauben, ihre Gemeinde verherrlicht, wenigstens mußten die Katholischen es mit ansehen, daß der allerchristlichste König seine dankbare Anerkennung der höchsten Verdienste in einem Tempel der Protestanten

darbrachte. Eine so große, dem Stolze der Straßburger so schmeichelhafte Thatsache sollte nun auch von dem höchsten Kunstwerthe getragen sein, und es war gäng und gäbe, von dem Werke Pigalle's nicht anders zu reden, als ob dessengleichen nicht mehr in der Welt wäre. Lange hat diese übertriebene Anrühmung sich in künstlicher Geltung erhalten, bis in neuerer Zeit das Werk wieder zu sehr herabgesetzt worden ist; die technische Ausführung ist verdienstlich genug für jene Zeit, welche mit der Erfindung vollkommen zufrieden war. Mich ließ der Anblick nur gleichgültig, ich dachte, die Rühmenden würden wohl Recht haben, und verhehlte nur nicht, daß mir die braunrothen Bildsäulen des Münsters doch lieber wären, als dieser weiße geisterhafte Marmor.

Nicht umsonst aber lachte das schöne Sommerwetter, wir folgten gern seinen Lockungen in's Freie; die Gärten und Lustörter in der Nähe, der Wasserzoll, Kehl, besonders aber die Rupprechtsau, wurden fleißig besucht; die letztere, ein ausgedehnter, fester Wiesenboden, mit vereinzelten großen Bäumen besetzt, war ein Lieblingsort der Straßburger, wo ganze Familien sich schon im ersten Frühroth einfanden, lustwandelten oder Spiele trieben und, unter den hohen Bäumen im Grase gelagert, ihre mitgebrachten Erfrischungen verzehrten, denn ein Wirthshaus war nicht vorhanden, und bei der hergebrachten einfachen Sitte auch nicht nöthig. Wir machten aber auch größere Ausflüge zu Wagen, besuchten Zabern und das schöne Schloß des Kardinals von Rohan, das Städtchen Baar und den nahen Odilienberg, wo uns die Legende von der heiligen Odilie, der Tochter des Herzogs Eticho, welche hier ein Kloster gebaut hatte, umständlich erzählt wurde. Ein Herr von Türckheim war auf dieser Fahrt mit uns, ob vielleicht der Gatte von Goethe's Lili? wüßt' ich nicht zu sagen. Den Namen Schöpflin hört' ich bei dieser Gelegenheit auch mit großer Verehrung nennen, für die Alterthumskunde des obern Rheinthals, und des Elsasses insbesondere, war er die höchste Autorität. Von den größeren Ausflügen erinnere ich mich zumeist der Ermüdung, mit der ich von ihnen zurückkehrte; mein Vater wollte meine Kräfte

früh zur Anstrengung gewöhnen, und mochte ihnen bisweilen doch wohl zu viel zumuthen.

Die Straßburger Frauentracht, von welcher Goethe so anmuthig erzählt, habe ich auch noch gesehen und zwar in ihrer letzten Zeit, denn im Verlaufe der Revolution scheint sie schnell seltener geworden und bald gänzlich verschwunden zu sein. Das Bild meiner Mutter als Braut war schon in französischer Kleidung gemahlt, das Haar aber dabei noch im altbürgerlichen Staat der unendlichen Zöpfe. Jetzt waren auch diese nebst den kurzen runden Röcken nur noch in den untersten Klassen übrig, und am vollständigsten in den kleinern Orten auf dem Lande. Diese Tracht, so wie die landesübliche deutsche Mundart, wurde von den Aufgeklärten und Bestrebsamen sehr bespöttelt, und da den Spöttern selbst ein erträgliches Deutsch oft nicht erreichbar war, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Französischen, worin sie aber gleichfalls, durch die abscheulichste, dem Oberrhein und einem Theile der Schweiz eigne Falschbetonung, sich als gute Elsasser auswiesen. Das Straßburger Deutsch klingt freilich ungeschlacht, und besonders schadet ihm, daß so viel verdorbenes Französisch hineingeknetet ist; doch ein guter Kern ist darin unverkennbar, und der viele Scherz und Mutterwitz, der in der ansehnlichen lebhaften Stadt seit uralter Zeit in gangbaren Redensarten sich angesammelt und fortgebildet, macht diese Mundart zum täglichen Gebrauch geschmeidig und anmuthig genug. Ich verstand bald, was in ihr gesagt wurde, machte jedoch kaum den Versuch, darin zu sprechen, denn die Personen, mit denen ich umging, wollten alle mit mir lieber Hochdeutsch reden, und die Kinder besonders wurden zu diesem, und mehr noch zum Französischen, angespornt.

Das Französische mußte in der That vermittelst der Revolution rasch die Oberhand gewinnen. Vor dieser wußte und fühlte noch jederman die deutsche Stammgenossenschaft, und suchte mit Fleiß alte Sitte und Gewöhnung zu bewahren. Die Sprache, die Religion, die Tracht, die städtische Ordnung, alles stand den französischen Einflüssen entgegen, die von Seiten des Hofes nur absolutistische und katholische sein konnten; als aber von Paris her die Freiheitsgrundsätze

kamen, alles bisher Gefürchtete verschwand und die herrlichsten Hoffnungen an die Stelle traten, da mußten alle Schleusen sich öffnen und die wogende Fluth durfte frei hereinströmen. Mit der Freiheit und dem Bürgerthum verbrüderte man sich unbedenklich, mit den wiedergeborenen Franken wollte man gern in Ein Volk zusammenfließen; schwache Fäden alter Gewöhnungen hielten nicht gegen die neuen starken Bande des Geistes und der Gesinnung.

Wirklich war in Straßburg kaum ein Schritt möglich, ohne den neuen Ideen in Thatsachen oder Zeichen zu begegnen. Gleich die ersten Bewegungen zu Paris hatten im Elsaß begeisterte und kräftige Zustimmung gefunden, und die Straßburger besonders waren leidenschaftlich in die neue Richtung eingegangen. Ueberall hörte man die neuen Wahlsprüche, den Leberuf der Freiheit, des Gesetzes, der Nation, überall brachen die Zeichen des neuen Lebens hervor, man sah Freiheitsbäume aufgerichtet, die Farben und Schlagwörter der Revolution in Tafeln, Schildern und Inschriften vervielfältigt, die dreifarbige Kokarde an jedem Hute, dreifarbige Fahnen auf jedem öffentlichen Gebäude, die Frauen schmückten sich mit dreifarbigen Bändern, Tag und Nacht erklangen die patriotischen Gesänge. Das berühmte Volkslied ça ira war im vollen Schwange, jeder Straßenjunge wußte die wenigen scharfen Worte, und sang sie nach der leichten rohen Weise mit aller Kraft der Lungen. Das Lob der Patrioten und das Verderben der Aristokraten waren die beiden Hauptthemen jenes Liedes und vieler andern, die mit ihm wetteiferten. Man kannte damals noch keine anderen Partheien, als diese beiden, der Name des Königs galt noch auf jeder, wenn schon in verschiedener Bedeutung, ja die Patrioten feierten ihn am meisten, da er ihrer Sache damals willig diente. Mir sind eine Menge jener Lieder und Verschen, zu denen sich kein Dichter hätte bekennen mögen, im Gedächtnisse geblieben, aber ich erinnere mich durchaus keiner deutschen, alle waren französisch, und bei der reichen Zufuhr aus dem Innern war kein Bedürfniß eigner elsassischen Erzeugung. Der bekannte Eulogius Schneider, der nach Aufgebung seiner Professur in Bonn

um jene Zeit in Straßburg revolutionair zu wirken begann, widmete wohl den Freiheitsgegenständen auch seine scharfe Dichtergabe, jedoch keins seiner derartigen Erzeugnisse hat sich im Volke Bahn gemacht.

Am lebendigsten und glänzendsten spiegelte sich das Freiheits- und Bürgerwesen in Straßburgs Nationalgarde. Jeder wehrhafte Mann war eingeschrieben, uniformirt, bewaffnet, exerzirte und that Wachtdienste. Die gesammte Truppe nahm sich vortrefflich aus, sie konnte sich dreist neben die Linientruppen stellen, und hatte sogar ein vornehmeres und muthigeres Ansehen. Blaue Röcke mit rothen Kragen und Aufschlägen, und weiße Unterkleider und Kamaschen, hielten auch hier die beliebten Nationalfarben stets vor Augen, die ganze Körperschaft, welche öfters in ihrer imposanten Masse ausrückte, und jede Schildwacht, die auf dem Posten stand, schimmerte trikolor. Dies fiel um so mehr auf, als die Linientruppen noch ihre weißen Uniformen hatten, mit schwarzen, grünen und noch anderen Aufschlägen; sie hatten schon die dreifarbige Kokarde am Hut, die Nationalgarden dagegen führten an den Rockzipfeln noch die Lilien, diese beiden Zeichen waren gemeinsam. Uebrigens bestand gegen die Linientruppen einiges Mißtrauen, man wußte, daß ihre Stimmung nicht durchgängig revolutionair, sondern getheilt war, und daß besonders die Offiziere die Volkssache nicht begünstigten; viele der besten Unteroffiziere waren von den Regimentern abgegangen, um als Lehrer der Waffenübung und des Dienstes bei den Bataillonen der Nationalgarde einzutreten, die gemeine Mannschaft aber bestand aus ungleichartigen, zum Theil ausländischen Elementen. Die Nationalgarde hatte daher das Selbstgefühl ihres entschiedenen Uebergewichts; ihre Einigkeit in sich selbst und ihr Rückhalt an der revolutionairen Kraft des ganzen Landes ließen sie keinen Zusammenstoß mit den Linientruppen fürchten, auch waren diese am meisten bemüht, einen solchen zu vermeiden, und ließen den Nationalgarden überall den Vortritt. Die Entschlossenheit und Leichtigkeit, mit denen sich Bürger, sobald ein ernster und großer Antrieb sie bewegt, in Soldaten ver-

wandeln, hat immer die Welt überrascht und in Erstaunen gesetzt, doch vielleicht niemals mehr, als in jenen ersten Zeiten der Revolution. Die Stürmung der Bastille, die Vendée, Saragossa und die spanischen Guerillas, die österreichischen und preußischen Landwehren, und zuletzt wieder die Pariser in den Julitagen, haben die Stärke, welche den Volksbewaffnungen inwohnt, noch oft genug dargethan; in jenen Tagen aber hielten die zünftigen Kriegsmänner für ganz unmöglich, daß ein zusammengerafftes Bürgervolk — oder Schuster und Schneider, wie man sich gern ausdrückte — alten geübten Soldaten widerstehen sollte. Die Straßburger wußten recht gut, daß auch sie von jenseits des Rheines her verlacht wurden, allein sie ließen sich dadurch nicht irren, setzten ihre Uebungen fleißig fort, hielten auf Zucht und Ordnung und brachten es in kurzem so weit, daß die wichtige Festung kaum einer andern Besatzung zu bedürfen schien. Die Bürger hatten auch einige Reiterei und besonders tüchtige Artillerie errichtet, die mit der Königlichen in bester Eintracht lebte, denn grade dieser Zweig des alten Heeres zeichnete sich, wie in ganz Frankreich, so auch hier, durch Hinneigung und Eifer für die Volkssache aus.

Mein Vater leistete den vorgeschriebenen Bürgereid, und wurde demzufolge nun auch Mitglied der Nationalgarde. Als ich ihn zum erstenmal in der Uniform sah, schlug mir vor Freuden das Herz; nun glaubt' ich, daß wir dem neuen Vaterlande völlig angehörten. Ihn bei seinem ersten Wachtdienste zu besuchen, unter so vielen muntern, ihm und mir so ausnehmend freundlichen Kameraden, so nah und vertraut allen Gewehren, Trommeln, Fahnen, das war ein Fest, dessengleichen sich im Leben selten ereignet. Ich war stolz darauf, meinen Vater als einen Vertheidiger der Freiheit zu sehen, die ich von allen Seiten als das höchste Gut preisen hörte, und für welche zu sterben als das schönste Loos gerühmt wurde. Ich erfuhr, daß auch mir nun die Ehre gesichert sei, als französischer Bürger einst an der hohen Bestimmung Theil zu nehmen, die mein Vater jetzt erfüllte, und die ich mehr beneidete, als alles andere, was

die erwachsenen Leute vor mir voraus hatten. Abends fand ein Gastmahl im Wachthause Statt, wo sich mehrere hohe Befehlshaber einfanden, der Zapfenstreich wurde von kriegerischer Musik begleitet, man sang patriotische Lieder, und zuletzt fielen sogar Freudenschüsse, die von anderen Posten beantwortet wurden, und berauscht von Entzücken kehrte ich in später Nacht aus dem Zauberkreise nach Hause, wo mich heimkehrende Nationalgarden sicher ablieferten. Unfähig zu erzählen, was ich erlebt hatte, konnt' ich Mutter und Schwester nur bedauern, nicht mit dort gewesen zu sein, ja es schien mir sehr traurig, daß ihnen nicht derselbe Beruf werden könne, dem ich unfehlbar entgegenging! La nation française, liberté, egalité, — welch süße, stolze Worte damals dem Ohr! Wer mir damals gesagt hätte, daß diesen Franzosen, diesen Nationalfarben und dieser Losung ich einst, aus freier Wahl und mit heißem Eifer, feindlich gegenüberstehen würde! — Die Begeisterung erstieg den höchsten Gipfel und ein goldenes Zeitalter schien wirklich anzubrechen, als von Paris die Heilverkündung erscholl, der König habe die von der Nationalversammlung ausgearbeitete Konstitution angenommen und beschworen. Dieser Tag, der 14. September 1791, wurde durch ganz Frankreich festlich nachgefeiert, und Straßburg zeichnete sich vor vielen Städten durch großartige Anordnungen aus. Kanonendonner verkündete den Anbruch des Tages, die Linientruppen und Nationalgarden waren mit dem frühsten in Bewegung, die von Musik und Jubel begleiteten Hin- und Herzüge bewaffneter Abtheilungen wollten nicht enden; zuletzt vereinigte sich alles zu einer großen Parade, einem erhebenden Schauspiele, aus Ernst und Fröhlichkeit gemischt, denn nach einigen Waffenübungen wurden die Gewehre zusammengestellt und unter dem Jubelgeschrei vive le roi, vive la nation! fraternisirten die Truppen mit dem Volke; plötzlich drängten sich im Gewühl lange Reihen gedeckter Tische hervor, an denen in Gemeinschaft gespeist wurde. Hatte man sich an diesem Anblick ergötzt, so eilte man zu dem Münster, die Vorbereitungen zu sehen, die dort für den Abend getroffen wurden.

Die Munizipalität hatte eine Menge Volkslustbarkeiten veranstaltet, für die Armen fanden öffentliche Speisungen Statt, auch viele angesehene und reiche Bürger hielten ihre Mahlzeit auf offener Straße, riefen die Vorübergehenden heran, und diese allgemeine Theilnahme der Wohlhabenden und Gebildeten gab der Lustbarkeit ein gesittetes und elegantes Ansehen, durch welches auch die Rohheit und Wildheit, die sich etwa hätte zeigen mögen, leicht in Schranken gehalten wurde. Dieses Zumittagessen auf der Straße, die mannigfachen Gruppen der Familien, zwischen Frauen und Kindern die hellen Uniformen, denn Väter, Gatten und Brüder, alle waren ja Nationalgarden, dieser Anblick war einer der größten und eigenthümlichsten meines ganzen Lebens, man kann sich die Heiterkeit und Anmuth einer solchen Veranstaltung schwerlich vorstellen. Nachmittags strömte die Menge vor die Thore hinaus, wo gleichfalls mannigfache Vergnügungen angeordnet waren, die Rupprechtsau wimmelte von geputzten Menschen, Musikchöre waren vertheilt, und patriotische Lieder und frohe Tänze fehlten nicht. Die größte Herrlichkeit war indeß dem Abend vorbehalten, die ganze Stadt wurde prachtvoll erleuchtet, die öffentlichen Gebäude und jedes Bürgerhaus, die großen Plätze und jedes Gäßchen, alles fluthete von Lichtströmen. Nichts aber war dem Münsterthurme zu vergleichen, der, mit Hunderttausenden von Lampen bis zur höchsten Spitze beleuchtet, in dem dunkeln Nachthimmel riesenhaft emporragte. Man drängte sich heran, zu dem lichtüberfäeten Ungeheuer in der Nähe aufzublicken, man suchte bald wieder das Weite, um aus einiger Ferne den Anblick noch wirkungsvoller zu genießen. So wogte die Menge hin und her, überall in fröhlicher Helle, überall von Lust umgeben. Dem gewaltigen, weit im Lande hin sichtbaren Leuchtthurm antworteten von den umliegenden Dörfern aufflammende Freudenfeuer, und entferntere Feuersäulen stiegen in den Vogesen empor. Bis tief in die Nacht blieben die Straßen von wogender Menge erfüllt. Nur selten erhoben sich in der allgemeinen Freudigkeit rohere Stimmen, die zu Haß und Gewalt anreizen wollten. Man gab die Häuser einiger Aristokraten als unerleuchtet an, und

rief das Volk auf, diesen Hohn und Frevel zu strafen, einige Schaaren zogen aufgeregt hin, aber die bezeichneten Häuser standen gleich den andern in hellem Glanz, und den Bewohnern wurde nun statt der beabsichtigten Mißhandlung einstimmiger Beifall und Leberuf dargebracht. Erst in später Nacht gelang es einem Pöbelhaufen, einige Fenster in der Wohnung des Maire von Dietrich einzuwerfen und auf öffentlichem Platz einen Strohmann zu verbrennen, der diesen um die Stadt wohlverdienten, aber dabei dem Könige, wie es hieß, zu sehr ergebenen Mann vorstellte. Dieser verübte Unfug und besonders die Richtung, welche der tückische Haß hier gewählt hatte, wurden von meinem Vater laut und heftig gerügt; er war dem Maire von Dietrich befreundet, von der Redlichkeit des Mannes überzeugt und der politischen Denkart desselben stimmte er größtentheils bei, denn das Königthum hielt er für einen wesentlichen, nicht zu missenden Bestandtheil der neuen Ordnung, und die Anhänglichkeit an die Person Ludwig's des Sechszehnten hielt er durch die guten Eigenschaften des wohlmeinenden Fürsten vollkommen gerechtfertigt. Der Gedanke, daß die wilden Ausbrüche blinder und haßvoller Volkswuth, welche Paris im Anfange der Revolution gesehen hatte, sich auf diesem Boden wiederholen könnten, erfüllte meinen Vater mit Abscheu und Sorgen, und er unterließ nicht, am folgenden Tage an mehrern Orten die Nothwendigkeit auseinanderzusetzen, daß die Thäter jener Ungebühr entdeckt und bestraft würden. Allein seine Zuhörer theilten seinen Eifer wenig, der Vorgang schien unerheblich, einige Fensterscheiben, hieß es, seien leicht ersetzt und das Verbrennen in effigie habe dem Manne kein Haar versengt; im Drange der Neuigkeiten und Ereignisse jedes folgenden Tages war die Sache bald vergessen und hatte keine weitere Wirkung, als daß mein Vater wohl merken mußte, wie sein bei dieser Gelegenheit gezeigtes Benehmen manche Leute von ihm entfernte, die ihn bisher mit zuvorkommender Freundlichkeit anzuziehen gesucht, und daß er fernerhin Keime von Mißtrauen und Verdächtigung auf seinen Wegen ausgestreut fand, durch die sein offenes und reines Gemüth sich tief ge-

kränkt fühlte. In seiner Arglosigkeit hatte er freilich nicht geahndet, daß schon damals auch in Straßburg im Stillen eine Faktion wirkte, welche nicht am Aufbau, sondern nur am Umsturz Freude hatte, und diesen ohne Maß und Ziel fortzusetzen dachte, zu welchem Zwecke denn die Volkskräfte bearbeitet und an kleineren Versuchen für größere Unternehmungen geübt werden mußten. In dieser Richtung zeichnete sich später Eulogius Schneider besonders aus, der zwar die Mönchskutte abgelegt, aber den Fanatismus bewahrt hatte, sich sogleich in die gehässigsten Uebertreibungen warf, und besonders auch den Maire von Dietrich wüthend anfeindete. Ohne Zweifel würde er in der Jakobinerzeit meinen Vater, hätte er denselben noch erreichen können, nicht weniger unter das Beil der Guillotine gebracht haben, als den unglücklichen Dietrich.

Jedoch hatten jene Tage im Allgemeinen ein viel zu heiteres und versprechendes Ansehen, als daß es möglich gewesen wäre, so schwarze Ahndungen für die nächste Zukunft ernstlich zu hegen. Im Gegentheil verhieß die überall mit Begeisterung aufgenommene Konstitution eine Reihe glücklicher Entwicklungen; das Innere schien sich in der neuen Ordnung mehr und mehr zu befestigen und zu beruhigen, und wenn einige Gefahr drohte, so war dies nur von außen, und durchaus nicht von der Art, daß der Muth der jungen Freiheit hätte zagen dürfen. Man wußte, daß fast alle Höfe den Vorgängen in Frankreich nur mit Besorgniß und Widerwillen zusahen, daß das deutsche Reich gegen mancherlei Verfügungen, besonders gegen die im Elsaß ausgeführten Maßregeln, von denen deutsche Rechte getroffen waren, heftigen Einspruch that, daß der Kaiser mit dem Könige von Preußen, mit dem Kurfürsten von Sachsen und anderen Reichsständen einen Kreuzzug gegen Frankreich verabredet, daß selbst die Kaiserin Katharina von Rußland ihre Hülfe versprochen habe. Doch schien der Angriff noch nicht so nahe, und überdies die Einigkeit der Mächte, die bisher sich eifersüchtig einander entgegen gestanden, mehr als zweifelhaft. Näher drohten, aber ohne fremden Beistand völlig gefahrlos, die französischen Emigranten, welche sich in den

deutschen Gränzländern, besonders aber in Koblenz, täglich mehrten, sich in kriegerische Schaaren ordneten und den alten Zustand in Frankreich mit Waffengewalt herzustellen versprachen. Die Blüthe des Adels, die namhaftesten Generale und Offiziere, die durch Geburt und Rang ausgezeichnetesten Männer des Hofs und der Staatsverwaltung waren dort versammelt, der Namen der Königlichen Prinzen gab ihrer Sache das glänzendste Ansehen und niemand konnte wissen, welche Verbindungen in Paris und im Innern des Landes ihnen zu Gebote stünden. Allein die blinde Wuth, in welcher sie gegen alles tobten, was nicht unbedingt zu ihrer Seite stimmte, die Unmöglichkeit einer Ausgleichung mit der Nation, die Ohnmacht ihrer bisherigen Versuche, endlich ihre wahnsinnige und gehässige Aufführung, alles wirkte zusammen, um sie als einen Feind betrachten zu lassen, der keine ernstliche Besorgniß erregen könnte. Man verlachte und verhöhnte sie nur, machte Spottlieder und Zerrbilder gegen sie. Für die Straßburger war ein Anlaß dazu ganz in der Nähe. Jenseits des Rheins, im Breisgau und im Badischen, war der Vicomte von Mirabeau, der Bruder des Revolutionshelden, geschäftig und warb eine Freischaar, mit der er in den Elsaß einzudringen und diese Provinz dem alten Königthum zu unterwerfen versprach. Er hatte eine Anzahl ausgewanderter Offiziere um sich, aber die gemeine Mannschaft bestand aus allerlei Gesindel, das zum Theil wieder davonlief, und aus armen Landleuten der Gegend, die nur beim Uebergang über den Rhein und beim Handstreich auf Straßburg mitwirken, dann aber nach Hause kehren sollten. Die Nähe dieses Feindes war für die Straßburger eine tägliche Unterhaltung, man fragte scherzhaft nach seiner Stärke, seinen Fortschritten, man machte einen Spazirgang über Kehl hinaus, um den Waffenübungen, den Paraden zuzusehen. Der Vicomte von Mirabeau war ungeheuer dick, und führte daher schon lange den Spitznamen Mirabeau-Tonneau, natürlich wurde dieser jetzt mit Begier aufgefaßt, zu Witzworten und Abbildungen benutzt. Die Jungen schleppten aus den nächsten Häusern Holz und Kohlen zusammen, zündeten Abends auf der

Straße Freudenfeuer an und verbrannten regelmäßig eine Mißgestalt von Puppe, Mirabeau-Tonneau genannt; als die Freudenfeuer des sie begleitenden Unfugs wegen verboten wurden, wurde Mirabeau-Tonneau in der Ill oder Breusch ertränkt.

Der drohende, doch bisher unblutige Krieg belebte auch unsere Knabenspiele. Unsre Kleidung ahmte schon mehr oder minder die der Nationalgarde nach, Degen waren bald herbeigeschafft, ein paar leichte Gewehre fanden sich. Wir exerzirten nach Herzenslust, aber Kämpfe konnten wir nicht vorstellen, denn niemand wollte der Feind sein. Es fand sich ein anderer Ausweg, den Krieg zu führen, indem wir das Persönliche der Rollen aufgaben und Freund und Feind in gleichgültigen Schaaren gegen einander stellten. In Straßburg sah ich damals keine Bleisoldaten, sondern an deren Statt, viel schöner und zweckmäßiger, Soldaten von Karton, gut gezeichnet, scharf ausgeschnitten und nach Belieben bemalt; ein viereckiges Brettchen unten sicherte das Stehen. Solcher Truppen hatten die Vettern bald eine unzählbare Menge zusammengebracht, zum Theil wirklich ganz schöne Bilder, dazu Festungswälle mit Thoren und Zugbrücken, endlich kleine metallene Kanonen. Da wurden denn Stürme gemacht und abgeschlagen, im freien Felde gekämpft und gepläukelt, zuletzt wirklich mit Pulver und Blei, denn die Vettern wußten schon gut damit umzugehen. Eines Tages brachten wir die abentheuerliche Schaar von Mirabeau-Tonneau in's Gefecht, groteske Figuren, ebenfalls in jener Art gemacht, und wir beschlossen, es solle kein Mann mit dem Leben davonkommen, alle Kanonen der Festung wurden eiligst geladen und wiederholt losgeschossen. Zum Unglück wollte gerade Mirabeau nicht fallen, und einer der Vettern suchte mit der Hand ihn etwas besser in den Schuß zu rücken, da haute der Kanonier übereilt mit der Lunte auf und der Vetter war von dem Schrotkorn getroffen, das als Kanonenkugel diente. Unser Schrecken war gränzenlos; aber der Vetter faßte sich heldenmüthig und erklärte, niemand dürfe von dem Unglück hören, er schnitt selbst den Schrot aus dem Finger, verband die Wunde und verbiß allen Schmerz, so

daß wirklich der Unfall verschwiegen blieb. In Frankreich pflegen die Knaben bekanntlich sehr früh mit Pulver und Schießgewehr umzugehen, woraus wohl mancher Nachtheil erwächst, aber auch der Gewinn früher Gewöhnung an solche Gefahr und an muthiges und standhaftes Benehmen.

Neben dem Spiele von Krieg und Gefecht, dem sich einiger blutige Ernst unwillkürlich verknüpft hatte, trat mir einige Tage später ein wirklicher Kampf vor die Augen, der indeß keine schlimmen Folgen hatte. Mein Vater, getreu der alten Gewohnheit, nahm mich zu Spazirgängen und Ausflügen so oft als möglich mit, wobei es mit Wegen und Stunden eben nicht genau genommen wurde. Eines Abends kehrten wir von Kehl, wo wir einen Besuch gemacht hatten, ziemlich spät zur Stadt zurück, und nahmen mit Vergünstigung den kürzeren Weg durch die Citadelle. Wir eilten bei schon angebrochener Dunkelheit vorwärts, um noch zu rechter Zeit nach der Stadtseite wieder hinauszukommen. Da sahen wir plötzlich, dicht am Wege, Männer mit gehobenen Säbeln gegen einander stehen, doch da sie uns erblickten, hielten sie mit Wort und Gebärden inne; mein Vater faßte mich bei der Hand, und wir gingen schweigend vorüber. Wir hatten erst wenige Schritte gethan, so hörten wir die Waffen klirren, begleitet von heftigen, doch gedämpften Ausrufungen, offenbar war ein Zweikampf in vollem Gange. Da besiegte die Menschenliebe jedes Bedenken, mein Vater wandte sich eilig zurück, rief den Fechtenden Halt und trat entschlossen zwischen sie. Unwillig hießen sie ihn seiner Wege gehen, allein sein festes Wort hatte schon ihre Säbel gesenkt, der Umstand, einen Knaben an seiner Hand zu sehen, wirkte mit, sie kamen zur Besinnung, sagten meinem Vater, weßhalb sie kämpften, und nahmen ihn zum Schiedsrichter. Sie waren ursprünglich die besten Freunde, standen als Offiziere in demselben Regimente, hatten sich wegen Geringfügigkeiten verneinigt; die Sache war leicht geschlichtet, sie umarmten einander, und dann unter heißen Dankbetheurungen meinen Vater. Aber nun war es spät geworden, die Citadelle verschlossen, und ohnehin durfte man sich jetzt

nicht sogleich wieder trennen. Die versöhnten Freunde führten uns in einen Gasthof, wo wir mehrere ihrer Kameraden trafen, es wurde beschlossen, die Nacht fröhlich zusammen zu bleiben, leibliche Speisen und guter Wein waren bald aufgetragen, und unter Gesundheiten, Freiheitsliedern und mancherlei Erzählungen verfloß die Zeit rasch. Einige Grenadiere der Nationalgarde, die sich zufällig einfanden, mußten an dem Feste Theil nehmen, sie wurden für Brüder erklärt, zum Zeichen der Einigkeit setzten die Offiziere die Grenadiermützen, die Nationalgarden die Offizierhüte auf. Lange hatte mich das anziehende Schauspiel wach erhalten, endlich doch der Schlaf überwältigt. Die Morgentrommel weckte mich wieder, in erster Tagesfrühe, nachdem die Thore sich geöffnet, verließen wir die Citadelle, und hatten Mühe, in das Haus eingelassen zu werden, wo erst unser spätes Ausbleiben beunruhigt hatte und nun unser frühes Kommen befremdete.

Der Herbst war bald vorüber und der eintretende Winter brachte manche Veränderung. Die wichtigste und folgenreichste für uns war, daß sich nunmehr als gewiß erkennen ließ und als entschiedene Thatsache herausstellte, die Straßburger Universität sei als eingegangen zu betrachten. Sie war von jeher fast gar nicht von Franzosen, sondern hauptsächlich von Deutschen, Schweizern und auch von Russen besucht worden; diese fremden Studenten hatten sich schon während des Sommers merklich vermindert, mit dem Schlusse der Vorlesungen waren fast alle davongegangen; und da die Revolution noch kein Ende absehen, sondern im Gegentheil nahen Krieg befürchten ließ, so schien unter Volksunruhen und feindlicher Belagerung, die für Straßburg zunächst eintreten konnte, kein friedlicher Musensitz möglich, und die Studenten blieben sämmtlich aus. Mein Vater, der noch eben erst seine vorhabende Lehrthätigkeit durch eine gedruckte Epistola ad Argentinenses eruditos förmlich angekündigt hatte, sah plötzlich alle seine Hoffnungen zerstört, und sein Schiff, anstatt im erwünschten Hafen, auf das hohe Meer hinausgeschleudert. Für die altansässigen Professoren war das Mißgeschick ebenfalls empfindlich, allein sie hatten man-

nigfache Verhältniſſe und wurzelten im bürgerlichen Boden zu feſt, als daß ſie von ihm ſich hätten losreißen können; auch ſchmeichelten ſich die meiſten, daß die Unterbrechung von keiner Dauer ſein würde. Solcher Täuſchung gab mein Vater ſich nicht hin, er ſah hier eine Wendung der Dinge, bei der es auf lange Zeit werde verbleiben müſſen, und der neue Boden, auf dem er ſtand, wurde ihm dadurch unſicher und fremd. Die Sorge für ſeine und der Seinigen Zukunft legte ſich ihm ſchwer auf die Seele, ſie war mit Erwägungen verknüpft, die über das perſönliche Intereſſe des nächſten Augenblickes weit hinausgingen. Auf ſeine Anſichten und Geſinnungen hatten die veränderten Umſtände nicht den geringſten Einfluß, den in der Revolution lebenden Ideen war und blieb er treu, er wünſchte von Herzen deren Fortgang und Sieg, gegen ſie legte er ſein perſönliches Gedeihen gar nicht in die Wage. Allein die Zeiterſcheinungen boten neben dem Guten, das er freudig bewillkommnete und begeiſtert pries, auch Zweideutiges, das ihm Mißtrauen erregte, und Schlechtes, das er geradezu verwerfen mußte. Er war ein biederer, deutſcher Karakter, in ſeiner Begeiſterung durchaus ehrlich, für edle Zwecke wollte er nicht unedle Mittel; Argliſt und rohe Gewalt waren ihm verhaßt. In Straßburg hatte er im Verlaufe mehrer Monate manches Bedenkliche hervortreten, die herrſchenden Einflüſſe trüber werden ſehen, das Zuſammenwirken deutſcher und franzöſiſcher Elemente ſchien beide nur zu verſchlechtern; er konnte ſich die Frage ſtellen, ob für ihn, nachdem ſein nächſter Beruf hier erloſchen, dieſer Aufenthalt noch der richtige, der einzige ſei? Doch hierbei blieb er nicht ſtehen; er überlegte auch — was mir freilich erſt in ſpäterer Zeit kund wurde — ob er unter ſolchen Umſtänden ſeinen Kindern das angeborene deutſche Vaterland verſchließen, ſo jung ſie in die ungewiſſen Schickungen eines fremden Volkes auf immer verflechten dürfe? Solche Gedanken fanden weniger Eingang bei meiner Mutter, die perſönlich manche Befriedigung genoß, und auch den allgemeinen Angelegenheiten heitres Zutrauen ſchenkte.

Ganz verborgen blieb es uns Kindern nicht, daß etwas

Ungewöhnliches und Unerfreuliches verhandelt wurde, daß beſonders der Vater ernſthafter ausſah und ſeine gute Laune ſeltener zeigte. Aber wir ſelber empfanden Verſtimmung und Unbehagen, und der Grund lag nahe genug in der veränderten Jahreszeit; der Winter bedingte für uns ein Leben, das von dem während des Sommers geführten himmelweit verſchieden war. Kälte und ſchlechtes Wetter beſchränkten uns meiſt auf das Zimmer, wo uns noch oft genug fror und überhaupt unheimlich war, der Umgang mit den Geſpielen hörte größtentheils auf, die Nähe des ſchwächer gewordenen Großvaters wurde uns zu hartem Zwang, und mancher lange Winterabend ging in trübem Mißbehagen dahin. Ich hatte noch den Vortheil, daß mich der Vater, wiewohl viel ſeltener als ſonſt, doch bisweilen zu ſeinen Gängen mitnahm, wo mir dann Auffriſchung mancher Art zu Theil wurde; aber die arme Schweſter blieb dann um ſo verlaſſener daheim. Ich fühlte ihr Leid mit, und wir ſagten es einander, daß wir ſehr unglücklich ſeien. Wir waren gewohnt, daß uns die Eltern immer erfreuten, wohlthaten, jedes Ungemach abwehrten; diesmal unterließen ſie es, wir wußten nicht warum. Unſer gegenſeitiges Vertrauen wuchs in dem Grade, als die Eltern es weniger zu ſich zogen, unſere Geſchwiſterliebe hatte ihre innigſte Zeit, ſie allein brachte wieder einigen Troſt in unſre Tage. Daß wir die Eltern in manchen Zeiten nicht ſehr einig ſahen, bekümmerte uns tief, wir weinten bittere Thränen und hielten nur um ſo liebevoller zuſammen.

So wider Willen zu leidenſchaftlicher Wehmuth geführt und ſtreitenden Empfindungen Preis gegeben, erfuhr ich nur zu ſehr das Unheil zu früh entwickelter Reizbarkeit. Ich fühlte Stimmungen in mir, die mich unglücklich machten, und die ich auf keine Weiſe beherrſchen konnte; zeigen aber durfte ich ſie eben ſo wenig, denn da ich von ihnen keinen Inhalt anzugeben wußte, und überhaupt keinen Ausdruck für ſie hatte, ſo wurde ich ſchlechthin zur Ruhe verwieſen, und mein unbeſtimmtes Sehnen, meine gegenſtandloſe Traurigkeit als unartiges und nichtsnutziges Weſen beſtraft. Ich glaube,

daß Aehnliches bei vielen Kindern vorkommt, und daß man jungen Gemüthern manch Leid ersparen könnte, wenn man achtsamer auf ihre Stimmungen wäre, sie zu verhüten oder zu heilen suchte. Ein Abend, der noch jetzt ungeschwächt in meiner Erinnerung steht, war der Gipfel solch innerer Unseligkeit. Nicht zu bewältigende Angst erfüllte mich, das Herz erlag der nicht nennbaren Pein, meiner Schwester Theilnahme konnte mich nicht trösten, es trieb mich fort, ohne daß ich gewußt hätte, wohin. Da kam mein Vater nach Hause, legte Hut und Stock ab, und meinte, er würde nicht mehr weggehen. Noch nie hatte ich gewagt, meinen Vater zu bitten, mit mir auszugehen, auch war ganz undenkbar, daß er einer solchen Bitte, die als bloße Laune erscheinen mußte, willfahren würde. Diesmal trieb mich die Unruhe zu dem außerordentlichen Schritt, ich bat gelassen, aber dringend, er möchte noch einen Gang machen und mich mitnehmen. Ich fühlte, daß ein Nein mir wie ein Todesurtheil sein würde, und das Nein war fast gewiß. Aber ein Wunder geschah, mein Vater sah mich an und sagte ohne Zögern: „Nun ja, so komm!“ Ich war außer mir, ich fühlte mich gerettet und staunte über den unverhofften Erfolg, ich hatte ihn nicht für möglich gehalten. Die frische Luft, das rasche Gehen stärkten meine Nerven; Schnee lag auf den Straßen, dessen Schein mit dem der Laternen zusammen eine angenehme Helle gab; wir stießen auf Truppen und schritten mit im Takt ihrer Trommeln, zuletzt kehrten wir in ein Kaffeehaus ein, wo es allerlei zu sehen gab; ich war schon ganz guter Dinge, und kehrte dann fröhlich mit meinem Vater heim, ermüdet und schlafbedürftig. Am andern Morgen sprach ich mit meiner Schwester von dem Glück, von dem Wunder; sie sah es eben so an, wie ich. Aus dankbarer Liebe wollte ich nun doch meinem Vater auch sagen, welche Wohlthat er mir erwiesen, ich bekannte ihm voll Zärtlichkeit, ich hätte sterben können, wenn er meine Bitte abgewiesen. Erst verstand er mich nicht, dann, als er mich verstand, gerieth er in großen Zorn, schalt meine Albernheit und warnte mich, solche Einbildungen nicht zu wiederholen. Ich war erschrocken

und niedergeschlagen, mit all meinem Zutrauen schnöd auf mich selber zurückgeworfen; aber ich nahm es nicht so schlimm; gestern hatte er mir doch gewillfahrt, das überwog alles!

Aehnliche Anflüge von heftiger, nicht zu beschwichtigender Unruhe hab' ich in der Folge, auch in reifen Jahren noch mehrmals zu bestehen gehabt, aber keinen, der jenem gleichzustellen wäre. Er war mir in jener frühen Zeit ein Lebensereigniß für alle folgende: „Das ist, wie in Straßburg", sagt' ich mir, wenn solche Stimmung mich auf's neue anwandelte, und ich konnte nie an Straßburg denken, ohne zugleich auch jenen Abend vor mir zu sehen. Wie hätte ich ihn hier schweigend übergehen dürfen! Erklären kann ich den Vorgang aber auch heute nicht; die äußern Anlässe und mitwirkenden Ursachen, die ich angegeben, sind dazu nicht genug; dergleichen gehört zu den Geheimnissen, die in den Grundlagen des einzelnen Daseins verschlossen liegen. —

Als der Schnee verging und wieder Frühlingslüfte zu wehen anfingen, wollte mein Vater eine Entscheidung in Betreff seiner Lage nicht länger aufschieben. In Straßburg konnte er jetzt kaum noch eine andere, als die politische Thätigkeit ergreifen, aber für diese hatte er wenig Neigung, besonders wenn er betrachtete, welche Parthei schon zusehends auf dem Wege war, die Macht an sich zu reißen. Einige Volksbewegungen, gegen angebliche Aristokraten gerichtet, die mein Vater aber als gute Patrioten kannte, gaben unzweideutig zu erkennen, was man von gewissen Seiten beabsichtigte. Bald glaubten auch redliche Freiheitsfreunde, die Konstitution könne nur durch gewaltsame Maßregeln geschützt und behauptet werden; um sie selber zu retten, zu diesem heiligen Zwecke dürfe man über sie hinausgehen. Dies wollte mein Vater in keinem Falle gut heißen, seine Widerreden erregten Mißfallen, er wurde von denen, die er für seine politischen Freunde hielt, gewarnt — und verlassen. Hätte er schon ein Amt gehabt, einen ausgesprochenen Beruf, so würde er keinen Fuß breit gewichen sein; bis jetzt aber band ihn keine Pflicht in Straßburg, er sah sich allein stehen mit

ſeiner Denkart und ganz wirkungslos. Der ganze Zug der Dinge, der von Paris her kam, gefiel ihm nicht, und er meinte, die durch unreine Elemente getrübte Revolution werde Jahre bedürfen, ſich wieder zu klären, dieſer Zeitpunkt ſei in Ruhe abzuwarten. In dieſem Gedanken ſchlug er eine anſehnliche Stelle aus, die man ihm bei der Medizinalverwaltung des Heeres antrug, und zog vor, einſtweilen nach Deutſchland zurückzugehen.

Für meine Mutter galten andere Betrachtungen; ſie befand ſich in ihrer Heimath, unter Geſchwiſtern, bei ihrem alten Vater, deſſen Ableben gar nicht fern ſein konnte; ſie wünſchte in Straßburg zu bleiben, bis ſich erſt beſtimmt ergeben habe, welches unſere neuen Verhältniſſe ſein würden. Was zwiſchen den Eltern näher vorging und ſchließlich verabredet wurde, iſt mir nie bekannt geworden, nur die große Neuigkeit ergab ſich bald, daß mein Vater abreiſen und mich mitnehmen, meine Schweſter aber mit der Mutter in Straßburg zurückbleiben würde. So ſchrecklich mir die Ankündigung der nahen Trennung war, ſo war mir doch, mit dem Vater zu gehen, vollkommen recht; ihn zu miſſen, wäre mir doch am härteſten geweſen. Meine Schweſter und ich täuſchten uns nicht über das Loos, das uns verhängt war, wir fühlten den ganzen Werth unſres Zuſammenſeins, die ganze Bedeutung unſeres Scheidens, wir fragten, ob wir uns denn gewiß wiederſehen würden, wir verſprachen einander mit Thränen, wie lange es auch dauern möge, nie wollten wir einander fremd werden! Die letzten acht Tage vergingen unter Wehklagen und Zärtlichkeit, meine Schweſter that mir alles zu Gefallen, ſchenkte mir alles, was ihr zu Gebote ſtand, ſammelte Näſchereien für mich und füllte mir alle Taſchen ſo gut ſie nur konnte. Ich ſah mit tiefſter Rührung ihr Bemühen: ich empfand die innigſte Dankbarkeit, und wünſchte, eben ſo liebevoll für ſie thätig zu ſein. Alle Leute beklagten uns; ſolche Geſchwiſter, die ſich ſo liebten, meinten ſie, ſollten nicht aus einander geriſſen werden. Die Eltern ſelber ſchienen erſt in unſerm Schmerze recht zu fühlen, welch bittre Trennung uns Alle traf. Der Tag

der Abreise kam schnell heran; den mütterlichen und schwesterlichen Armen fast bewußtlos entwunden, fand ich mich an der Seite meines Vaters im Wagen wieder, der uns schon aus der Stadt entführt hatte und auf der Straße nach Landau dahinrollte. —

# Dritter Abschnitt.

## Brüssel. Aachen. Düsseldorf.

### 1792—1794.

---

Wir hielten uns in Landau nicht länger auf, als nöthig war, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich unserer Weiterreise in den Weg setzten. Die starkbefestigte Stadt, welche für Frankreich gegen die deutsche Seite hin als das wichtigste Bollwerk angesehen wurde, war mit Truppen überfüllt, die Nationalgarde that den Dienst eifrig mit, und Bürger und Behörden offenbarten die heftigste Freiheits- und Kriegslust. Das Volk sammelte sich um unsern Wagen, die Verräther — hieß es — solle man nicht zum Feinde hinüberlassen, nur Aristokraten könnten jetzt das Land der Freiheit fliehen wollen. In der That weigerte sich der Postmeister, uns Pferde zu geben, bevor wir nicht eine besondere Erlaubniß der Behörde beibrächten; der Maire wollte sich mit der Untersuchung nicht befassen, erst nach dringender freimüthiger Ansprache gab endlich der Kommandant den verlangten Schein, daß die Papiere vollkommen richtig und die Reisenden unbedenklich zu befördern seien. So fuhren wir unter den Verwünschungen des Volks ab, die meinen Vater fast gleichgültig ließen, mich aber sehr erschütterten, so daß ich zu weinen anfing und bittere Klagen ausstieß, daß wir so verkannt würden, wir seien ja weder Verräther noch Aristokraten, und wenn nur mein Vater — meinte ich — zu

rechter Zeit gesprochen hätte, so würden uns die Leute, die es so gut mit der Nation und der Freiheit meinten, geliebt und geehrt haben. Aber mein Vater entgegnete mir, mit unvernünftigem Gesindel müsse man sich so wenig als möglich einlassen, und mehr als die Liebe zur Freiheit sei der Hang zu Gewaltthat und Plünderung in jenen Leuten rege. Das wollte mir nun wieder nicht einleuchten, und ich war überzeugt, mein Vater thue den Leuten jetzt Unrecht, wie vorher sie uns gethan. Noch vor kurzem in Straßburg hatte ich eben solche Leute gesehen, die durch die Straßen zogen und sangen und schrien, und diese hatte man als Patrioten höchlich belobt und beklatscht, nun sollten die in Landau Gesindel sein, die darunter gemischten Nationalgarden trugen dieselbe Uniform, wie die in Straßburg, ja wie mein Vater so stolz und wohlgefällig getragen, woran sollt' ich nun die Guten und die Schlechten unterscheiden? Ich hatte keine Vorstellung davon, daß beide Benennungen mit jedem leisen Wandel der Richtungen und Umstände wechselten, ich hielt sie den Menschen selber für angehörig. —

Ohne weiteres Hinderniß gelangten wir nach Neustadt an der Hardt und darauf nach Mannheim. Hier hatte sich seit unsrem früheren Besuche die Stimmung auffallend erhöht. Französische Emigranten, zahlreicher als je, genossen der größten Gunst in den obern Kreisen, und fachten überall die Gluth des Hasses gegen das revolutionaire Frankreich an; sie arbeiteten im Uebermuthe schon stark darauf hin, sich selber auch verhaßt zu machen, und manches Haus bereute schon, zu bereitwillig solche Gäste aufgenommen zu haben, allein politisch ließ man sich leicht von ihnen fortreißen, da sich als gewiß in Aussicht stellte, daß sie nächstens in Sieg und Glanz daheim die Meister sein würden; denn wie sollte doch das seiner ersten Häupter, seines besten Adels und seiner vornehmsten Offiziere beraubte Volk in Frankreich den vereinten Kriegsheeren des Kaisers, des Königs von Preußen und der französischen Prinzen widerstehen können? Der Kriegszug aber war unzweifelhaft, und daher der Untergang der Revolution ganz nahe. So dachte nun freilich mein

Vater keineswegs; er hielt die Revolution für festgegründet, ihre Sache für unbesiegbar, die nationalen Truppen dünkten ihn kriegerischer, als die heranrückenden fremden Heere. Doch dergleichen auszusprechen durfte man kaum wagen, die entgegengesetzte Meinung schien die allein erlaubte; da mein Vater aber sich dieser Tyrannei nicht unterwerfen wollte, sondern frei und wohl gar spöttisch den Hoffnungen und Aussichten der einen Seite die der andern gegenüberstellte, so entstanden Auftritte des Zorns, ja der Wuth, die nicht fern von Gewaltthat waren, und auf der Stelle zu tückischer Angeberei führten. Die würdige Mutter meines Vaters, verwirrt und erschreckt, den Sohn in solchem Widerstreite zu sehen, aus dem, wie sie wußte, hier nur Unheil für ihn erfolgen konnte, war nun selber froh, seine Weiterreise nahe zu wissen, gegen welche sie anfangs lebhaft und zärtlich Einspruch gethan. Wir gingen wieder zu Schiff und fuhren gemächlich den Rhein hinab.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe war gemischt, und erwies sich bald in dieselben Bestandtheile gespalten, in welche die ganze Welt sich entzweien zu sollen schien. Einige Emigranten führten das große Wort, und niemand bestritt es ihnen, obwohl ihre Ungebärde, ihr Schimpfen und Wüthen den Andern lästig wurde. Unvermuthet fiel der Blick des einen auf ein an meiner Kleidung zufällig hervorblickendes Bändchen, es war unscheinbar, aber noch immer als dreifarbig zu erkennen. Als könne er seinen Augen nicht trauen, starrte er das Zeichen an, rief dann seine Gefährten herbei, und nun gab es einen verwünschten Lärm von Redensarten, die ich nicht verstand, die aber, wie ich wohl sah, meinen Vater hart angingen; er blieb den Gegnern nichts schuldig, allein sie hatten gegen den Einzelnen die Uebermacht und behaupteten, wir von der Revolution angesteckte dürften nicht weiter mitfahren, sie befahlen den Schiffleuten, anzulegen und uns auszusetzen; indeß hatten diese nicht die geringste Lust, einem solchen Ansinnen Folge zu leisten, und als die Emigranten nicht abließen, so veränderte sich die Szene plötzlich. Die übrigen Reisegefährten, welche bisher ruhig und schweigsam geblieben, deutsche Landsleute aus der Pfalz,

aus Worms und Mainz, erhoben sich gleichzeitig in demselben Antriebe, traten auf die Seite meines Vaters und erklärten den Welschen, wenn sie nicht auf der Stelle das Maul hielten, so würden sie in den Rhein geworfen, wozu die Schiffleute herzhaft einstimmten. Was war zu thun? Die Franzosen mußten wohl schweigen, denn sie sahen, daß hier vom Drohen zum Thun nur ein Schritt war, und die Wasserwirbel des Rheins plätscherten mahnend an die Planken. Die Deutschen überhoben sich ihres Vortheils nicht, sondern begnügten sich, jene zum Schweigen gebracht zu haben, kaum daß sie unter einander und mit meinem Vater durch das gemeinsame Auftreten zu einiger Annäherung gelangten, so fiel auch die Sache schon wieder, einige Herren bezeigten sich freundlich gegen mich, und eine muntere Dame, die mich liebkoste und mir Näschereien gab, schnitt mir heimlich das fatale Bändchen ab und gab es lachend meinem Vater, indem sie sagte, er selbst möge es tragen und vertheidigen, das Kind aber neutral lassen. Er war damit ganz einverstanden, denn er würde dergleichen Anstößigkeit von selbst entfernt haben, wäre er achtsam darauf gewesen; in Straßburg hatte schon niemand eine Absicht dabei, der Schneider, wo er ein Band anzunähen hatte, nahm das nächste beste, und das war damals ein dreifarbiges. Ich selbst war froh, des Zeichens los zu sein, denn die wüthenden Blicke der Emigranten ängsteten mich, und ich fing an für meinen Vater zu fürchten, wenn ich dachte, daß er später den Mehreren doch allein gegenüberstehen könnte.

In Mainz, wo wir landeten, waren die Emigranten die Ersten, welche das Schiff verließen, und wir verloren sie gleich aus den Augen; nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden schwammen auch wir schon wieder in einem andern Schiff und in anderer Gesellschaft den Rhein hinab. Die Stimmung in Mainz äußerte sich schon lauter gegen die Emigranten, als die in Mannheim, und auf dem Wege nach Koblenz wurde mit offnem Hasse von ihnen gesprochen. Von ihrem Uebermuth, ihrer tollen Verschwendung, ihren empörenden Gewaltthaten und lächerlichen Eitelkeiten erzählte man hundert Geschichten. Koblenz war von ihnen über-

schwemmt, sie hatten dort ihre Waffenstärke gesammelt und spielten in Stadt und Land völlig die Oberherren, der Kurfürst von Trier, der sie aufgenommen, hatte gar nichts mehr zu sagen, seine Behörden wurden von den Fremdlingen mißachtet, seine Truppen verdrängt, es wurden französische Gerichtshöfe errichtet und sogar die Einheimischen gewaltsam vor diese geschleppt, wenn französischerseits eine Klage anhängig gemacht wurde. Alle bürgerliche Ordnung war aufgelöst, die Hausrechte wurden verletzt, junge Edelleute quartirten sich willkürlich ein, wo eine artige Frau, ein hübsches Mädchen ihnen in die Augen fiel, die Galanterie schlug nicht selten in die roheste Dreistigkeit um, und die frechste Sittenlosigkeit wurde öffentlich zur Schau getragen. Die Einwohner klagten dem Kurfürsten ihre Noth, und als er sich unfähig aller Abhülfe erklärte, verlangten sie nur seine Zustimmung, so wollten sie schon auf eigne Faust das fremde Gezücht aus dem Lande treiben, er aber bat sie um Gottes willen, doch nur noch Geduld zu haben. Dies war nun freilich ein verzweiflungsvoller Zustand, in welchem das Ansehen und die Ehre eines deutschen Fürsten bei dem eignen Volke schlimm fahren mußte. Die einzige Hoffnung war, daß der Krieg bald ausbrechen würde, da denn die lästigen Gäste insgesammt nach der Gränze vorrücken müßten. Ihnen selbst dünkte der unverzügliche, siegreiche Einmarsch in Frankreich so gewiß, der Gewinn aller Macht und alles Reichthums so unfehlbar, daß sie nicht daran dachten, ihre Hülfsmittel irgend zu Rathe zu halten, im Gegentheil, sie warfen das Geld auf die leichtfertigste Weise weg, als müßten sie es los werden, damit das neue, reichlichere, nur Platz fände. Ich sah Uebungen im Pistolenschießen, wobei die getroffenen Goldstücke jedesmal unter das Volk ausgeworfen wurden; ein Bauermädchen bot Blumensträuße zum Verkauf, und empfing, weil sie hübsch war, Gold über Gold; man stellte die üppigsten Gastereien an, und ergötzte sich, die Bürger in Champagner zu berauschen, ja die Schuljugend wurde aufgegriffen und betrunken nach Hause geschickt. Noch mehr aber, als dieser Unfug, empörte der Hohn, der gegen das Schwarzbrot verübt wurde; von ganzen

Broten wurde die Krume zu großen Kugeln geknetet, und mit dieſen entweder Vorübergehende angeworfen oder Fenſter beſchädigt, die ausgehöhlte Kruſte wurde zu Ueberſchuhen gebraucht und darin herumgetanzt, bis ſie auf den Steinen zerbrachen und ſich im Schmutz verloren; alles öffentlich, von Marquis und Vicomtes und jungen Abbé's ausgeführt, unter großem Zulauf und Gelächter. Dieſe Verſündigung an der Gottesgabe, wie man es zu nennen pflegte, war derjenige Frevel, den die Deutſchen am wenigſten verzeihen wollten, ſie riefen die Rache des Himmels dawider an, und wo es geſchehen konnte, legten ſie auch wohl Hand an die Frevler ſelbſt. Wurden Emigranten in's Waſſer geworfen, zerprügelt oder ſonſt mißhandelt, ſo geſchah es mehr um des Schwarzbrotes willen, als aus jeder andern Urſache. Dieſe Einwirkung der Emigranten längs des ganzen Rheinſtroms darf nicht überſehen werden bei Beurtheilung der nachfolgenden Ereigniſſe, als die Waffen der Revolution in dieſe Länder vordrangen und hier theilweiſe ſo günſtig aufgenommen wurden.

Auch meinem Vater ſollte hier wieder ein unangenehmes Abentheuer beſchieden ſein. Wir aßen Abends im Gaſthof an der von zahlreichen Emigranten beſetzten großen Wirthstafel, ich war im verwirrenden Lärm ermüdet eingeſchlummert, als auf Einmal ein lauter Schrei neben mir mich aufweckt. Ich ſehe meinen Nachbar, in der Gebärde der Abwehr eine zuſammengefaltete Serviette als Schild erhebend, und auf meiner andern Seite meinen Vater, der zornerfüllt ein Meſſer wie zum Stoß ergriffen hat. Sogleich ſprangen die Nächſtſitzenden auf, der Wirth kam herbei und es gab viele Erklärungen und Verhandlungen, von denen ich nichts verſtand, die ſich aber doch endlich dahin beruhigten, daß man weiteraß, nur zuckte der Emigrant, ſo oft mein Vater ſein Meſſer nahm, krampfhaft nach der Serviette, und dies Spiel wurde bald für die Zuſchauer beluſtigend. Als die Tafel beendigt war, nahm der Bedrohte ſeinen Hut eilig zur Hand und dann, jede Blöße vermeidend, ſeinen Rückzug, worauf mein Vater einem emigrirten Elſaſſer deutſch den Anlaß des Vorfalls erzählte, den auf dieſe Art auch ich nun

erfuhr. Jener Franzose hatte aus irgend einer Angabe erkundet, daß mein Vater aus Straßburg käme, gab sich als Kammerdiener — versteht sich, daß nur ein Edelmann diesen Posten bekleiden konnte — des Grafen von Artois zu erkennen, und meinte, der Prinz würde gern Erkundigungen einziehen, wie es dort stände, welche Truppen dort wären, welcher Geist in der Nationalgarde, und mein Vater dürfe nicht säumen, die Ehre eines solchen Verhöres zu bestehen. Auf die schnödeste Abweisung, die er empfing, wurde der Emigrant nur zudringlicher, und wagte anzudeuten, man würde allenfalls auch Zwang anzuwenden wissen. Auf diese Drohung war mein Vater aufgefahren und hatte nach dem Messer gegriffen. „Hätten Sie den Kerl nur todtgestochen", sagte der Elsasser, nachdem er diesen Verlauf angehört; „die meisten von uns, die wir hier herum am Tische sitzen, hätten es ruhig geschehen lassen, er ist uns allen als ein übermüthiger und feiger Schwätzer verhaßt; überhaupt thut dieser Anhang der Prinzen, als wären wir, die wir ein paar Monate später gekommen sind, nicht so gute Royalisten, als die zuerst emigrirten, und wir haben vieles darum zu leiden; ich für mein Theil wünsche nur, daß wir bald in's Gefecht kommen, da werden wir doch dieser Höflinge ledig sein!" Wohl nicht ein zweitesmal hätte in Koblenz ein solcher Handel so glimpflich ausgehen können, es gehörte das seltenste Glück dazu, die Partheisucht durch innern Zwist auf dieser Stelle just entwaffnet zu finden. Bei derartigen Umständen aber, unter solchen immerwährenden Begegnissen war die Reise wirklich gefahrvoll und wenig angenehm. Mein Vater wurde vorsichtiger, hüllte sich mehr und mehr in Schweigen und Unbekanntheit, und so kamen wir ohne weitere Anfechtung glücklich in Brüssel an.

Was meinen Vater eigentlich hieher führte, habe ich nie erfahren, doch ist mir dunkel erinnerlich, daß in Mannheim schon die Rede davon war, wie nöthig und gerathen es sei, dort eine Erbschaftssache zu verfolgen, bei welcher unsere Familie betheiligt war. Ich freute mich unsäglich des Wiedersehens der bekannten Orte, der theuren Personen, die uns mit Herzlichkeit aufnahmen. Wiederum lustwandelte ich in

dem herrlichen Park, wiederum sah ich meinen alten Freund Manneken-Piss, wiederum wurde ich mitgenommen zu allen Sehenswürdigkeiten und Genüssen, welche die Kindheit reizen. Nur die österreichischen Soldaten wollten mir nicht mehr wie sonst gefallen, die französischen dreifarbigen dünkten mich viel schöner, und ich hatte auch immer gehört, die Blauröcke würden die Weißröcke unfehlbar aus dem Felde schlagen, welches ich um so glaubhafter fand, als ja schon andere Blauröcke, die Preußen, früher dasselbe sollten gethan haben. Daß die Freiheit in dem bevorstehenden Kampfe siegen würde, hörte ich auch hier öffentlich sagen, und die Brabanter, hieß es, würden nicht die letzten sein, den neuen Versuch zu wagen, auch ihre Freiheit zu erringen. Ich begriff nicht, warum mein Vater von diesen Dingen gar kein Heil erwartete, und immer den Kopf ungläubig schüttelte, wenn von den Patrioten in Belgien die Rede war, er meinte, die Oesterreicher wären ihm lieber als diese, und mit denen in Frankreich hätten sie nichts gemein als den Namen. Der Name ist aber allerdings in politischen Bewegungen ein mächtiges Einigungsmittel, und ungeachtet der in beiden einander scharf widerstreitenden Grundsätze kann man sagen, daß die belgische Revolution der französischen trefflich vorgearbeitet habe. —

Die frohen Tage dauerten nicht lange, eine unvermuthete Wendung setzte unsrem Aufenthalt ein nahes Ziel. Ob die Briefe aus Straßburg, die mein Vater auf der Post abholte, vorher gelesen worden und Argwohn erweckt, ob trotz seiner vorsätzlichen Behutsamkeit dennoch mißfällige Reden ihm entschlüpft, oder ob irgend sonst eine Verdächtigung Statt gefunden, dies vermochte er selber nicht auszuforschen, aber so viel ist gewiß, er empfing die Weisung, Brüssel zu verlassen. Jeder Einspruch von seiner Seite, so wie die angebotene Bürgschaft namhafter Männer, alles war erfolglos; man fabelte schon von revolutionairer Propaganda, und gab zu verstehen, ein vermuthliches Mitglied derselben könne man so nahe dem Schauplatze des bevorstehenden Krieges unmöglich dulden. Mir schien es, als sei mein Vater weniger unwillig und betrübt, als ich, der Abschied

kostete mich viele Thränen, und Brüssel stand lange Zeit vor meiner Einbildungskraft als ein Ort voll Reiz und Befriedigung, dem ich ungerechterweise zu früh entrissen worden.

Wir wandten uns nach Aachen, und ich hörte, wir würden einstweilen hier bleiben. Die damalige düstre, schmutzige, von ihren Vorstädten noch durch Festungswälle und Thore und Zugbrücken getrennte Reichsstadt Aachen konnte am wenigsten für das heitre, prächtige Brüssel schadlos halten. Es war ein trauriger Ort, und traurig auch bald meine Lebensart. Mein Vater war selten zu Hause, und hatte ich in Brüssel ihn fast immer begleiten dürfen, so geschah dies in Aachen höchst selten, ich war fast immer auf dem Zimmer allein, oder auf einem engen Hofraum, der ein paar Bäume und einige Sträucher hatte, nur ausnahmsweise besuchte ich die guten, aber beschränkten Hausleute, die in großer Abgeschiedenheit lebten, und deren Thüre nach der Straße beständig verschlossen war. Ich konnte mich nur mit Ausschneiden beschäftigen und mit den einsamen Spielen, welche sich hieran knüpfen ließen, denn Lesen hatte ich noch nicht gelernt. Jetzt mir diese Hülfe zu eröffnen, fand mein Vater dringend nöthig. Ich erinnere mich dieses Lernens kaum, so leicht ging es von Statten; ich weiß nur, daß ich bald mit unendlichem Vergnügen las, Geschichten, Sprüche, Lieder, wie die gewöhnlichen Kinderbücher sie darboten. Auch die alten Kalender im Hause spürt' ich auf und manchen kleinen Almanach, an dessen Bildern und Erzählungen ich mich ergötzte. Ich las aber sehr flüchtig und hastig, daher ungenau, und oft ein Wort für das andere, was mich im Verständnisse meines Textes wenig störte, mir aber von meinem Vater, wenn er es zufällig gewahrte, scharf verwiesen wurde; war ich indeß allein, so las ich doch nur wieder in jener holperigen Eile, die sich um die Endsilben nicht bekümmerte, ganze Wörter bloß errieth und oft falsch errieth, denn ich konnte bei meinem Lesen ja keinen andern Zweck haben, als möglichst schnell mit dem Inhalte bekannt zu werden, und also vor allem dem Ausgange zuzueilen. Der Fehler, sich selbst überlassen, schwand auch

allmählig durch sich selbst, und ich las bald so rein und sicher, wie andre Kinder meines Alters, nur meinem Vater gegenüber fiel ich, seltsam genug, noch lange nachher oft in die alte Uebereilung, vielleicht grade deßwegen, weil ich sie ängstlich vermeiden wollte, und an die harten Strafworte dachte, die ihr unausbleiblich folgten. —

Eine besondere Merkwürdigkeit fand im Betreff der Lebensmittel Statt, die wir genossen. Mein Vater frühstückte nichts, ich erhielt kalte Milch und Weißbrot, zu Mittag aßen wir Milchsuppe mit eingebrocktem Brot und dazugerührten Eiern, zum Abend wieder Milch und Weißbrot, und hierin fand gar kein Wechsel Statt, ich genoß Tag für Tag nur diese Kost, die mir freilich ungemein behagte und mich keine andre wünschen ließ. Mittags aß auch mein Vater nichts anderes, doch muß ich wohl glauben, daß er, des Weines gewohnt, weder diesen, noch Abends einiger derberen Speisen, wird entbehrt haben; ich aber hatte während ganzer sechs Monate ausschließlich nur jene Nahrung, und befand mich gut dabei. Ob mein Vater einen diätetischen Zweck bei dieser einfachen Lebensordnung gehabt, ist mir unbekannt; er hat mir dadurch aber für immer eine Liebhaberei am Einfachen und Geringen dieser Art eingepflanzt, die so oft es die Umstände erlaubten, immer wieder hervortauchte, auf der Universität zu Halle und später zu Tübingen, und ich habe jedesmal dabei die angenehme Sicherheit gefühlt, einer wünschenswerthen Freiheit von äußern Genüssen in diesem Betreff, wenn es je die Umstände forderten, wenigstens sehr nahe kommen zu können.

Als der Sommer verstrichen war, und die Wintereinsamkeit doch allzu schreckhaft bevorstand, ereignete sich eine glückliche Veränderung; eine junge Dame mit einem Söhnchen zog in das stille Haus bei uns ein, und wiewohl sie ganz in dessen abgeschlossene Einsamkeit sich fügte, so begann doch für mich im Innern nun ein neues Leben. Mit dem Kinde zu spielen ließ ich mich gern herab, dafür kam mir auch die Herablassung der Mutter zu gute, als welche nicht müde wurde, lange Abende die schönsten Mährchen zu erzählen, wobei ihr Söhnchen bald einschlief, ich aber bis zur späten

Nacht begierig zuhörte. Ich weiß noch genau die Physiognomie jener Abende, wie wir saßen, wie wir uns an die Erzählerin schmiegten, wie ganz befriedigt und glücklich meine Seele sich fühlte, und nur die einzige Sehnsucht bisweilen nicht unterdrücken konnte, daß doch meine Mutter und Schwester auch dabei sein, und besonders die Schwester mein Entzücken theilen möchte! In meine frühere Einsamkeit beide herbeizuwünschen, war mir weit weniger eingekommen. Uebrigens hörte ich leider fast nichts von ihnen, der Krieg war ausgebrochen und störte die Verbindungen, aller Briefwechsel stockte, und mein Vater berührte meine reizbare Empfindung ungern durch fruchtlose Erinnerung an die Entfernten, welche alle Gefahren und Gräuel der schon beginnenden Jakobinerherrschaft in Straßburg mit bestehen mußten.

Von allen diesen Vorgängen des Kriegs und der Revolution, die mir zu Straßburg täglich und stündlich im Ohr und Auge gewesen, vernahm ich hier fast nichts, und wiewohl ich an den Nachrichten, für die ich nicht reif sein konnte, eigentlich nichts entbehrte, so fiel mir doch der Abstand auf, der hierin meine jetzigen Tage von den früheren unterschied. Mein Vater, durch unangenehme Begegnisse gewitzigt, und bei der erhöhten Stimmung der Partheien hüben und drüben von mannigfacher ernsten Gefahr bedroht, diesseits als Revolutionair verschrieen und jenseits auf die Emigrantenliste gesetzt, scheint alles sorgfältig gemieden zu haben, was politischer Deutung unterliegen konnte. Seine Sicherheit in Aachen fand er nur dadurch, daß er im Verborgnen lebte, wie er denn auch nicht seinen, sondern einen angenommenen Namen dort führte; mich aber entzog er aller Berührung mit Fremden, weil es doch unmöglich gewesen wäre, mir für alle Verfänglichkeiten, denen meine eignen Einfälle oder die Fragen der Andern mich bloß stellen konnten, die nöthige Klugheit einzusprechen.

Diese Verhältnisse müssen sich plötzlich verändert haben, denn der Bann, worin ich bis dahin gehalten schien, hörte eines Morgens völlig auf, ich durfte meinen Vater wieder begleiten, und er selber zeigte sich munter und zuversichtlich wie in frühern Tagen. Er führte mich vor die Thore, in

die schneeschimmernde Winterlandschaft, an öffentliche Lustorte, auf die Redoute, wo Emigranten große Spielbank hielten; und auch in das Theater kam ich nach langer Unterbrechung zum erstenmale wieder. Die vielfachen Zerstreuungen und heitern Ergötzlichkeiten nahmen mich doch nicht so sehr ein, daß ich der ruhigen Erzählungsabende, der traulichen Abgeschiedenheit des Hauswesens, und der reichen Phantasiegebilde, die sich in jener Enge glänzend entfaltet, so leicht vergessen hätte, vielmehr blickt' ich oft mit Sehnen auf die abgebrochenen stillen Freuden zurück, die nur ein paarmal noch sich erneuerten, aber auch dann leider schon von dem unruhigen Gefühl begleitet, daß ich wußte sie dauerten nicht, seien von Zufällen und Launen abhängig.

All dieser Wechsel schwand bald vor einem größern, wir verließen Aachen noch mitten im Winter und reisten nach Köln; die Fastnachtslustbarkeiten waren eben im Schwange, und wir sahen gelegentlich manches Stück davon; an solchen Zusammenhang in den Anstalten und an solche große Prachtaufführung, wie die spätere Zeit sie hervorgebracht, war damals nicht zu denken, doch stand Köln schon immer vor allen rheinischen Städten im Rufe, den Faschingsfreuden den größten Spielraum zu gewähren, das Narrenthum am allgemeinsten und öffentlichsten zu betreiben. Uebrigens galt die Stadt für ein düstres, in Schmutz, Vorurtheil und Aberglauben versunkenes Pfaffennest, dessen freireichsstädtisches Regierungswesen, veraltet und verwahrlost, nur noch Mitleid einflößte, und dem jeder hellere Sinn als das beste Glück wünschte, unter die ordnende Hand eines aufgeklärten Fürsten zu kommen. Mir konnte der Ort unmöglich gefallen, es war mir überall unheimlich und bang, und in dem lärmenden Gewühle, wie in der Oede so vieler wüsten Straßen und schaurigen Winkel, die mit jenem schroff abstachen, bot sich mir nirgends eine behagliche stille Zuflucht. Auch für die Sinne gab es wenig Anregendes. Von dem Wunderbau des Domes war kaum die Rede; so werth die Straßburger das Münster hielten, sich des herrlichen Besitzes unaufhörlich rühmten und freuten, so wenig machten die Kölner aus dem Dom, der auch, in seiner Unausgeführtheit, Verabsäumung

und Trübniß, allerdings an unmittelbarer Wirkung des Anblicks dem Münster weit nachstand. Das Besehen des Bauwerks war auch nur Nebensache in Vergleich des Verweilens bei Dingen, für welche die Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch genommen wurde; die Kostbarkeiten aller Art, Reliquien, Meßgewänder und dergleichen, wollten kein Ende nehmen, und die Heiligengeschichten, welche dabei vorkamen, wurden so gemein und ungeschlacht erzählt, daß auch der Knabe merken mußte, man glaube nicht daran, und wolle ihm Fabeln aufbinden. Mehr Behagen und Genuß, als diese Kirchensachen, gewährte mir die Besichtigung der berühmten Kunst- und Naturaliensammlung des Freiherrn von Hüpsch, wo sich ein helles Gebiet menschlichen Forschens und Bildens aufthat, das jenen Wundern an Wunderbarkeit nichts nachgab, und Sinn und Glauben immer willig fand, welche jenen erst erzwungen werden sollten.

Ein Ausflug nach Bonn hat mir keine Erinnerung zurückgelassen, als die des Schlosses zu Poppelsdorf und der Ruine von Godesberg, sodann eines freundlichen Bibliothekars Benfeldt, Aufsehers der Kurfürstlichen Bibliothek, den ich später in Hamburg, wohin er mit seinem Bücherschatze auf der Flucht verschlagen worden, wiedersehen sollte. Schärfer eingedrückt blieb mir ein Besuch in Mühlheim am Rhein, zumeist wegen einer Gefahr, die ich erlebte, und die von besondern Umständen und Gefühlen begleitet war. Mein Vater hatte in Deutz einen Freund abgeholt, und wir schritten über den hartgefrornen Boden munter vorwärts. Mir war der Weg nicht zu weit, und ich hatte früher schon größere Strecken rühmlich zurückgelegt. Allein die Kälte war sehr stark und nahm bei scharfem Ostwinde jeden Augenblick empfindlich zu. Bald konnt' ich nicht mehr widerstehen, ich fühlte mich erstarren, der Athem schwand, und ich vermochte kaum noch zu sagen, ich könne nicht weiter. Mein Vater wandte alles an, mich zu erwärmen, zu schützen, er wickelte mich ein und trug mich auf dem Arm, aber alles war vergebens; die Kälte ließ mich nicht athmen, und wenn mir das Gesicht eingehüllt wurde, so erstickt' ich aus Mangel an Luft. Die Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblick, mein Vater sah,

daß mein Zustand auf's äußerste kam, und auf dem freien Felde, ohne Haus und Hütte, war so wenig zum Bleiben als zum Weitergehen ein Rath zu ersinnen. Wiederholt wurde der Versuch gemacht, mich irgendwie fortzubringen, aber kein Mittel wollte anschlagen. Endlich wurde beschlossen, einen Wagen zu holen, der Freund eilte deßhalb nach Deutz zurück, und mein Vater mußte suchen mich hinzuhalten, bis der Wagen anlangte. Der Wind erhob sich mächtiger und schneidender, mein Vater hatte seine Wildschur ausgezogen, und hielt sie schützend vor mir ausgebreitet, allein der Sturm drohte uns umzuwerfen. Nirgends war ein Dach, eine Wand, nicht einmal ein Graben zu entdecken, überall nur ebnes Feld; ein einziger Hügel erhob sich seitwärts vom Wege, und konnte einigen Schutz gewähren. Dahin brachte er mich, auch traf uns hier der Stoß des Windes nicht mehr, aber die Kälte wirkte grimmig fort, und ich glaubte ihr zu erliegen. Mein Vater legte sich mit mir nieder, hüllte mich ein, rieb mich, redete mir zu, hielt meine Glieder in Bewegung, und hinderte mich mit aller Gewalt am Einschlafen, das mich jeden Augenblick überfallen wollte. Endlich gelangen seine Bemühungen, ich fühlte wieder Lebenswärme, erholte und ermunterte mich, und die noch übrige Zeit bis zur Ankunft des erwarteten Wagens verging unter vergnügtem, spielenden Gespräch. Ich wußte, daß Einschlafen unter solchen Umständen tödtlich war, ich hatte überdies das Sterben mir nah gefühlt, und der Tod war mir nicht schreckhaft gewesen, aber lebhaft empfand ich nun die Wonne des Gerettetseins; meine Seele war in aufgeregtester Thätigkeit, ich dankte Gott innigst, ich dankte ihm besonders, daß er mir diesen Vater gegeben, dessen unendliche Bekümmerniß und Sorgfalt ich vor Augen hatte, dessen ganze Liebe, Selbstopferung und Entschlossenheit mir vorher nie so deutlich geworden war; mein Herz floß über in Zärtlichkeit, in Glück; ich dachte auch der Mutter und Schwester, wie die sich freuen würden, wie gut und lieb auch sie mir wären. Dieses erhöhte Dasein, welches ich empfand, war es auch darin, daß ich dasselbe nicht zu äußern versuchte; ich sagte nichts von dem, was mich beseelte, alles blieb

innerlich und geheim, ich war zum Mittheilen durch nichts gedrängt, mein Vater hatte mein Vertrauen zu solchen Bekenntnissen nie geweckt, in manchem Falle wohl gar verscheucht oder mißverstehend abgewiesen; er war der Gegenstand meiner Innigkeit, er war voll zärtlicher Liebe an meiner Seite, — da war nichts weiter zu sagen nöthig! Durch diese Fülle von innerem Leben, so dicht neben der Bedrohung des äußern, sind mir jene Augenblicke für immer in der Seele befestigt worden, sie gehören zu dem Entschiedensten, was ich erlebt habe, und solche Erhöhungen wiederholen sich in dem längsten Leben nicht so häufig, daß die Erinnerung sie nicht leicht alle bewahrte, doch am meisten die frühsten! Als der Freund mit dem Wagen ankam, wäre dieser fast nicht mehr nöthig gewesen, so ermuntert war ich und gestärkt, und auch das Unwetter milderte sich schon. Beim Aufstehen sah ich über uns einige Balken emporragen, und fragte, was das wäre? Es war der Galgen, unter dem wir geruht hatten, dessen Hügel uns zum Schutze gewesen war. Mein Vater scherzte mit dem Freund über diese Zuflucht, die mir damals nicht schlechter dünkte, als jede andre; später kam es mir aber doch bisweilen als etwas Eignes vor, daß ich einen Theil meiner besten Empfindungen hatte unter dem Galgen haben müssen!

Wir brachten einige Tage vergnügt in Mühlheim zu, wo meines Vaters Bruder, Professor an der Universität zu Köln, sich damals aufhielt, und fuhren dann nach Köln zurück. Ich wußte nicht anders, als wir würden bald wieder nach Aachen reisen, so hatte ich sagen hören, so schien es angenommen. Allein mit dem Frühjahr eröffnete sich unerwartet eine andere Richtung. Wir setzten uns in den Reisewagen, und ich erfuhr, es ginge nach Düsseldorf! Ich erhob ein Freudengeschrei bei dem Namen, mir schien, als müsse sich dort für mich alles Wünschenswerthe zusammenfinden. Ich sah, daß auch mein Vater innig froh war, und an meiner Freude sein Wohlgefallen hatte. Was ihn zu dieser Rückkehr bestimmte, mag etwa durch folgende Verknüpfung anzugeben sein. Bei dem Versuch einer Uebersiedlung nach Straßburg hatten sich seine persönlichen Erwar-

tungen getäuscht gefunden, die allgemeinen Aussichten aber, welche für jene hätten Ersatz oder Trost bieten können, sah er in noch schlimmerer Verdunkelung. Wenn das gewählte Vaterland nicht mehr den Sympathieen entsprach, welche das angeborne hatte vermissen lassen, so trat letzteres wieder in sein natürliches Vorrecht, und nur die Schwierigkeit, heimzukehren ohne scheinbare Verläugnung der fortbestehenden Gesinnungen und unveränderten Grundsätze, hatte die unmittelbare Rückkehr noch verhindert. Die Zwischenzeit beinah eines Jahres, in Zurückgezogenheit und Ruhe verlebt, wirkte vermittelnd ein, das Waffenglück der Franzosen hatte im Allgemeinen die Folge, daß die feindlichen Stimmen kleinlauter wurden, die Freigesinnten kühner auftraten, letztere, meines Vaters Freunde, waren zahlreich und thätig, sie riefen ihn heftig und ungestüm in ihre Mitte zurück. Er erfuhr, daß die Staatsbehörde ihn nicht anfechten würde, der ehrwürdige Kanzler Graf von Nesselrode benachrichtigte ihn sogar, er könne um so sicherer zurückkehren, als ja der Kaiser alle Deutschen, die sich von der Revolution in Frankreich hätten verlocken lassen, durch öffentliche Kundmachung von dort abrufe, und ihnen jede Verantwortung erlasse, so wie allen Schutz in der Heimath zusage. Mein Vater wünschte und bedurfte, wieder thätig zu sein, der Ruf seiner Mitbürger war ihm ehrenvoll und schmeichelhaft, er gab diesem und dem Zuge seines Herzens willig nach.

Die Freunde begrüßten ihn mit freudigem Jubel, und es fehlte nicht an Gastmahlen, Landparthieen und Abendmusiken, die zu seinen Ehren angestellt wurden. Er war in der That allgemein geliebt; der höheren Klasse durch französischen Geist und Scherz angenehm, durch Biederkeit und hellen gesunden Sinn den aufstrebenden Bürgern vertraut, hatte er doch seinen stärksten und treuesten Anhang im untern Volke, dem er stets als ein uneigennütziger Helfer oder doch als freundlicher Tröster erschien. Ich war Zeuge manches rührenden Ausdrucks von dieser Seite, sowohl der Dankbarkeit als des Zutrauens, die ihm bezeigt wurden; ich hörte arme Leute sagen, jetzt hätten sie wieder ihren Arzt, die ganze Zeit seiner Abwesenheit hindurch hätten sie gar keinen

gehabt. Es war bekannt, daß er zu einer Bettelfrau hinter der Ratinger Mauer mitten in der Nacht und im schlechtesten Wetter zu Fuß eben so beeifert eilte, als er in den Wagen stieg, der ihn zu einer kranken Gräfin abholte. Auch mir persönlich wurde dies gute Verhältniß in vielem Schmeichelhaften fühlbar, das, wie ich wohl erkannte, mir um meines Vaters willen erwiesen wurde, und nicht ohne Stolz und jedesmal mit bester Wirkung nannte ich seinen Namen, wenn ich gefragt wurde, wem ich angehörte.

Diese für einen Knaben doch nicht weit reichende Befriedigung war aber fast die einzige, die mir diesmal zu Theil wurde. Alle andern Glückseligkeiten, die ich von der Rückkehr in die Vaterstadt gehofft, die mir bei deren bloßen Namen vorgeschwebt, blieben aus, oder schwanden in Dunst dahin. Wie fand ich den Ort in der kurzen Zeit verändert! Die Straßen und Gebäude waren noch dieselben, aber mir war der Maßstab verändert, und alles in andre Verhältnisse gerückt. Das Haus am Rhein, das liebe Gärtchen, war mir fremd geworden, auch zeigte sich mir ja darin weder Mutter noch Schwester, deren Vorstellung sich mir unauflöslich mit der jener Räume vereinigt hatte, unbekannte Menschen walteten in diesen, und wir wohnten in einer mir früher kaum bekannten Straße, bei Leuten, die mich eher abschreckten, als anzogen. Das Schlimmste war, daß mein Vater gerade jetzt am wenigsten Zeit hatte, sich viel mit mir abzugeben oder mich nur bei sich zu haben, denn die Anforderungen seiner neuen ärztlichen Beschäftigung und der sonstigen Verhältnisse des Tages nahmen alle seine Stunden in Beschlag. Ich blieb also wiederum einer trüben Einsamkeit überlassen, einem traurigen Vergleiche dessen, was ich mir so schön vorgestellt, mit dem, was in Wirklichkeit dürftig vor mir stand; ich war mir bewußt, mit Recht so viel gehofft zu haben und ohne meine Schuld es zu missen, ich kam mir wie ein armer Knabe vor, der sehr viel Unglück trage. Stundenlang saß ich am Fenster, sehnlichst auf den Vater wartend, ob er nicht kommen und mich mit in's Freie nehmen werde, und oft lange in der einen Hoffnung, und dann schmerzlich in der andern getäuscht; oder ich sah nicht

minder sehnlich den lärmenden Spielen zu, welche die Jugend auf der Straße trieb, und an denen Theil zu nehmen mir verboten war; bisweilen ließ ich mich doch verführen, und ging zu ihnen hinab, doch die Tücken dieser rohen Jungen und die Strafe, welche mich unfehlbar traf, wenn ich unter ihnen bemerkt wurde, ließen mich der Versuchung nur in seltneren Fällen folgen.

Wollte ich nicht die meiste Zeit mit Lesen, wozu doch bald der Stoff mangelte, oder mit Bilderschnitzen, welches auch nicht allzu lange vorhielt, einsam ausfüllen, so blieb mir nichts anderes übrig, als die Gesellschaft der Hausleute zu suchen, und mir bei ihnen so gut es ging die Zeit zu vertreiben. Sie gefielen mir nicht, aber sie allein waren mir zugänglich. Diese Familie hat nachhaltig auf mein Gemüth eingewirkt, und ich muß sie daher etwas näher schildern. Ein Hausherr war nicht da, das Haupt der Familie war eine Wittwe, eine unförmlich dicke, aber rührige und sehr herrische Frau, welche zwei erwachsene Söhne und eine viel ältere aber unverheirathet gebliebene Schwester bei sich hatte; ihr Mann war ein Kanzleibeamter gewesen, und hatte sie dem Handwerksstande enthoben, was ihrem Dünkel sehr schmeichelte; doch dann als Wittwe wieder hinabsteigen und einen Gewürzladen führen zu müssen, war ihr die empfindlichste Kränkung, und eigentlich nur deßhalb der Verlust des Mannes schmerzhaft, denn aus manchen Aeußerungen entnahm sich leicht, daß sie schlecht mit ihm zufrieden gewesen und sich gar nichts aus ihm gemacht. Die höhere und die niedere Stufe, auf welche ihr eignes Leben sich vertheilt hatte, sah sie auch in ihren beiden Söhnen vor sich, denn sie hatte den einen mit großen Opfern die Rechte studiren lassen, den andern aber mit Seufzen doch wieder einem Handwerk übergeben müssen, einem edlen und reinlichen allerdings, der junge Mensch war ein Vergolder, ganz geschickt in seinem Fach und fleißig, und verdiente auch hübsches Geld, welches er gutmüthig und harmlos der strengen Mutter abzuliefern pflegte. Gleichwohl konnte sie diesen Sohn wenig leiden, ihre Zärtlichkeit oder vielmehr Verehrung war ganz dem ältern zugewendet. Dieser saß im gemeinsamen

Wohnzimmer an einem besondern Tische, als Herr gekleidet, die lange Tabackspfeife stets im Munde, von Büchern umgeben, an den Gesprächen der Andern selten theilnehmend, die aber jedem seiner kargen, oft schnöden und kränkenden Worte ehrerbietig lauschten; für ihn mußte immer zuerst gesorgt, ihm stets das Beste gereicht werden, die Andern waren ihm zu dienen bereit, von ihm wurde nicht das Geringste verlangt, es wäre sogar unanständig gewesen, daß er eine Handreichung gethan, eine Besorgung übernommen hätte, denn er war ja der Gelehrte, der Stolz und die Zierde des Hauses, und unzweifelhaft bestimmt, einst im Staat ein Mann zu werden, der seine Angehörigen dann kaum noch würde kennen dürfen! So wurde ich bald alles Ernstes von dem jüngern Sohne belehrt, der den Bruder wirklich als ein höheres Wesen ansah, dem er jeden Dienst schuldig sei, und als ich dies höhere Wesen einst in seinen Betrachtungen gestört hatte, empfing ich dafür von ihm selber einen so derben Schlag und einen so hämisch lächelnden Blick, daß ich den Eindruck nie vergessen habe, von der Mutter aber eine keifende Strafrede mit den schärfsten Verwarnungen, gegen diesen Sohn niemals die schuldige Achtung zu vergessen. In solche Ermahnungen stimmte dann auch die alte Jungfer von Schwester ein, welche im Grunde milderen Sinnes war, aber den heftigsten Eifer, wo sie es für nöthig hielt, trefflich zu heucheln wußte.

Diese ganze Familie nun war, neben den bezeichneten Eigenschaften, noch besonders durch kirchengläubige Frömmigkeit ausgezeichnet, nach streng katholischer Art. Unter allen Umständen und in jedem Wetter mußte wenigstens Ein Mitglied des Hauses täglich zur Kirche gehen, und da neben den Lasten des Glaubens um so mehr auch seine Erleichterungen gelten mußten, so machte man sich bestens zu nutze, daß die Kirche Stellvertretung gestattet, und es war dahin gediehen, daß die ganze Familie sich ihrer Pflicht vollkommen entledigt zu haben glaubte, wenn nur die alte Jungfer die Messe oder Vesper besucht hatte. Die alte Jungfer sah diese Zeit als ihre Erholung und als willkommene Gelegenheit zum Ausgehen an, und versäumte daher nie, mit an-

dächtigem Eifer den Dienst wahrzunehmen, ja sie wußte die Andern abzuhalten, wenn etwa jemand mit ihr gehen wollte, und sie versicherte dann, es sei ja gar nicht nöthig, und sie werde schon für jeden die erforderlichen Vaterunser beten. Franziskaner kamen häufig zum Besuch, wurden sehr verehrt und auch bewirthet, und erhielten reichliche Spenden für ihre Kirche. Mir wurde bei jeder Gelegenheit vorgestellt, wie sehr man diese ehrwürdigen Väter hochachten und ihnen gehorchen müsse, auch war es mehrmals darauf angelegt, mich von ihnen in Betreff meines Vaters ausfragen zu lassen, da denn leicht an den Tag kam, was freilich jederman wußte, daß mein Vater kein Kirchengänger war, und auch mir bis dahin keinen Unterricht in der Religion ertheilen ließ. Die Väter scheuten doch meinen Vater zu sehr, um in ihren Unternehmungen weiter zu gehen, und ließen es bei wenigem bewenden; ich hörte, wie ihnen gerathen wurde, eine verfängliche Frage zu thun, und sie es aus obigem Grunde ablehnten; die Leute glaubten, ich verstände ihre halben Worte und stummen Zeichen nicht, und doch war der ganze Zusammenhang mir vollkommen klar. Daß ich einen so tapfern Vater hatte, den diese Franziskaner fürchteten, gefiel mir außerordentlich, und sein Erscheinen bestätigte mir jedesmal sein unzweifelhaftes Uebergewicht, denn kaum trat er ein, so war alles voll Ehrerbietung und Beflissenheit, auch der Gelehrte stand auf, wie ihm vor einem Doktor und Rath gar wohl geziemte, und sprach mit süßlicher Schmiegsamkeit, erwähnte auch wohl gar des „lieben Söhnchens", die Weiber lächelten, ein Franziskaner sprach etwa ein Wort Latein, worauf mein Vater antwortete; so ging alles in bester Art, bis er sich wieder entfernt hatte, dann war das liebe Söhnchen schnell wieder ein unartiger Junge, ein gottloser Bube, der keine Religion habe! Ich war im Innersten empört über die Heuchelei und Zweizüngigkeit, ich fühlte die ganze Schlechtigkeit dieser Leute, allein ich wagte nicht, mit meinem Vater darüber zu sprechen, theils weil mir die Worte fehlten, und theils weil ich fürchtete, er möchte mir nicht glauben und die Sache anders ansehen, wie mir ja schon einigemal zu meinem größten Schmerze begegnet war. Er hielt mich in

der That bei diesen Leuten für gut aufgehoben, glaubte wenigstens, daß sie mich liebten und auf mich Acht hätten, und daß ich vor schlechten Einflüssen bei ihnen wohlbewahrt sei.

Nur der jüngere Sohn liebte mich, und er allein war mir eine Art von Anhalt. Ihm bei seiner Arbeit zuzusehen, mit ihm zu schwatzen, von ihm allerlei Sächliches zu erfahren, war mein bester Zeitvertreib, auch ließ er sich wohl herab, an meiner Papier- und Wachsbildnerei Theil zu nehmen. Von dem, was wir sprachen, durfte ich vor den Andern nie etwas erwähnen, eben so wenig von dem Naschwerk, das bisweilen er und öfter ich anzuschaffen wußte, und das wir dann gemeinsam verzehrten. Nach ihm schien die alte Jungfer mir noch am meisten gewogen, wenigstens half sie mir über manche Verlegenheit hinweg, und that mir oft zärtlich, aber ich empfand grade dann den unwiderstehlichsten Abscheu gegen sie, und ging ihr aus dem Wege, wo ich nur konnte. Von dem ältern Sohn und der Mutter fühlt' ich die entschiedene Feindschaft, nie hatten sie einen freundlichen Blick, eine gutmüthige Bewegung für mich, immer nur bösartig begegneten sie mir, immer setzten sie auch in mir alles Bösartige voraus, und oft entstanden mir aus solcher Voraussetzung die ungerechtesten Anklagen, welche die Mutter bei meinem Vater gehässig anbrachte, und dadurch mir harte Strafe zuzog, an deren Vollziehung sie sich weidete. Gewöhnlich war es ihr Ehrgeiz, den ich beleidigt haben sollte, und ich wunderte mich nur, daß sie auf meine Kindereien so großen Werth legen mochte, so daß ich mir fast etwas darauf einbildete, wenn ich ihretwegen gestraft wurde. Ich verachtete dieses Weib gründlich, hegte ihr aber keinen Haß, war ihr im Gegentheil gern gefällig, und dachte nur immer wie ich es wohl anfangen könnte, sie zufrieden zu stellen.

Ich entschloß mich in dieser Absicht sogar zu einer Heuchelei, bei deren Ausübung ich indessen jedesmal Gewissensbisse fühlte. Es war, ich weiß nicht welche Zeit eingetreten, wo die Kirche zu strengerer Andacht mahnte. Die Familie wäre hierin um keinen Preis zurückgeblieben,

und unter andern wurden regelmäßig jeden Abend zwei Stunden zum Beten beſtimmt. Die Litanei wurde von Allen gemeinſchaftlich laut hergeſagt, und ich, aufgefordert, daran Theil zu nehmen, wagte nicht es abzuſchlagen, wiewohl grade das mir eine Sünde däuchte, dergleichen ohne Glauben bloß äußerlich mitzumachen. Indeß trieben jene mit ihrem Glauben die Sache ebenfalls äußerlich genug. Man plapperte die Worte, und dachte und that dabei alles Mögliche. Mitten in das Gebet fielen plötzlich Worte der Wirthſchaft, ein Scherz über zufälliges Verſprechen, lautes Gähnen, die Abfertigung eines Kunden, der für ein paar Stüber Waare kaufte und über die Pfennige, die er herausbekommen ſollte, ſtritt; ja bei der Fürbitte für Verſtorbene kam es zu böſen Anmerkungen, ob der oder die es verdiene, daß man ihn aus dem Fegefeuer losbitten helfe, und andre ſolche Frevel und Rohheiten, die mir ſo bösartig als pöbelhaft erſchienen. Der Gelehrte machte das alles mit, war aber ſtets der ungeduldigſte, den Abendſegen endigen und das Abendeſſen beginnen zu ſehen. Als ſie mich in dieſe Uebungen etwas eingeſchult hatten, dünkten ſie ſich damit ein neues Verdienſt um den Himmel erworben zu haben, denn ging ich ihm auch wieder verloren, ſo mußte er ihnen doch ihr Bemühen anrechnen. Meinem Vater etwas davon zu ſagen, wurde mir ſehr verboten; ich wiſſe wohl, hieß es, er ſei oft allzuſtreng und leide auch ganz unſchuldige Sachen nicht. Daß ſie nun gar die Strenge des Vaters tadelnd gegen mich erwähnten, die ſie doch oft genug ungerecht aufgeregt hatten, ſchrieb ich ihnen in meinem Herzen als den Gipfel der Schlechtigkeit an. Nicht wegen ihrer Warnung unterließ ich, dem Vater alles zu ſagen, ſondern aus eigner Ungeſchicklichkeit und Scheu, denen ich ja ſchon öfters mich hatte fügen müſſen. Während jene aber ſelbſtgefällig wähnten, mich auf ihren Glaubensweg liſtig zu leiten, führten ſie mich in Wahrheit durch eine Schule, die mir im ſprechendſten Beiſpiele zeigte, was mich von jenem Wege entſchieden abſchrecken mußte.

Noch in einer andern Richtung war mir das Benehmen dieſer Leute merkwürdig. In unſrer Nachbarſchaft wohnte

ein fremder Baron, der zu Wagen oder zu Fuß oft die Straße daher kam, und jedesmal viele Gaffer an die Fenster zog, weil seine Pferde, oder, wenn er zu Fuß war, seine Stiefeln und Sporen auf dem Steinpflaster nicht geringen Lärm machten. Er galt für aufgeblasen, hart und rauh, man erzählte viel Arges von ihm, und ich konnte nicht anders als Widerwillen gegen ihn empfinden. Wenn er aber vorüberging, und meine Leute etwa vor der Thür saßen, erhoben sie sich demüthig, und waren sehr erfreut, durch ihre tiefe Verneigungen ihm ein verdrossenes Kopfnicken abzugewinnen. Wie vor den Pfaffen wollten sie mich auch vor dem Baron zu erschrockener Ehrerbietung einschüchtern, aber es gelang ihnen hier eben so wenig wie dort. Ich wunderte mich nur über die freiwillige Unterwürfigkeit gegen einen Mann, den sie nicht achteten, sondern schmähten, von dem sie nichts Gutes zu hoffen hatten, und der ihnen nichts Böses anthun konnte; es war die ihnen eingeborne Kriecherei gegen das äußerlich Glänzende, die niedrige Hoffahrt, in irgend einen Bezug mit ihm zu treten, welche diesen scheinbar lohnfreien und doch nur eigensüchtigen Respekt erzeugte. Ich mußte hiebei noch hören, daß man meinen Trotz, den Herrn Baron nicht mitgrüßen zu wollen, meinem Vater zum Vorwurf machte, man sehe schon, hieß es, in welchen Gesinnungen ich erzogen würde, und daß ich nicht vergebens mit dem Gifte der Freiheit und Gleichheit genährt worden! Von Freiheit genoß ich leider nicht gar viel, Gleichheit aber konnt' ich mir mit diesen Menschen durchaus keine finden. —

Einiger Umgang mit Knaben meines Alters wurde denn doch allmählig erlaubt, nach Maßgabe der Sicherheit, welche mein Vater aus eignem Augenschein dabei zu entnehmen meinte. Ein Geschwisterpaar in unsrer Nachbarschaft war mir besonders lieb, das Mädchen und der Knabe machten mir einen angenehmen Eindruck von edler und feiner Sitte, das ganze Haus hatte etwas Stilles und Ehrbares, und alles was dort vorging, war mild und erfreuend. Der Gegensatz mit meinen Hausleuten hätte auch einen rohern Sinn, als der meinige war, empfindlich treffen müssen; ich

war zu ungeschickt, als daß sie nicht etwas von der Vergleichung, die ich anstellte, hätten merken sollen, und mir erwuchs daraus natürlich neue Ungunst und Störung. Mein Vater kannte die Kinder und billigte sie, aber die Eltern kannte er nicht, und ließ mich daher diesen Verkehr nicht so eifrig betreiben, als ich es gewünscht hätte. Einer seiner Freunde, ein angesehener Beamter, hatte einen Sohn, der gutgeartet und fleißig war, schon tüchtig Latein wußte, und mir daher sehr zum Umgang und Nacheiferung empfohlen wurde; er gefiel mir auch ganz gut, und wir hatten angenehme Spiele mit einander, nur wurde mir das Vergnügen durch etwas verleidet, das mit jedem Tage mich abschreckender berührte. Mein Kammerad war nämlich gewöhnt worden, daß sein Vater, wenn er ihn haben wollte, dies durch Pfeifen andeutete, und wenn der bekannte Pfiff ertönte, ließ er alles stehen und liegen, um sich einzustellen und zu hören, was verlangt werde. Daß man einem Menschen wie einem Hunde pfiff, dünkte mich äußerst herabwürdigend, und ich meinte, das sollte jener sich nicht gefallen lassen. Der Knabe folgte willig und arglos, aber mir erregte er mehr als Mitleid, er wurde mir verächtlich, und ich empfand einen Widerwillen gegen ihn, den ich bei Jungen geringeren Standes, die ich doch viel gemeiner gehalten und oft roh mißhandelt sah, nicht gleicherweise fühlte. Besser ging es mir mit einigen Kammeraden, die einen schönen Garten auf der Karlstadt hatten, und bei denen es wilde Spiele und nicht selten Verletzungen gab, deren wir aber gar nicht achteten, wenn sie glücklicherweise nur Haut und Haar, nicht aber die Kleider mittrafen.

Nicht lange war ich aus meiner bisherigen Enge zu solcher frischen Jugendlust aufgelebt, als eine neue Wendung eintrat. Ich hatte schon oft gehört, daß nun das Lateinlernen bald anfangen würde, doch lag alles, was nicht unmittelbar den Tag betraf, mir viel zu fern, als daß die Ankündigung mich sonderlich bekümmert hätte. Nun aber kam ich eines Nachmittags munter vom Spielen, um einige begehrte Sachen zu holen, und wollte schon eifrigst wieder forteilen, als mir die Wittwe den Weg vertrat, ein neues

Buch hervornahm und mir sagte, das sei ein anderes Spielzeug, eine lateinische Grammatik, und der Lehrer, der schon einmal da gewesen, werde gleich wiederkommen. Ich war wie vom Donner gerührt, ließ meine Sachen fallen und fing bitterlich zu weinen an. Die dicke Frau sah mit Wohlgefallen meinen Schrecken, und dachte mir die Gemüthsbewegung erst recht wirksam zu machen; denn sie sprach mit mir so, als sei mein bisheriges Leben gleichsam in Laster und Verbrechen hingegangen, von nun aber werde Leid und Buße anheben, und machte mir wirklich so bange, daß ich nicht begriff, wie mein Vater, der mich doch so sehr liebte, einer solchen Hölle mich könne überliefern wollen. Unterdessen kam der Lehrer, ein noch junger, ärmlich aussehender Mann, der sich fast schüchtern benahm, aber, so wie er das Buch aufgeschlagen hatte, gleich einen pedantischen Ernst und eine strenge Unbeholfenheit zeigte, von denen ich wenig zu hoffen hatte. Nachdem die erste Stunde noch leidlich genug abgethan war, empfing ich meine Aufgabe zum Auswendiglernen, mit dem Bedeuten, wenn ich am nächsten Tage nicht alles gehörig wüßte, so würde es dem Vater gesagt werden und dann die Strafe nicht fehlen. Also lag auch außer der Lehrstunde das Joch mir auf; alle meine Fröhlichkeit, mein Muth, meine Unbefangenheit waren dahin. Mit dem Spielen schien es für immer aus, ich hatte schon alle Lust verloren, und schlich betrübt mit meinem Buche auf den Boden, um ungestört das drohend Auferlegte, das mir als ein noch Unbekanntes doppelt furchtbar erschien, mit doch angesporntem Pflichteifer zu bezwingen.

Ich lernte zum Glück aber sehr leicht; zu meiner eignen Verwunderung konnte ich das erste Deklinirexempel und eine Anzahl Vokabeln in kurzer Zeit auswendig; nur beruhigte mich das noch nicht, denn ich hatte keine Sicherheit, daß dies ganz richtig und genug sei. Mein Zweifel schwand erst am folgenden Tage, da mein erster Fleiß allerdings gelobt, aber auch die Aufgabe sogleich vergrößert wurde; so ging es nun fort und fort, ich wurde in Athem erhalten, ohne das geringste Vergnügen an der Sache zu gewinnen, ohne irgend solche Beihülfe und Ermunterung, die meinem Alter

und meiner Fassungskraft gemäß gewesen wäre. Immer mußte ich hören, es sei eine Schande, daß ich schon so groß und im Lernen noch so zurück sei, aber was ich denn hätte thun sollen, das erfuhr ich nicht. Die Stunden umfaßten außer dem Latein auch noch andre Gegenstände, besonders Lese- und Schreibübungen im Deutschen, wozu mir Lust und Anlagen nicht fehlten, bald aber dennoch gänzlich zu mangeln schienen, so verkehrt und trostlos wurden die Sachen angegriffen. Nach und nach lernt' ich mich dem neuen Zustande bequemen, trug Noth und Qual, so weit ich mußte, und suchte in den noch immer reichlichen Freistunden mich schadlos zu halten, so gut es gehen wollte. Ich fand mich wieder zu Spiel und Lustbarkeit ein, ich war sogar wilder und unbändiger als vorher. Aber die Frische und der Glanz meiner Kindheit war dahin, das Gefühl harmlosen unzerspaltenen Daseins in mir getrübt, ein erstes Ueberkommen rauher Forderungen schwer empfunden! —

In dieser Zeit ungefähr war es, daß ich eine Hinrichtung mit ansah, die erste und einzige, der ich in meinem Leben beigewohnt. Ein alter Bauer hatte, wie es hieß im Wahnwitz, einen Mord begangen, und war dafür zum Schwert verurtheilt worden. Mein Vater beklagte, daß er nicht mehr amtlich einwirken konnte, denn er meinte, er würde die Anwendung der Todesstrafe verhindert haben; was er aus freiwilligem Eifer zu diesem Zwecke versucht, war fruchtlos geblieben. Er mied das gräßliche Schauspiel, und dachte nicht, daß ich es sehen würde, aber die Hausleute wollten mir ein so seltnes Ereigniß doch nicht entgehen lassen, fanden es auch unthunlich, daß ich allein daheim bliebe, und nahmen mich mit hinaus zur Richtstätte. Ich sah den Kopf herunterhauen. Bis dahin hatte ich Angst und Traurigkeit empfunden, jetzt übernahmen mich Ekel und Unwillen. Ich riß mich los und eilte allein zur Stadt zurück. Als ich meinen Vater wiedersah, fiel ich ihm weinend in die Arme, und er schien meine Empfindung nicht nur zu billigen, sondern auch zu theilen, denn auch ihm waren die Thränen nahe.

Der Krieg gegen die Franzosen dauerte inzwischen fort,

und entwickelte sich immer nachtheiliger für die deutsche Seite; der Eifer und Haß, in welchem sich die beiden Hauptpartheien, nämlich die der Revolution feindliche und die ihr günstige, in unsren Bürgerkreisen gegenüberstanden, trat sichtbarer hervor, je mehr die Kämpfe sich näherten. Hatten die Gegner der Franzosen in unsern Ländern noch alle Vortheile der Macht und Formen, so war doch die große Mehrzahl der Einwohner den Franzosen, oder vielmehr ihrer Sache geneigt, und die Siege und Fortschritte der letztern galten auch uns zum Gewinn; der Augenblick schien nicht fern, wo die Waffen der Freiheit bis zu uns vordringen und die alten Zustände in sich zusammenbrechen würden. Jede neue Nachricht vom Kriegsschauplatze, jedes Näherrücken desselben war sogleich in den Gesichtern zu lesen, und dem Gange der Ereignisse nach war fast immer die Reihe an den Vornehmen, den Regierungsbeamten und Geistlichen, Bestürzung und Verlegenheit zu zeigen. In dem geringen Kreise, auf den ich beschränkt war, hörte ich keine eigentlichen Erörterungen, man begnügte sich, auf die Vorgänge zu schimpfen, und zugleich Nutzen von ihnen zu ziehen. Für letzteres war durch Flüchtlinge und Emigranten vielfacher Anlaß gegeben, sie mußten sich unterbringen, sich weiter schaffen, und neben dem baaren Gelde war schon mancher Gegenstand von Werth, manches aufgesparte Kleinod hiebei vortheilhaft in die Taschen meiner Hausleute geschlüpft. Sie beherbergten ab und zu einige Emigranten, und wenn diese ordentlich zahlten, so stieg wohl gar ein Dankgebet zum Himmel, der den Seinen etwas Gutes zufließen lasse. Bald aber nahm dieser Zug der Dinge so überhand, daß auch das Beten darüber vergessen wurde. Bisher nämlich waren die Emigranten nur truppweise erschienen, ihre Anzahl war noch zu übersehen, im Guten und im Schlimmen machte sich der Einzelne bemerkbar; plötzlich aber, in Folge eines unerwarteten scharfen Andranges französischer Heeresmacht, fluthete die Hauptmasse vom linken Rheinufer herüber, und der ganze Schwall warf sich nach Düsseldorf, wo er sich zunächst wieder in Sicherheit glaubte. Die Stadt war wie überschwemmt, alles wimmelte von Emigranten, zu Hunderten

zogen sie durch die Straßen, spazirten sie auf dem Markt, am Rhein, und sprechen hörte man fast nur Französisch. Meine Hausleute waren schnell bei der Hand, jede Bodenkammer wurde als Zimmer vermiethet, jeder kleinste Dienst angerechnet, an Eßwaaren und andern Sachen oft der sechsfache Werth gewonnen. Um noch größern Vortheil zu ziehen, richteten sie einen Mittags- und Abendtisch ein, und so groß war die Ueberfüllung der Stadt, daß Herren und Damen von höchstem Stande und üppigster Gewöhnung sich in den engsten Hinterstuben, bei schlechtem Geräth und geringer Küche, zusammenpferchten und behalfen, und ihr Mißbehagen nur dadurch etwas zu lindern suchten, daß sie darüber lachend scherzten.

Eigentlich sah ich die Emigranten als meine Feinde an, fand mich aber unwillkürlich zu ihnen hingezogen. Ihre freundliche Lebhaftigkeit ergänzte zuvorkommend meine dürftigen Worte und halben Redensarten, wegen deren ich für einen völlig Französischredenden erklärt wurde, und mit einigen Knaben wußt' ich mich in der That bald leidlich zu verständigen. Gesellig unter allen Umständen, suchten sie sogleich Anknüpfungen, und fanden sie besonders bei hübschen Mädchen und Frauen, auch wo die Vermittlung der Sprache fehlte. Der Uebermuth, der in Koblenz widerwärtig auffiel und empörte, war hier wenig mehr zu sehen, grausam getäuschte Hoffnungen und andringende Noth hatten ihn nur zu sehr schon niedergebeugt; um so mehr traten wieder einschmeichelnde Artigkeit, gefällige Sitte und muntrer Scherz hervor. Mir gewährte das ganze Wesen die angenehmste Zerstreuung, und ich lernte mancherlei dabei, sowohl in Sprache als in Manieren, ich sah Waffen und Kostüme aller Art, prächtige Hofkleider, elegante Jagdanzüge, Uhren, Dosen, Kreuze und Ringe, deren man sich größtentheils um ein Billiges zu entledigen wünschte, ich sah mit Erstaunen von feinen Herren Speisen bereiten und Betten überziehen, in einer freilich so ausgesuchten und sorgfältigen Weise, daß kein Andrer es ihnen zu Dank thun konnte. Mein Vater sah mich in diesem Verkehr und ließ mich gewähren, er selber war in dieser Zeit sehr beschäftigt, und auch die Emigranten

gaben ihm zu thun; denn so sehr ihm der Grund ihrer Sache zuwider war, so gern war er den Einzelnen förderlich, und die Anlässe zum Vermitteln, zur Fürsprache und zum Verständigen erneuerten sich immerfort, weil die Kenntniß der französischen Sprache in Düsseldorf, mit Ausnahme des Adels, noch eine Seltenheit war, und sogar die Behörden sich bei der Ueberzahl welscher Fremdlinge nicht mehr zu helfen wußten. Für mich ergab sich hierin die schlimme Erfahrung, daß übertriebenes Lob eine mißliche Gabe sei, indem meine gepriesene Kenntniß des Französischen von den Hausleuten nur allzu eifrig in Anspruch genommen wurde, immerfort sollte ich das Gesagte erklären, das zu Sagende dolmetschen, und nie wollte das fließen, oft mißrieth es in ärgster Art; da war denn kein Zweifel an meinem Können, sondern einzig an meinem Wollen, ich sei boshaft, hieß es, verstockt, und wenig fehlte, so hätte man mich bei meinem Vater deßhalb verklagt.

Einen gewaltigen Eindruck machte in der ganzen damaligen Welt die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten. Unter den Emigranten herrschte Schrecken und Wuth. Ich sah deren, welche sich die Haare rauften, Gesicht und Hände mit den Nägeln aufrissen, Fluch und Verwünschung über die Mörder, über die ganze Nation, als des Mordes mitschuldig, ausriefen. Andre lachten krampfhaft, ließen Ludwig den Siebzehnten hochleben, wollten aufbrechen, wenigstens diesen jungen König den Henkern und der Haft entreißen. Es gab aber auch Wüthende, die das Ereigniß priesen, das Loos des Königs ein verdientes nannten, er habe doch die meiste Schuld an allem Unglück Frankreichs, er habe die Revolution gebilligt, ihr nachgegeben, die Sache der Krone und des Adels verrathen, jetzt würde alles gut gehen, jetzt würden die Prinzen in ihren Unternehmungen nicht mehr gelähmt sein, jetzt die Verbündeten keine falsche Schonung mehr üben. So, während einige das Bild des Königs weinend küßten, warfen andre es auf die Erde und zertraten es mit Füßen, in demselben Zimmer, in derselben Familie! Das Entsetzen, einen König auf dem Schafotte sterben zu sehen, ergriff die Deutschen nicht weniger tief, als

die Franzosen, und besonders mein Vater betrauerte den unglücklichen Ludwig mit innig menschlicher Theilnahme. Die Sache der Emigranten trennte sich von der des Königs ganz, und es fehlte nicht an Beschuldigungen, daß er als Opfer ihrer tollen Anschläge gefallen sei.

Unser Wohnen in diesem Hause dauerte nur noch kurze Zeit. Man konnte für unsre Zimmer, wenn man sie wochen- oder tageweise vermiethete, dreimal so viel bekommen, und ließ deutlich merken, daß man durch unsre Anwesenheit Schaden leide; mein Vater willigte ein, vor der bestimmten Zeit auszuziehen, wozu mancherlei Ungebühr, die er aus meinen Erzählungen nebenher vernahm, nicht wenig mitwirken mochte. Er hatte sich in den Leuten, wie er nun einsehen mußte, gänzlich getäuscht, sie waren ihm als frommeifrige und abergläubische bekannt, aber er hatte sie als redliche und ehrbare vorausgesetzt, jetzt entdeckte er schamlose Gewinnsucht und niedrige Prellereien, und außerdem hatte er allen Grund, meine Sitten, die glücklicherweise noch bewahrt geblieben, bei längerem Aufenthalt in Gefahr zu glauben. Unser Umzug wurde daher leicht beschlossen und rasch ausgeführt. Ich war im Innersten erfreut, denn so schlecht hatte ich mich noch nie befunden, als unter diesen Leuten.

Wir zogen in eine Wohnung, die vom Grunde eines tiefen Hofes her nach dem Markte sah. Unser Hauswirth war ein Tanzmeister, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, seine bejahrte Frau besorgte unsre Aufwartung und Kost. Diese Leute waren auch nur ganz gewöhnliche, aber ohne Verderbniß und falsche Ansprüche. Ich fühlte mich wie befreit, als ich der Spannung und der immer neuen Zerrungen ledig war, in denen mich jene Gemeinheit gehalten hatte, und deren ich mir jetzt erst recht bewußt wurde. Die Ordnung und Ruhe um mich her wirkte günstig, meine Aufgaben wurden mir leichter, und mein Lehrer war eine Zeit lang sehr zufrieden. Er rieth nun, die Stunden zu verdoppeln, und da ich so gute Fortschritte machte, so hoffte er noch bessere zu erzwingen. Bei mehr Talent und Einsicht von seiner Seite wäre dies vielleicht gelungen, doch seine stumpfe Pedanterei

konnte einer so gewagten Anstrengung nicht vorstehen. Es geschah mir, was nachmals mir sich im Leben oft genug wiederholte, daß ich schnell, und auch wohl mit Ueberspringung einiger Stufen, ein gewisses Ziel erreichte, dann aber, anstatt eben so fortzufahren, auch nicht einmal mit gewöhnlichem Schritte weiterkam. Meine Fassungskraft verlangte Muße, um sich auf der gewonnenen Stufe zu erholen und für neue zu reifen, und weil ihr diese nicht gewährt wurde, so versagte auch die Ausdauer. Besonders im Lateinschreiben, in welchem ich ernstlich geübt wurde, kam es zum Treffen zwischen der Unzulänglichkeit des Lehrers und der des Schülers; ich hatte die leichtern Arbeiten bald weg und machte sie mit Vergnügen, für die schwereren hätte es nur der richtigen Erklärung einiger grammatischen Formen bedurft, da diese jedoch nicht erfolgte, und nicht erfolgen konnte, so mußt' ich auf Gerathewohl im Dunkel tappen, wobei keine Freude und wenig Erfolg war. Daß ich mitten drin eine neue, angeblich bessere Grammatik bekam, mit deren Einrichtung ich doch nicht sogleich wieder bekannt sein konnte, wirkte auch als Erschwerniß. Genug, ich empfand und erregte Unzufriedenheit, ohne daß ich mir sagen konnte, wie so und woher? denn in mir fühlte ich keine Veränderung.

In der That hatte ich zum Lernen Eifer genug, und saß auch außer den Lehrstunden gern über Bücher, so daß ich öfters der Spielkammeraden vergaß und ihren Umgang vernachlässigte. Mein Vater hatte mir Raff's Naturgeschichte, eine Fabellese von Gellert, Gleim und Hagedorn, das Becker'sche Noth- und Hülfsbüchlein, Schröckh's Weltgeschichte in sechs Bänden und einige andre, damals empfohlne Kinderbücher angeschafft, in denen ich mit großer Begierde las. Zur Naturgeschichte war mir der Anblick lebender fremder Thiere und wiederholter Besuch in Beuth's Naturalienkabinet sehr erwünscht, so wie auch das Durchblättern eines Herbariums förderlich. Am meisten aber erfreute mich Schröckh, besonders der erste Band, in welchem die Geschichte der Griechen und Römer mich in Entzücken setzte; die Darstellung in diesem Buche hat gewiß hohes Verdienst, und ich kann mich nicht überzeugen, daß ähnliche Versuche späterer Zeit

hierin den Vorzug verdienten; aber auch mein von Natur für diese Gegenstände früh geweckter Sinn trug unstreitig viel dazu bei, daß ich aus diesem Lesen unaussprechliches Vergnügen und unberechenbaren Ertrag schöpfte; mir war, als ob ich Griechen und Römer vollständig kennte, nichts dünkte mich fremd, und ich hatte ein richtiges Gefühl von dem großen Unterschied in dem Wesen beider Völker, wobei ich den düstern Ernst der Römer dem heitern Lebensmuthe der Griechen weit vorzog. Hierin leitete mich kein fremder Einfluß, denn der Lehrer fragte nach solchen Dingen nicht, und mein Vater, der sich im Allgemeinen meines Lesens freute, half mir doch dabei nur mittelbar, indem er mir auf Landkarten den Schauplatz der Geschichten zeigte, und somit wohl die Vorgänge verdeutlichte, aber meinem Urtheil und meiner Neigung vorzugreifen vermied.

Noch andre Bücher, wie der Zufall sie mir in die Hände führte, las ich nebenher, alte Kriegs- und Heiligen-Geschichten, die verstäubt und vergilbt in einem Winkel lagen, und politische Flugschriften, die mein Vater ganz neu mit nach Hause brachte. Besonders war ich auf Schauspiele begierig, und raffte der Art zusammen, was ich nur habhaft werden konnte; ein Ritterschauspiel, Günther von Schwarzburg, und einen italiänisch-deutschen Operntext, Dido von Metastasio, lernt' ich fast auswendig. Hiemit aber noch nicht zufrieden, wollt' ich die Stücke auch aufführen, und versuchte mich in allen Rollen, ganz für mich allein, denn für solch hohe Dinge konnt' ich keine Gespielen auftreiben. Da mir die Schwierigkeiten, so vielerlei Ansprüchen ohne die nöthigen Erfordernisse zu genügen, bald unerträglich fielen, so beschloß ich, mir Stücke zu schreiben, und diese lediglich nach den Hülfsmitteln einzurichten, die ich schon besaß, und die in einem Mantel und Schwert bestanden — dem spanischen Namen gemäß recht eigentlich Stücke de capa y espada! Bei den Aufführungen überraschte mich mein Vater bisweilen, und lachte dann herzlich über mein Pathos, wodurch ich aber nicht aus der Fassung kam, sondern vielmehr ermuthigt wurde, denn ich sah es noch immer als eine Art Beifall an, den ich nicht gehofft, an dessen Stelle ich eher ein Verbot gefürchtet hätte.

So kamen denn auch meine dramatischen Entwürfe bald an den Tag, und fanden schon deßhalb einige Gnade, weil sie doch jedenfalls Schreibübungen waren, nur kränkte mich, daß auch an diese freiwilligen Erzeugnisse die Forderung einer schönen, geordneten Handschrift gemacht wurde, ich dachte, es wäre schon vollkommen genug, daß meine gebotene Schreiberei immer als häßliches, unleserliches Geschmier gescholten wurde.

Nicht so lebendig, aber doch ebenfalls bedeutend wirkte auf meine Einbildungskraft das Anschauen der Gemählde, wozu die berühmte Düsseldorfer Bildergalerie die schönste Gelegenheit gab. Sehr oft wurde ich in diese Säle mitgenommen, welche wegen des Zuströmens der vielen vornehmen, auch in Drangsal und Flucht nicht ganz der Kunst vergessenden Fremden jetzt häufiger als sonst geöffnet waren. Jeder Düsseldorfer wußte von diesem Schatz und rühmte ihn, der allerdings nicht sowohl dem Hof als vielmehr der Stadt und dem Lande eigen gehörte, aus deren Mitteln er auch angeschafft worden. Oft war die Rede davon, dieses kostbare Besitzthum zu flüchten, da der Feind in seinem Vordringen leicht einmal den Rhein überschreiten konnte, und dann die Gemählde dem Raub oder der Zerstörung ausgesetzt waren; aber immer widersprachen einflußreiche Stimmen, und fürchteten, der Schatz könnte der Stadt ohne Noth entzogen werden, und geflüchtet ihr noch gewisser verloren sein, als durch die Feindesgefahr; die Folge hat gezeigt, daß diese Besorgniß nicht ohne Grund gehegt wurde. Man erklärte mir die Gegenstände, man machte mich sogar auf den besondern Werth und das eigenthümliche Verdienst der einzelnen Bilder aufmerksam, und mein Sinn öffnete sich willig den Eindrücken der Farben, den Wirkungen der Lichter. Doch an ein eigentliches Kunstinteresse war nicht zu denken, und die Fülle der Gestalten und die Pracht der Farben dienten mir nur wie ein großes Bilderbuch, an dem sich die begehrliche Phantasie weckt und nährt, wie ich denn auch, anstatt die erzählten Geschichten ruhig hinzunehmen, deren gern neue zusammensetzte, und im Anblicke der bunten Scenen doch wieder nur dramatische mir vorstellte.

So war ich, im Gegensatz des vorigen Zustandes, mit meinen ernsten und spielenden Beschäftigungen ganz in ein ideales Gebiet versetzt, und lebte den größten Theil des Tages in romantischer Stimmung, abgewendet von geringer Umgebung und durch gemeine nicht gestört. Ich vermißte hiebei den Umgang mit andern wohlgezogenen Knaben nicht sehr, da sich ohnehin keiner mit mir auf gleicher Höhe halten mochte, und höchstens hatte ich einiges Begehren, an den wilden Spielen der ungezogenen Knaben auf dem Markte Theil zu nehmen, was aber streng verboten war. Sehr verstohlen nur kam ich bisweilen mit einem stillen Jungen aus der Nachbarschaft zusammen, der den Tag hindurch seinen armen Eltern arbeiten half, in der Dämmerung aber sich zur Theilung meines Abendbrodes vor der Hausthüre einzufinden pflegte, und mir die herrlichsten Mährchen von Riesen und Drachen und Prinzessinnen, und Einmal auch ganz umständlich den trojanischen Krieg erzählte, und da er nicht lesen konnte, so war es wunderbar, wie diese Ueberlieferung mündlich ihn gefunden und sich in seinem Innern befestigt hatte.

Einen neuen Schwung erhielt mein erwecktes romantisches Interesse durch die statthabende Wiedereröffnung des Theaters. Die Seitenmauer des Schauspielhauses lief längs unsres Hofraumes hin, und nichts zur Bühne Gehöriges konnte sich meinen Augen entziehen. Aber das Theaterwesen rückte mir noch ganz anders nah. Unter den umherziehenden Truppen war eine von dem Direktor Nuth gebildete und beherrschte, die aus Kindern bestand. Er hatte aus dem untersten Volke theils arme Waisen, theils von ihren Eltern aus Noth ihm überlassene Kinder in hinreichender Anzahl zusammengebracht, sie für die Bühne und ganz besonders für den Tanz abgerichtet, und führte mit diesen zugestutzten, mitunter wirklichen, meist aber nur erzwungenen Talenten alle möglichen Schauspiele und Ballette auf. Von den Knaben war keiner über zwölf Jahre, von den Mädchen nur zwei etwa vierzehn, die andern Kinder jünger, bis zu sechs Jahren hinab. Nuth und seine Frau stellten die Eltern dieser großen Familie vor, aber gleich im Aeußern von ihr sehr unterschieden, denn die

kolossalen, wohlgenährten Figuren stachen gegen die blassen, magern, meist auch im Wachsthume zurückgebliebenen Kleinen auffallend ab. Eiserne Zucht und unbedingter Gehorsam waren die Triebfedern, welche das Ganze in Ordnung und Thätigkeit hielten; der Direktor vereinigte in seiner Person wirklich alle Arten von Gewalt, jeder Wink war ein Gebot, der Schüler zugleich ein Knecht, ein Sklave. Natürlich sollte die Schaar so viel als möglich verdienen, so wenig als möglich kosten, sie wurde daher so karg und eng zusammengehalten, als es bei der Nothwendigkeit, beide Geschlechter doch zu trennen, nur irgend geschehen konnte. Ruth faßte das nächst am Theater so bequem und vortheilhaft gelegene Haus in's Auge, unternahm es sich mit seiner Gesellschaft in dem wenigen Raume, der noch nicht genommen war, mit Hülfe zweier großen Bodenkammern einzurichten, und der Wirth, erstaunt und froh, ein bisher gar nicht vermiethbar erachtetes Gelaß mit anzubringen, nahm die ganze Schaar von mehr als dreißig Köpfen auf. Mein Vater war unwillig, konnte jedoch die Sache nicht hindern; ich dagegen freute mich lebhaft des jungen Völkchens, das meine Neugier reizte, und von dem ich mir außerordentliche Dinge versprach.

Wir wohnten Wand an Wand und Thür an Thür mit den Fremden, die Nähe schien unerträglich werden zu müssen. Allein die verschiedenen Erwartungen schlugen gänzlich fehl; wir merkten nicht, daß wir Nachbarn hatten, mein Vater empfand keine Störung, und für mich zeigte sich kein Gewinn; selten daß man auf der Treppe oder in der Hausthüre sich einen Augenblick in flüchtiger Eile sah, und kaum tauschte man einen Gruß dabei. Hatte mein Vater vorsichtig mir jeden Verkehr mit den Ankömmlingen untersagt, so war auf der andern Seite, aus begreiflicher Klugheit, ein gleiches Verbot erlassen. Es bestand also die vollkommenste Absonderung, und hüben und drüben blieb jeder ruhig in seinen Gränzen. Die Stille war musterhaft; bisweilen wurde wie von fernher Musik gehört, welche den Tanz begleitete, bisweilen einiges Klirren von Fechtübungen, selten ein gedämpftes Deklamiren. Die ununterbrochene Aufsicht und nie nachlassende Strenge ersparten die Anwendung außerordentlicher

Zucht- und Strafmittel. Das abentheuerlichste, leichtfertigste Gewerbe war solchergestalt von starker Faust an der Kehle gepackt, und aus dem starren klösterlichen Zwange ging doch Abends wieder die bunteste, fröhlichste Erscheinung hervor.

Das Vergnügen, diese jugendlichen Schauspieler auftreten zu sehen, gehörte nicht zu denen, die mein Vater mir hätte versagen wollen. War er selber verhindert oder nicht gelaunt, das Theater zu besuchen, so gab er mir die wenigen zum Einlaß nöthigen Stüber, und ich durfte auf eigne Hand hineingehen. Die Ansicht, daß die Schaubühne eine Schule der Bildung und Sitte sei, war damals gäng und gäbe, Autoren und Schauspieler suchten das Publikum in dieser guten Meinung zu erhalten, die aufgeführten Stücke dienten größtentheils einer moralischen Absicht, den Zwecken der Aufklärung, der Menschenliebe. Die Nuth'sche Truppe hatte besonders Ursache, sich dieses vortheilhaften Scheines nicht zu entäußern, und man sagte laut, daß diese Jugend nichts aufführe, was nicht die Jugend auch sehen dürfe. Eine umsichtige Kritik hätte vielleicht doch manches gegen diese Behauptung einwenden mögen, denn man gab eigentlich alles durcheinander, aber die Leute beruhigten sich bei den vorausgeschickten Grundsätzen, und es war ganz in der Ordnung, daß man der Jugend ein so fruchtbares Vergnügen gönnte. Ich war nicht wenig stolz auf meine Selbstständigkeit, und genoß die Theaterlust in vollen Zügen. Vollkommnere Schauspieler, als diese Kinder, glaubte ich nicht möglich, und ihre handgreiflich eingelernten, von eignem Verständnisse selten begleiteten, aber in ihrer Aeußerlichkeit allerdings beinahe fehlerlosen Leistungen dünkten mich der Gipfel der Kunst. Mich diesen ausgezeichneten Menschen häuslich so nahe zu wissen, und sie dabei nur von der Bühne zu kennen, schien mir so unleidlich als verkehrt, ich suchte und fand einige Annäherung, und hatte sie in keiner Weise zu bereuen. Besonders zwei Brüder Gerstel wurden mir bald vertraut, sie waren gut und brav, und unsere mit einiger Vorsicht geführte Bekanntschaft erlitt keine Trübung. Mein Vater sprach wohl selbst mit den Kindern, und das mir gegebene Verbot erlosch nach und nach; Nuth war seinerseits geschmeidig, und

meinte scherzend, seine Truppe stände mir gern offen. Mit Neugier und Staunen blickte ich in das Innere dieser Wirthschaft, die Kinder waren streng und kurz gehalten, aber doch sehr vergnügt und sogar lustig, Ruth war im Grunde ein guter Mann, und weil er sich in seinem Reiche als unbedingter Herrscher fühlte, so gestattete er auch manche Freiheit. Nur seine Frau flößte immer Furcht und Schrecken ein, auch mir, und ihr scharfer Geierblick schmerzte mich im Innersten. Jetzt wurde mir auch die Bühne selber zugänglich, anstatt im Parterre sitzend bequem zu sehen und zu hören, stand ich viel lieber im Hintergrunde der Kulissen oder hinter den Dekorationen, wo mir die Vorstellung größtentheils verloren ging, ich aber den höheren Reiz empfand, den geweihten Ort selber zu betreten, und die Spielenden bei ihren Ein- und Abgängen dicht neben mir zu sehen. Nur Einmal gab es Verdruß, ich neckte einen der ältern Knaben wegen der Worte, mit denen er eben abgegangen war, das wollte er nicht dulden, und meinte, was er draußen vor dem Publikum sage, darauf gelte hinter der Kulisse keine Anspielung, und als er im Aerger mich verklagte, mußte ich mein Unrecht bestätigt hören. Uebrigens hatten die Kinder all ihre Aufmerksamkeit zusammenzuhalten, denn sie spielten immer ohne Souffleur; sie mußten folglich im Auswendiglernen das Unglaubliche leisten, und ihr Beispiel diente mir zum Sporn, auch meine Aufgaben frischer und zuverlässiger zu lernen, so daß mein Lehrer in dieser Zeit mein Gedächtniß und meinen Fleiß mehr als sonst zu loben fand.

Unter solchem Wechsel von Stille und Geräusch, solchem Zusammengehen von Vergnügen und Lernen, verlebt' ich einen Winter, der im Ganzen nur eine glückliche Erinnerung gelassen hat; doch drängen sich in mitten derselben auch zwei Begegnisse gemischten und widrigen Eindrucks hervor, in welchen sich bezeichnende Gemüthsrichtungen abbilden, und die deßhalb in persönlichen Denkwürdigkeiten wohl zu erwähnen sind. Der eine Vorgang erfreut mich noch heute. Die Frau des Theatermeisters besorgte unsre Wäsche, und brachte bisweilen einen Sohn meines Alters mit, den ich auch auf dem Theater zu sehen pflegte. Eines Tages betrachtete sie einen

schönen warmen Ueberrock, der für mich schon lange im Schranke hing, den ich aber fast gar nicht anzog, weil es grade nicht sehr kalt und ich lieber leicht bekleidet war; sie meinte, da ich das Stück gar nicht gebrauchte, so möchte ich es ihr für ihren Jungen schenken, mein Vater würde wohl nichts dawider haben. Ich versprach deßhalb anzufragen, und als mein Vater nach Hause kam, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als ihm das Gesuch vorzubringen. Er hörte mich verwundert an, sagte nur: „Freilich, freilich!" und sprach gleich von andern Dingen. Am andern Morgen, als die Frau eintrat, sprang ich ihr entgegen, meldete ihr jubelnd, daß der Vater eingewilligt, und überlieferte ihr den Rock. Voll Freude sagt' ich darauf meinem Vater was geschehen war. Auf die Frage, ob ich bei Sinnen sei, und wer mir das erlaubt habe? erwiederte ich mit aller Seelenruhe, er selbst habe es ja erlaubt, und rief ihm sein gestriges Wort zurück. Er besann sich einen Augenblick, und lachte dann laut auf; ich begann ein Mißverständniß zu ahnden, und erfuhr auch alsbald, daß jenes „Freilich" keine Bejahung, sondern nur ein Spott über die Dreistigkeit der Forderung gewesen, dergleichen nenne man Ironie, und für die Unkenntniß dieser Redefigur hatte ich mit meinem Ueberrocke gebüßt; denn weggegeben blieb er, und das freute mich noch immer; ich bekam durchaus keine Schelte, wiewohl auch keinen andern Rock wieder, und trug nur die natürliche Folge meiner Uebereilung, womit ich völlig zufrieden war. Als aber die Hausleute den Vorfall erfuhren, jenen Jungen, da auch grade scharfe Kälte eintreten mußte, in meinem Rocke warm daherkommen, mich aber in dünnem Jäckchen frieren sahen, da war des Lachens und Spottens kein Ende; das mochten sie haben, ich nahm es ihnen nicht übel; ich gestand meinen Mißgriff, und versicherte nur, daß er mir gar nicht leid sei. Dies hielten sie für unmöglich, sie sahen in meinem Vorgeben nur tiefe Beschämung und freche Verstellung, und schrieen mehrmals verwundert auf, was für ein böser Gleißner ich sein müsse. Diese falsche Beschuldigung, von der ich den Grund wohl fühlte, nämlich daß die Leute von meinem Innern keine Ahndung hatten, vermocht' ich ihnen

nicht auszureden, und trug sie als tiefe Kränkung lange auf dem Herzen.

Die zweite Geschichte ist ähnlicher Art, ich nahm sie aber schon leichter. Unsre Wirthin brachte uns Mittags das Essen, und wenn sie dasselbe hingestellt, und mein Vater etwa noch schrieb oder las, sah sie mich sogleich am Tische und eilig bemüht, die Suppe abzuschöpfen. Ich hatte schon bemerkt, daß die Frau alsdann mit funkelnden Augen lächelnd bald mich bald meinen Vater ansah, ich wußte aber nicht, was dies bedeutete. Eines Nachmittags erfuhr ich es, und mußte hören, wie man mir Schande machte, ich sei doch gar nichtsnutzig, und es sei nicht zu begreifen, wie mein Vater es leiden könne, kaum stehe die Suppe auf dem Tische, so sei ich der Erste dabei, schöpfe mir das Beste ab, und der Vater bekomme nur die magere Brühe. Mir war wunderlich zu Muthe bei diesem Vorwurf, ich erröthete vor Unwillen, und hätte fast laut aufgelacht! Jenen Frevel nämlich verübte ich auf meines Vaters Geheiß, der das Fett als ungesund fortgeschafft wissen wollte. Hier hätte ich mit Einem Worte mich rechtfertigen können, zur Beschämung der Frau, die dabei erfahren hätte, daß ihre Suppenbereitung uns nicht behagte; allein mir wäre nicht möglich gewesen, dieses Wort zu sagen, nicht aus Schonung für die Frau, sondern aus Verachtung; ihr falsches Urtheil traf mich nicht, sondern war nur ein Zeugniß gegen sie selber; wer das Schlechte so gern voraussetzt, dacht' ich, der kann wohl im Einzelnen berichtigt werden, wird aber bei nächstem Anlasse wieder in jene Neigung fallen. Ich fühlte, daß man verkannt werden könne, ohne dabei wesentlich zu verlieren. Freilich war ich diesmal durch das Mitwissen meines Vaters gesichert, und das war mir die Hauptsache, gegen die alles Andere verschwand. —

Die Gefahren des Krieges hatten sich wieder etwas abgewendet, dagegen drangen seine Forderungen überall fühlbar ein. Jederman klagte über die Theurung, die schweren Abgaben, über die Stockung der öffentlichen Zahlungen. Eine Abtheilung pfälzischer Truppen verließ uns, um zu dem Reichsheere zu stoßen, man wehklagte über diesen Abmarsch,

und meinte, warum nicht lieber die Emigranten gegen den Feind geschickt würden, ihre Sache sei es doch eigentlich, für die der Krieg angefangen sei, und auf ihre falschen Versprechungen hin habe man ihn unternommen. Man sah sie täglich auf dem Markte zusammenkommen, in langen Frontreihen auf- und niederwandeln, und oft die ganze Breite des Platzes einnehmen, wobei sie Kinder, Mägde, und wer sonst hier gehen wollte, schnöde zurückwiesen und zum Umwege nöthigten. Doch solchem Trotze begegneten die Bürger bald mit entschiedenem Uebergewicht, es gab harte Zusammenstöße, mehrere Emigranten wurden übel zugerichtet, einige waren in Gefahr, in den Rhein geworfen zu werden. Sie benahmen sich hierauf etwas bescheidener, doch dies hinderte nicht, daß die Stimmung gegen sie täglich übler wurde. Die meisten hatten ihre Geldmittel schon erschöpft, lebten höchst eingeschränkt, blieben schuldig, oder suchten mehr sinnreich als löblich ihren Tagesunterhalt zu fristen. Die Stadtbehörde fing schon an, manche auszuweisen, einige wurden wegen Unfugs, den sie im Innern von Familien angestiftet, durch Polizeibeamte über die Gränze gebracht, wobei der Ruf einheimischer Namen nothwendig mit zu leiden hatte. Alles dies wirkte günstig für die Freiheitsparthei, welche das Haupt mehr und mehr emporhob. Wie früher Lafayette und Dumouriez, so wurde jetzt Pichegru gefeiert, an öffentlichen Orten sein Wohl getrunken, das Heil der französischen Freiheit ausgebracht. Vergebens eiferten die Aristokraten, widersetzten sich die Beamten, ergingen Verbote von Seiten der Behörden; die freie Meinung war zu lebenskräftig, empfing aus den Umständen immerfort zu reichliche Nahrung, als daß sie so leicht einzuschüchtern gewesen wäre. Dies zeigte sich auffallend bei Herstellung einer Schützengesellschaft, die in jener Zeit erneut zusammentrat; sie bestand aus den angesehensten, vermögendsten und rüstigsten Männern, und als ihre Uniformirung zur Sprache kam, durfte der Vorschlag gemacht werden, Blau, Roth und Weiß dafür anzuwenden! Mein Vater, der nicht zu der Gesellschaft gehörte, aber mit den meisten Theilnehmern befreundet war und ihren Versammlungen gern beiwohnte, hatte den Einfluß, jenen

Vorschlag zu vereiteln, und zur Uniform wurden blaue Leibröcke mit gelben Unterkleidern gewählt, worin eine frühere deutsche Zeitstimmung, die doch auch etwas revolutionaire Epoche von Werther's Leiden, noch so spät sich abbildete. Nun hatte die Freiheitsparthei gleichsam ihre Bewaffneten, deren öffentliche Auszüge und Uebungen im Scheibenschießen dem Volke so werth als bedeutend waren.

Meinen Vater sah ich gewöhnlich schwarz gekleidet, in Schuh und Strümpfen, mit gepuderter Frisur und einem Haarbeutel, bei manchen Anlässen auch mit silbernem Degen an der Seite; jetzt, um der Freunde willen, trug er auch bisweilen jene Schützenkleidung, obschon er, wie gesagt, zu der Körperschaft nicht gehörte. Ein solch freier Antheil war seiner Sinnesart am meisten gemäß; er war ein Gegner von geheimen Gesellschaften, aber auch schon allen geschlossenen abgeneigt, er haßte Ränke und Listen, welche sich so leicht in jenen ansiedeln, und er fürchtete den Zunftgeist, der in diesen heimisch zu werden pflegt, offne und selbstständige Wirksamkeit war seine Losung. Er hatte sich in der That von allen Einflüssen des Partheisinnes, der Genossenschaft und Verabredung frei erhalten und konnte jeden Tag rücksichtslos der Ueberzeugung folgen, welche der Tag brachte, mochte es nun dieselbe von gestern, oder eine ganz neue sein, die aus neuen Nachrichten oder Ueberlegungen hervorging. Da jedoch in den Hauptsachen seine Meinung nicht wechselte, sondern im Gegentheil mit seltener Treue beharrte, so gab ihm seine Selbstständigkeit ungemeines Ansehen, und sein Urtheil hatte bei seinen Mitbürgern außerordentliches Gewicht. Er konnte in dieser Stellung als ein Mann des Volkes wirken, und wirkte in der That so. Hätte er Haß und Unwillen gegen jemanden aufregen wollen, so wäre ihm das leicht geworden, gleichwie er auch gegen jene schützen konnte. Ein vornehmer Mann, der schon lange in seiner Amtsführung zweideutig erschien, und Ausbrüche der öffentlichen Meinung fürchtete, wußte kein besseres Mittel, als sich möglichst an meinen Vater anzuklammern, ihn häufig einzuladen, sich mit ihm zu zeigen, er hoffte auf diese Weise den Widerwillen abzustumpfen, das Urtheil stutzig zu machen; auch sein Söhnchen mußte

mich fleißig aufsuchen, und ich staunte nicht wenig, den stolzen, vornehm gekleideten, mit goldner Uhr und Kette prangenden Knaben, dem zu Hause die Fülle der Spielsachen und Leckereien war, sich zu unsern dürftigen Spielen einfinden zu sehen; noch mehr aber setzte mich in Verwunderung, als mein Vater den Besuchen ein Ziel setzte, und mir erklärte, dieser Umgang sei zu schlecht für mich! Ein schönes Zeichen der Liebe seiner Mitbürger wurde meinem Vater auch zu Theil, als einst ein Emigrant Gefahr lief, das Opfer eines Auflaufs zu werden, den er unvorsichtig gegen sich aufgereizt hatte; mein Vater drang durch die Menge vor, wechselte mit dem Geängsteten einige Worte, sprach darauf zu dem Volke beruhigend, und führte den Franzosen an der Hand unter Beifalls- und Leberuf sicher von dannen. Von einem solchen Manne war kein ungesetzliches Beginnen, keine Theilnahme an Umtrieben und Verschwörungen zu fürchten. Aber freilich schärfte diese Tadellosigkeit nur den Haß, den manche Leute seinem Einflusse hegten. Durften am Orte selbst seine Feinde nicht wagen, jetzt offen gegen ihn zu wirken, so wußten sie doch Wege, ihm von anderwärts beizukommen, und versäumten nicht, ihre Sache gehörig anzubringen.

Ueber München und Mannheim wurden die Fäden gespannt, mit denen man in Düsseldorf ziehen und fangen wollte. Von der kurpfälzischen Oberbehörde gelangte unerwartet ein Befehl nach Düsseldorf, gegen meinen Vater von Amts wegen eine Untersuchung zu eröffnen, in wie fern er in Straßburg sich einer Theilnahme an den revolutionairen Bewegungen schuldig gemacht habe. Die erste Mittheilung hiervon empfing er mit Gleichgültigkeit, und meinte, die Sache würde nicht viel auf sich haben. Aber einige seiner Freunde, denen der Zusammenhang vermöge ihrer Stellung genauer bekannt wurde, gaben ihm Winke, daß ein mächtiger Einfluß im Spiele und namentlich der Minister von Oberndorff sein entschiedener Feind sei, daher alle Vorsicht und Klugheit nöthig werde, dem wohlberechneten Angriffe zu begegnen, ja sie riethen dringend an, ebenfalls in München und in Mannheim auf Nebenwegen zu wirken, wozu die Mittel theils dargeboten, theils zu finden waren. Zur letztern Aushülfe war

mein Vater schlechterdings nicht zu bereden; er schrieb vielmehr seine Vertheidigung mit aller Wahrheit und Offenheit eines Mannes, der sich nicht fürchtet, zugleich aber mit einer Schärfe und Derbheit, die den Gegner nicht bloß abweist, sondern auf dessen eignes Gebiet zu verfolgen wagt. Die Freunde hatten an der Schrift großes Wohlgefallen, hielten aber eine solche Sprache nicht für rathsam, sondern drangen auf Mäßigung und auf Benutzung der Vortheile, welche sich aus den Zeitumständen ziehen ließen; der alte Graf von Nesselrode gab selber wohlwollend die Punkte an, auf welche er die Vertheidigung hauptsächlich zu stützen rieth. Mein Vater gab nach, aber nicht genug, er mäßigte seine Verantwortung, ließ indeß noch immer zu viel Scharfes darin stehen, reichte sie der Behörde ein, und lebte nach seiner Weise fort, ohne weiter an den schwebenden Handel viel zu denken. Ich hörte viel von der Sache reden, sie wurde oft in meiner Gegenwart auch von Fremden besprochen, und ich stellte mir anfangs die schrecklichste Verfolgung, Gefangenschaft und selbst Todesstrafe vor, weil immerfort erzählt wurde, daß politischer Haß die trefflichsten Männer um Leben und Freiheit bringe, und die Macht keine Schonung kenne. Als ich aber meinen Vater wohlgemuth sah, und er auf meine ängstlichen Fragen erwiederte, ihm werde kein Haar gekrümmt werden, ließ auch ich mich gern wieder beruhigen.

Meine Aufmerksamkeit war ohnehin während dieser Zeit in anderer Richtung sehr in Anspruch genommen. Die Ruth'sche Gesellschaft machte ihre letzten Anstrengungen, und räumte dann das Feld, welches durch die Koberwein'sche Truppe alsbald wieder besetzt wurde. Die erwachsenen, geübten Schauspieler, unter denen schätzbare Talente waren, ließen mich nun doch den ungeheuren Abstand gewahr werden, der zwischen jener erzwungenen, schülerhaften Dressur und einer freien, fertigen Ausübung bestand, und ich schämte mich, daß ich jene so sehr bewundert, mich von ihr so lange hatte bethören lassen. Ganz andere Stücke kamen nun auf die Bühne, Ritterschauspiele in aller Pracht der Rüstungen, und mit allem Sturm der Gefechte, die Familiengemählde von Iffland und Kotzebue rührten das innerste Herz, und Ballette

und Pantomimen entzückten durch raſchen Zauber und groß-artige Kühnheit; durch letztere glänzte vor allen der Kraft-tänzer Horſchelt, deſſen Name ſich auf der Wiener Bühne, wie auch der Koberwein'ſche, rühmlich forterhalten hat. Ich beſuchte nach wie vor das Theater, und mein Vater hatte ſo gütige Fürſorge, daß er mir nicht nur das Eintrittsgeld, ſondern auch noch etwas darüber gab, um mir in den Zwiſchenakten ein Gebäck oder Obſt dafür zu kaufen. An-fangs ging alles recht ſchön, ich hatte glückliche Tage, der Schauſpielbeſuch war zugleich Belohnung des Lernfleißes, und ſetzte daher in dieſem Betreff Zufriedenheit voraus, ſo daß ich ein ungeſtörtes Behagen empfinden konnte.

Ein Uebermaß von Begünſtigung wurde mir zu Theil, als eines Abends der Direktor, der mich ſchon als fleißigen Theatergänger bemerkt und meinen Namen erfahren hatte, mein Geld nicht mehr annehmen wollte, ſondern ſeine Leute anwies, mich immer frei eintreten zu laſſen. Aber ſo viel Glück hatte auch ſogleich ſeine Gefahr im Gefolge, und leider mied ich ſie nicht. Mein erſter Gedanke war, wie ich das Unerwartete nach dem Theater freudig dem Vater ſagen, und was er wohl für Augen dazu machen würde; doch bald fuhr mir auch der andre Gedanke durch den Kopf, ich brauchte es ihm wohl gar nicht zu ſagen, und könne für das mir verbliebene Geld um ſo mehr Kuchen kaufen. Gedacht, ge-than; die Kuchen ſchmeckten vortrefflich, und mein Gewiſſen ſprach nicht allzu laut. Ich hatte nicht über den einen Abend hinaus gedacht, nicht daran, daß ſich der Fall wieder-holen würde, und als nun am nächſten Schauſpielabende daſſelbe ſich wieder ereignete, und ich zu demſelben Mißbrauche gleichſam ſchon gezwungen war, da wurde mir unheimlicher zu Muth, und mein Gewiſſen ſprach lauter. Doch ſetzt' ich das Vergehen tapfer fort, immer mit dem Vorhaben, dies-mal alles zu ſagen, was doch nachher zu ſchwer wurde, und daher unterblieb. Beim viertenmale wurde ich nicht wenig überraſcht, plötzlich meinen Vater, als das Stück ſchon an-gefangen hatte, eintreten zu ſehen; er nahm neben mir Platz, und war liebreich wie immer. Da fiel es mir unmöglich, länger an mich zu halten, ich ſagte ihm alles. Sein Er-

staunen war groß, aber ohne Zorn, er machte mir nur begreiflich, daß ich seine Liebe und sein Vertrauen mißbraucht, und mich selber durch Unmaß des Genusses in Gefahr gebracht habe. Nun ging für mich nichts mehr auf der Bühne vor, kein Ritter, kein Korsar als Held des Ballets lockte mich mehr, ich verging in Schmerz und Reue. Dabei fragte ich mich insgeheim, wie ich denn dazu gekommen? ich fühlte mich in aller Schuld noch unschuldig, denn ich hatte mein Vergehen nicht gewollt, nicht ausgedacht, es war über mich gekommen wie ein Unglück, einem Regen gleich, der naß macht und die Kleider verdirbt, ohne daß man dafür kann. Mein Vater scheint diese Seelenstimmung in mir erkannt und folglich gemeint zu haben, es sei am besten, mich ihrer Wirkung allein zu überlassen; denn es erfolgte keine weitere Strafrede, keine Verwarnung, nie wurde des Vorgangs wieder gedacht, und am nächsten Schauspieltage erhielt ich das gewöhnliche Geld ohne weitere Bemerkung, als daß ich den freien Eintritt nicht annehmen dürfe, sondern mein Billet zu bezahlen habe, wie ich denn auch fortan unverbrüchlich that. Ich muß gestehen, daß mir das milde Verfahren meines Vaters damals unbegreiflich war, späterhin aber als sehr richtig einleuchtete. Denn glaubte ich auch die strengste Strafe verdient zu haben, so würde in ihr doch zugleich mein Vergehen mir größtentheils entschwunden sein, und ich würde unfehlbar allerlei zu meinen Gunsten, was sich ja schon genugsam regte, fortgesponnen haben, anstatt daß jetzt durch die Güte mein Herz gewonnen und befestigt wurde, der Fehler hingegen schwer auf meiner Seele liegen blieb. In der That wirkte das Ereigniß lange nach, und warf in meine nächsten Jahre einen Schatten, der mich besser warnte und wahrte, als es jede andre Behandlung würde gethan haben. Es dauerte auch einige Zeit, ehe ich im Schauspiel das gewohnte Vergnügen wieder fand; allzu lange doch nicht, denn welches Leid kann der Jugend dauernd widerstehen? —

Mittlerweile war die Untersuchung gegen meinen Vater vorgeschritten, und schneller, als es der sonst langsame Geschäftsgang vermuthen ließ, erfolgte der Schluß, der dahin lautete, daß meinem Vater, weil er an der französischen Re-

volution Theil genommen und den französischen Bürgereid geschworen, in den kurpfalzbaierischen Staaten kein Aufenthalt zu gestatten sei. Dies war also eine Landesverweisung, und zwar eines Heimischen aus seinem Geburtsort; die Maßregel war in den Gesetzen nicht begründet, und den Kaiserlichen Erlassen geradezu entgegen, daher mein Vater mit allem Nachdruck dawider einsprach; allein von Mannheim erfolgte die Bestätigung, und die strenge Vorschrift, den Spruch ohne Zögern auszuführen. Die Freunde waren außer sich, wollten heftige gemeinsame Schritte thun, es erfolgten Drohungen. Der Graf von Nesselrode beklagte den Ausgang, welchen die Sache genommen, und versicherte, er habe alles gethan, um ihn abzuwenden, allein die Vertheidigung, welche mein Vater eingereicht, habe in den höchsten Regionen nur noch mehr erbittert, und es sei zu verwundern, bei der Stimmung die dort herrsche, daß der Spruch auf Verbannung nur einfach bestätigt und nicht noch Haft und Gefängniß angeordnet worden, wenigstens habe man großen Tadel ausgesprochen, daß das Verfahren nicht gleich von Anfang schärfer gewesen sei. Hier wäre nun jeder weitere Widerstand nur thöricht und fruchtlos gewesen, mein Vater sah es ein, und beredete seine Freunde, von allen Schritten abzustehen, die für ihn doch nichts mehr ändern, ihnen selbst aber nur Nachtheil bringen könnten. Als er aber nun wirklich scheiden sollte, und man ihm sogar einige Tage Frist unbillig versagte, fühlte er den sonstigen Muth doch erschüttert, und ein Abschiedsblatt an seine Mitbürger, welches er drucken ließ, sprach seine bewegte Stimmung lebhaft aus. Nicht ohne tiefe Wehmuth ging er, von zahlreichen Freunden begleitet, und mich an der Hand führend, dem Rheinufer zu, wo wir das Brückenschiff betraten, das uns bald am jenseitigen Ufer absetzte. Hier waren wir schon in fremdem Gebiet, in kurkölnischem, und ein bereit gehaltener Wagen, dem mehrere von Freunden besetzte folgten, brachte uns rasch nach Neuß.

In dieser heitern kleinen Stadt fanden wir den besten Empfang, es waren Freunde vorausgeeilt und hatten ein Gastmahl bestellt, viele achtbare Bürger von Neuß nahmen daran Theil, mein Vater schien den meisten wohlbekannt, und

die Meinungen und Ansichten, um derentwillen er den Haß und die Verfolgung der Mächtigen trug, waren allgemein so geehrt und beliebt, daß wir auch aus diesem Grunde nur Zuvorkommenheit und Beeiferung erfuhren. In dem besten Gasthofe herrlich bewirthet und von allen Seiten gepriesen und geliebkost zu werden, dünkte mich kein übles Loos, und wenn dies Verbannung heiße, dachte ich, so dürfe man sich nicht so sehr beklagen.

Ungeachtet dieses guten Anscheins befand sich aber mein Vater in wirklich peinlicher Lage. Außer den schmerzlichen Gefühlen, die ihn durchdringen mußten, der Schmach, der Beschämung, des Unwillens, hatte er die Schwierigkeiten zu bekämpfen, welchen seine Zukunft, ja schon der nächste Augenblick bloßgestellt war. Das Ereigniß hatte ihn überrascht, und er sah sich plötzlich aus allen Verhältnissen herausgerissen, ohne daß er die geringste Fürsorge hatte treffen können. Er stand in mancherlei Verpflichtungen, hatte Zahlungen zu empfangen und zu leisten; sich mit den nöthigen Geldern zu versehen erforderte Zeit, erforderte persönliche Gegenwart, die nicht gestattet war. Wohin er sich weiterhin wenden, was er beginnen sollte, war eine Frage von nicht leichter Lösung. Auf der einen Seite beengten die Fortschritte der Franzosen, in deren Schutz er sich nicht begeben wollte, so sehr seine Gegner dies auch erwarteten, ja wünschen mochten: auf der andern lag die verschloßne Heimath; sein Auge mußte sich auf die Ferne richten, aber vorher war in der Nähe noch vieles abzuthun. Um Geschäfte und Freunde bequemer abzureichen, und zugleich wohlfeiler zu leben, vertauschte er den Aufenthalt in Neuß mit dem in Herdt, einem Dorfe zwischen Neuß und Düsseldorf. Von hier führte ein leichter Spazirgang nach den Dörfern Ober- und Nieder-Kassel, wohin die Düsseldorfer täglich in großer Anzahl zu kommen pflegten, und ein zweiter Gang bis an den Rhein, wo die fliegende Brücke den Verkehr zwischen beiden Ufern immerfort unterhielt.

In dieser Zwischenzeit, die sich noch gar nicht berechnen ließ, war es für meinen Vater eine der größten Sorgen, mich in angemessene Obhut zu geben. Mein Unterricht war

plötzlich abgebrochen, er mußte fortgesetzt werden, ich durfte nicht allen Zufälligkeiten dieser wirren Tage bloßgestellt bleiben, ich mußte irgend einer häuslichen Ordnung angehören. In dieser Verlegenheit schien ein Vorschlag nicht abzulehnen, der schon früher zur Sprache gekommen war. Zwei Schwestern, ältliche, wohlhabende Fräulein, von guter Herkunft und feinem Anstand, welche ursprünglich aus Ungarn stammten, ihre Einkünfte aber aus Holland zogen, wünschten mich auf einige Zeit in ihr Haus zu nehmen, welches sie ganz allein bewohnten; sie versprachen mütterlich für mich zu sorgen, und was den Unterricht beträfe, so sollte der bestmögliche sowohl im Hause, als auch in der Schule der Lutherischen Gemeinde mir ertheilt werden, denn dieser gehörten die Schwestern an, und der Zustand der Schule durfte mit Recht gerühmt werden. Die beiden Fräulein erneuerten ihren Antrag mehrmals dringend, und mein Vater ging endlich auf einen Versuch ein.

Als ich vernahm, daß ich meinen Vater verlassen sollte, glaubte ich das Leben zu verlieren; ich dachte wirklich, nun sei es aus mit mir, von Mutter und Schwester war ich getrennt, kaum hörte ich noch zuweilen, daß sie am Leben, nun sollte es mit dem Vater auch so werden, ich sollte dahin zurückkehren, wohin er nie mehr kommen durfte, ich war überzeugt, ich würde ihn so wie jene nun nie mehr wiedersehen. Ich schmiegte mich an ihn und wollte ihn nicht lassen, ich fragte schmerzlich, ob er mich denn nicht mehr lieb habe? Seine Zärtlichkeit beruhigte mich, sein Zureden brachte mich zum Schweigen, ich unterwarf mich, halb aus Gehorsam halb aus Ohnmacht, aber mein Inneres blieb voll Traurigkeit und Widerstreben. Der Augenblick des Scheidens war mild, über ihn kam ich leichter hinweg, als über die Anordnung des ganzen Verhältnisses, ich empfand es fortwährend als eine Härte, wegen deren ich doch meinen Vater zu beschuldigen nicht wagte, ich klagte dunkle Gewalten an, für die ich den Ausdruck Schicksal noch nicht hatte.

Aeußerlich war indeß alles auf's beste für mich eingerichtet, die beiden Fräulein bezeigten mir liebevolle Güte,

von dem Dienstboten erfuhr ich die größte Aufmerksamkeit, das ganze Haus war nett und behaglich, die Zimmer geschmackvoll und reich ausgestattet, ich bekam eines für mich allein mit allerlei mir bisher ungewohnten Bequemlichkeiten und vielen Spielsachen versehen, sogar das Arbeiten mußte neuen Reiz empfangen an diesem Schreibtische, mit diesem zierlichen Geräthe, denn man hatte allen Luxus eines Damenschreibkästchens hier ausgeschüttet. Alles was die Nahrung betraf, war auserlesen und reichlich, nie hatte ich für alle Tage so gutes Essen genossen. Auf besserem Lager hatte ich nie geschlafen, auch in Kleidung und Wäsche war ich vortrefflich gehalten. Dabei war das Haus nicht einsam, es kam Besuch von Damen und Herren, und gleich die ersten Tage wurde ich zu Spazirgängen und Schauspiel mitgenommen. Genug, alles war auf das wünschenswertheste bestellt, und schien meine Ansprüche überbefriedigen zu müssen. Ich erkannte den Werth von allem willig an, ich freute mich sogar der Einzelheiten und äußerte mein Wohlgefallen aufrichtig und lebhaft; allein das Ganze befriedigte mich keineswegs, es lag wie ein beengender Druck auf mir, und ich sehnte mich zu meinem Vater, nach seiner Art von Freundlichkeit, in die freie Luft, auf den Bauerhof in Herdt, nach Garten und Feld.

Was mein Inneres zuerst wohlthätig berührte, war grade das, wovon die Andern einen mißlichen Eindruck befürchtet hatten, der Besuch der Schule. Hier fand ich Leben, Thätigkeit, Ergötzen, wie ich es wünschte und brauchte! Die Lutherische Gemeinde in Düsseldorf bestand von alten Zeiten her in wohlbegründeten Gerechtsamen, hatte aber, als schwache Minderheit, gegen die katholischen Einflüsse der Ueberzahl und Macht stets eine gewisse Streitbarkeit zu behaupten, und setzte diese mit richtigem Takte vorzüglich in die Trefflichkeit ihres Kirchen- und Schulwesens. Der damalige Inspektor Hartmann konnte für ein Muster eines frommen und aufgeklärten Predigers gelten, er verstand seine Zeit, wußte was den Menschen noth that, und vereinigte religiöse Strenge mit so freundlicher Liebe, daß die guten Früchte seines Wirkens überall sichtbar wurden, besonders auch in dem Schul-

wesen, dessen er sich thätigst annahm. Der unteren oder deutschen Schule stand ein Lehrer vor, dessen Namen ich leider nicht mehr weiß, der aber, so muß ich noch heute urtheilen, in diesem Beruf und in diesen Verhältnissen nicht besser zu wünschen war. Kenntnißreich, bescheiden, gutmüthig, mit faßlichem Vortrag und sicherer Behandlungsart ausgerüstet, übte er auf seine Schüler eine liebreiche Gewalt, neben der eine strenge selten nöthig wurde; Fleiß und Sittsamkeit herrschten allgemein. Ich war kaum in diese Schule aufgenommen, so fühlte ich mich auch schon ganz heimisch in ihr. Die Mitschüler wurden mir liebe Kammeraden, der Lehrer beschäftigte mich auf anziehende Weise, ich lernte leicht und gern unter seiner Führung; die Geschichten, die wir lasen, die Gedichte, die wir abschrieben, die Uebungen im Rechnen, die Anfangsgründe der Naturgeschichte, der Erdbeschreibung, alles gefiel mir ungemein. Den Religionsunterricht ertheilte der Prediger Hartmann selbst, und ich wohnte mit Eifer seinen Vorträgen bei, obschon mir noch vieles darin unverständlich blieb. Es folgte von selbst, daß ich auch Sonntags seine Predigten hörte, welche mir, wie überhaupt der Lutherische Gottesdienst, den besten Eindruck machten. Der Prediger war so heiter, hatte ein so nahes menschliches Verhältniß zu seinen Zuhörern, sprach deutsch zu ihnen, alles das bildete einen erwünschten Gegensatz der Eindrücke von Fremdheit und Scheu, welche der katholische Gottesdienst durch die lateinische Messe, durch das feierliche Priesterthum und durch die vielfachen Andachtsgebräuche mir gegeben hatte. Ueberdies war mir der Gedanke angenehm, durch die Lutherische Kirche auch wieder mit Mutter und Schwester näher zu stehen, deren Verwunderung und Freude darüber ich mir lebhaft vorstellte.

Die mit mir vorgegangene Veränderung wurde bald ruchbar und erregte nicht wenig Aufsehen. Die Gegner nahmen daraus neue Beweisstärke gegen die Religion meines Vaters, der in seinem Kinde die Abtrünnigkeit von der katholischen Kirche offen darlege, eine dieser Kirche durch Geburt und Taufe angehörige Seele dem Unterrichte der Ketzer, dem ewigen Verderben Preis gebe. Heftig schalt man auf den

Prediger Hartmann, auf die beiden Fräulein, welche zu dergleichen Aergerniß die Hand böten, ja wohl gar es hervorriefen, erzwängen. Ich hörte den Wiederhall solcher Reden in den Gesprächen, welche die beiden Fräulein mit den Besuchenden über diesen Gegenstand hatten; dagegen vernahm ich auch, daß Katholiken meinen Vater vertheidigten, indem sie bekannten, auf die Glaubensunterschiede komme wenig an, die Moral sei doch überall dieselbe, nur habe die der Protestanten den Vorzug, reiner und einfacher vorgetragen zu werden, die Predigten Hartmann's könne auch ein aufgeklärter Katholik mit Erbauung anhören, und mein Vater habe ganz Recht, nicht um einiger Lutherischen Gebete und Lieder willen seinen Sohn die übrigens anerkannt beste Schule der Stadt meiden zu lassen, er könne dabei noch immer katholisch genug bleiben. Dies letztere war mir doch angenehm zu hören, denn die Vorstellung eines Uebertrittes hatte mir aus früheren Aeußerungen des Vaters etwas Abschreckendes, und ein dunkles Gefühl sagte mir, man müsse sich frei machen, aber nicht neu binden. —

Die Leichtigkeit, mit der ich lernte, und der Eifer, mit dem ich die Schule besuchte, geriethen mir nicht zum Vortheil. Denn kaum waren ein paar Wochen vergangen, so fand man, daß ich höheren Aufgaben entsprechen, und mit der deutschen die lateinische Schule vertauschen könne. Dies war ehrenvoll genug, und mein Stolz war bei der Ankündigung sehr geschmeichelt; auch mischte sich in die Wehmuth, mit der ich von den bisherigen Mitschülern schied, eine Art von Selbstzufriedenheit, aber die unmittelbaren Folgen dieses Wechsels zeigten sich keineswegs zufriedenstellend. Der Vorstand der lateinischen Schule, Rektor Reiz, war ein gelehrter Mann, aber stolz auf seine Würde und schroff in seinem Benehmen. Er that nichts, mir den Uebergang in ein Lehrverfahren, das mir ganz neu war, zu erleichtern; ich saß, der jüngste und kleinste, auf der untersten Bank, die neuen Bücher vor mir aufgeschlagen, und während der Lehrer mit den ältern Schülern — auf den obern Bänken saßen siebzehn- und achtzehnjährige — laut und heftig verhandelte, sollte ich meine Lektion lernen, die ich noch gar nicht begriff;

als ich einen Knaben, der mir zunächst saß, fragen wollte, machte er erschrocken mir verneinende Zeichen, und der Lehrer, der es schon gesehen hatte, blickte mich mit bösem Lächeln an, und sagte spöttisch, es scheine mich nach der Bekanntschaft mit diesen da — auf zwei neben ihm liegende Stöcke deutend — zu verlangen. Natürlich war mir Lust und Fassung zum Lernen gestört, und als ich das Aufgegebene hersagen sollte, ging dies nicht ohne Fehler ab. Zur Strafe mußt' ich eine halbe Stunde länger bleiben, als die Andern, und als ich nach Hause kam, galt das mir Widerfahrene als entschiedenes Zeichen meiner Schuld. Nun mußt' ich eilen, das Nöthige für den Nachmittag zu lernen, und Abends bracht' ich große Aufgaben für den nächsten Vormittag mit. Der Rektor lehrte nach Lange's Grammatik und der Angehende Lateiner diente als Hülfsbuch; die Reime des letztern, die Gespräche der erstern, die Vokabeln, die Regeln, alles wurde zugleich getrieben, das Leichte und Schwere durch einander, und scharf auswendig lernen war das höchste Verdienst. Diese Methode, der beim Schwimmenlernen vergleichbar, wo man auch damit anfängt, sich kopfüber in das Element, das man beherrschen will, zu stürzen, mochte ihr Gutes haben, und konnte bei gehöriger Ausdauer nach und nach ihr zerrissenes Stückwerk von selbst in ein gleichmäßiges Ganze zusammenfügen; aber der Anfang war schrecklich, und auf keine Weise konnten die gewaltsame Anstrengung und die barbarische Zucht, mit denen dies Lernen betrieben wurde, irgend gerechtfertigt werden.

Ich verlor alle Munterkeit. In beständiger Angst, meine Lektionen nicht gehörig zu wissen, wiederholte ich sie immerfort, und da sie über meine Kräfte und besonders über mein Verständniß gingen, so gelang es mir doch nur selten, sie völlig zu bezwingen, ja ich erfuhr mit Entsetzen, daß beim Hersagen in der Schule, vor dem strengen Antlitze des Rektors, mein Gedächtniß stockte, wenn es noch eben vorher alles wie am Schnürchen gehabt. Ich hatte nun gar keine Muße mehr, kein Spiel, keine Erholung fand Statt, die Angst des Lernens nahm jeden Augenblick in Beschlag, und da meine beiden Fräulein von diesen Sachen nichts ver-

ſtanden, an meinen Fähigkeiten aber nicht zweifelten, ſo glaubten ſie nicht anders, als es liege an meinem ſchlechten Willen, an meinem Leichtſinne, daß ich nun auf Einmal ſo ſchlecht lernte, und ſie hielten es für ihre Pflicht, mir auch ihrerſeits Mißvergnügen und Unwillen dafür zu zeigen. Ich mußte mir den einzigen Troſt, den ich noch hatte, den meinen Jahren ſo nöthigen und heilſamen Schlaf abbrechen, und ſtand mit der Tagesfrühe auf; der Helle wegen ſaß ich mit meinem Buche am Fenſter, doch als einesmals die Sperlinge heranflogen, konnt' ich mich nicht enthalten, ſie mit Brodkrumen zu füttern; in ſolchem Augenblicke ſtürzte das ältere Fräulein herein, die ebenfalls früh aufgeſtanden war, mich zu belauſchen, und da hieß es denn, nun ſehe man wohl, daß ich, anſtatt fleißig zu ſein, nur Thorheiten triebe. Ich war wie vernichtet; der Schein war gegen mich, doch ſprach mein Inneres mich frei, und verklagt und ſchuldbeladen mußt' ich zur Schule abgehen.

Wie oft gedacht' ich nun mit Sehnſucht an die glückliche, kurze Zeit, wo ich die deutſche Schule beſucht hatte! Da war alles in gutem Verhältniß, der Tag zwiſchen Beſchäftigung und Muße wohlgetheilt, beides meinen Kräften und meinem Sinne gemäß; ich wurde gelobt, wenigſtens nicht geſcholten, ich ſah die Andern zufrieden und war es ſelber. Mit noch größerer Sehnſucht blickt' ich auf die Tage zurück, die ich zuletzt an der Seite des Vaters verlebt; doch dieſe ſchienen mir ſchon in weiter Ferne und ihre Wiederkehr durft' ich nicht hoffen. Dieſes Sehnen, dieſe Rückblicke mußt' ich ſorgfältig in mein Herz verſchließen, denn ſie wären nur als neue Strafwürdigkeiten angeſehen worden, und ich fühlte, daß ich unter lauter Mißverſtehen dahinlebte. Dies zeigte ſich in jeder Kleinigkeit; ich war während einer Nachmittagspredigt eingeſchlafen, und man lobte mich, daß ich diesmal ſo andächtig zugehört; ich hatte mein Taſchengeld einem Bettler gegeben, und man nahm es als unzweifelhaft an, daß ich es vernaſcht habe; ſogar mein offenbarer Fleiß wurde mißkannt, ich überhörte mich im Stillen und hatte das Buch deßhalb zugemacht, aber eben dies mußte als Zeichen gelten, daß ich müßig geweſen. Die

Unzufriedenheit der beiden Schwestern, die einen Ehrgeiz darein setzten, daß ich unter ihrer Obhut rasch und glänzend gediehe, wuchs mit jedem Tage, und ging bisweilen in Erbitterung über. Nur Eines versöhnte sie wieder und führte auch immer auf's neue ihre Freundlichkeit zurück, die Hoffnung nämlich, daß ich dem Lutherischen Glauben nun für immer würde gewonnen sein; denn diese stille Bekehrung zu vollbringen, schien ihnen die wichtigste Angelegenheit. Freilich war mir der Religionsunterricht angenehm, schon an sich wegen seines Inhalts, in so weit ich ihn fassen konnte, und sodann auch wegen der milden Lehrweise, mit der sich nie Verdruß oder Strafe verband, auch gereichte die Predigt mir zur Erholung, wiewohl diese nur jenes einemal bis zum Entschlummern ging; aber die Frömmigkeit im Hause selbst konnte mich keineswegs eben so befriedigen. Mir entging nicht, daß vieles auch hier nur Schein und Aeußerlichkeit war, daß die Gesinnungen sich oft ganz anders verhielten, als wie man sie ausdrückte, und daß bisweilen die Handlungen mit den Lehren in vollem Widerspruche standen. Ich würde dies wohl wenig beachtet und vielleicht gar nicht bemerkt haben, wäre nicht jeden Augenblick so großes Gewicht auf das Wort gelegt, und dadurch in mir mit Gewalt der Gegensatz hervorgerufen worden. Denn der Mensch ist von Natur geneigt, über Ungleichheiten leicht hinzugehen, und, wie es im Sprichwort heiße, fünf grade sein zu lassen, sobald man es ihm nur nicht eigends dafür aufdringen will, denn alsdann widersetzt er sich und behauptet das Recht der Vernunft und der Wahrheit, die er vielleicht eben selbst im Begriff war, außer Acht zu lassen. So ging es auch mir, man drängte mir das Maß auf, das ich von selbst nicht gesucht hätte, nun aber fand und anlegte; freilich, da mir das Ergebniß auszusprechen nicht gestattet war, so stand ich in Gefahr, mit der Zeit vielleicht mich dem Widerspruche in Gewohnheit doch zu fügen, und ihn gar nicht mehr dafür zu erkennen, ein an der Seele zehrender Schaden, vor dem ich doch bewahrt blieb. —

Noch ein Umstand erhöhte den Mißmuth und die Pein dieser Lage. Die beiden Fräulein waren Widersacherinnen

der Franzoſen, ein Bruder von ihnen diente als Offizier im öſterreichiſchen Heere, ihre ſonſtigen Verbindungen und Uebereinkommniſſe lagen alle auf dieſer Seite. Dies hatte ihr gutes Vernehmen mit meinem Vater nicht geſtört, beſonders da auch er die Gräuel, welche ſich im Verfolg der Revolution entwickelten, von Herzen verabſcheute, und in ſeinen geſellſchaftlichen Bezügen die politiſchen Anſichten nie vorherrſchen ließ. Aber ich war keineswegs ſo gemäßigt oder ſo klug, ſondern ließ eine entſchiedne Partheinahme für die Republikaner blicken, wünſchte ihren Waffen alles Heil und Untergang den Gegnern. Da war denn großes Entſetzen über die ſchlechten Grundſätze, die man bei mir hatte einwurzeln laſſen, ſchweres Seufzen über das böſe Beiſpiel, das ich bisher immer vor Augen gehabt, und ſtrenger Eifer, mich zur Einſicht zu bringen, wie falſchen Meinungen ich bisher gefolgt ſei. Zum Unglück trafen in dieſer Zeit auch ungünſtige Nachrichten aus Holland ein, wo die drohenden Fortſchritte der Franzoſen mancherlei Stockungen verurſachten, die Zinszahlungen wurden ungewiß, und die beiden Schweſtern ſahen nicht allzu fern ihren Wohlſtand gefährdet, woran natürlich nur die Franzoſen Schuld ſein konnten. Ihr Widerwillen erſtreckte ſich auf die ganze Nation, auf die Sprache, und ſogar ein paar Emigranten, die ſich dem Hauſe angeſchmeichelt hatten, wurden verabſchiedet. Ich mußte jeden Morgen die Zeitung vorleſen, wobei ſich denn reichlicher Anlaß zu unterbrechenden Anmerkungen und verwünſchenden Ausrufungen fand, die geduldig anzuhören mir nicht immer gelang. In manchen Einzelheiten ließ ich mich aber auch überreden, und glaubte wirklich, die Sache der Franzoſen ſei ſchlecht, und man müſſe wünſchen, daß ſie geſchlagen würden; dann aber kamen wieder andre Fälle vor, wo ich innerlich ganz auf ihrer Seite ſein mußte; die Verwirrung, in welcher mein Urtheil ſchwankte, ließ mich die Löſung aller Zweifel durch meinen Vater wünſchen, deſſen Ausſpruch, wie er auch ausfallen möchte, im voraus mein ganzes Vertrauen hatte. Als ich dergleichen harmlos äußerte, traf mich das Härteſte, was mir begegnen konnte, nämlich das Anſehen meines Vaters wurde angegriffen, ſeine Lehre

und besonders sein Beispiel verdächtigt, ihm zumeist, hieß es, müsse ich mißtrauen, ihm zumeist nicht folgen, denn er sei auf den ärgsten Irrwegen, und ich könne dem Himmel nicht genug danken, frühzeitig bessere Leitung gefunden zu haben. Das ging zu weit; den Vater ließ ich mir nicht nehmen; mein Herz empörte sich, und blieb fortan allem verschlossen, was man mir einreden wollte. Gegen die beiden Schwestern verhärtete sich mein Gefühl, alle Neigung und Dankbarkeit für sie erlosch in mir. Ich nenne sie beide immer gemeinsam, denn wiewohl mir die sanftere Gemüthsart der jüngeren nicht entging, und ich zu ihr mich anders gestellt fühlte, als zu der älteren, so herrschte doch diese ganz über jene, und im Benehmen beider war kein Unterschied.

Mein Vater hatte, zur großen Unlust meiner Pflegerinnen, darauf bestanden, daß ich ihn ein paarmal besuchte. Als ich das erstemal über den Rhein zu ihm geschickte wurde, nach Ober-Kassel, wo er mich erwartete, fand er mich wohlaussehend, heiter, ganz erfüllt von allem Guten der deutschen Schule, und was ich von meinem Leben erzählte, konnte für ihn nur befriedigend sein. Der übertriebene Eifer, mich zum Lutheraner zu machen, ließ ihn zwar den Kopf etwas schütteln, aber alles Uebrige war so guten Anscheins, daß daneben jener Umstand weniger in Betracht kam. Aber bei dem zweiten Besuche, kaum vierzehn Tage später, war das alles verändert, ich war blaß, mager, traurig, und meine sparsamen Mittheilungen erregten seine schärfere Nachfrage. Es war dies die Zeit der lateinischen Schule und all des Unglücks, das für mich mit ihr zusammenhing. Sein Gesicht verdüsterte sich im Verlauf des mir abgedrungenen Berichts immer mehr; ich bemerkte dies nicht ohne Sorge, und wollte nun das, was ich ihm mißfällig glaubte, lieber verschweigen oder beschönigen, allein gegen sein Uebergewicht konnt' ich nicht Stand halten, und bald gestand ich unter vielen Thränen, daß ich vollkommen unglücklich sei. Wir wandelten am Ufer des Rheins noch lange auf und ab, endlich kam die Stunde, wo ich zurückkehren mußte. Mein Vater entließ mich, aber nur, daß ich von den beiden Fräulein Abschied nähme, am

andern Tage sollt' ich wiederkommen, und dann für immer bei ihm bleiben. Den beiden Fräulein war die Nachricht nicht ganz unerwartet, sie wußten schon, daß mein Vater eine weite Reise vorhatte, und daß er mich nicht zurücklassen würde. Sie waren beim Abschiede zärtlich und sorgsam, und ermahnten mich besonders, doch nur das begonnene Lutherthum eifrig weiter zu pflegen; sie wollten sich durchaus ein Verdienst um ihren Glauben an mir erwerben.

Ich war bald überglücklich an der Seite meines Vaters. In dem unstäten Gewoge, das meine Jugend nun schon so lange hin- und herwarf, in allen Proben und Einflüssen, die ich zu bestehen, in den wechselnden Elementen, die ich zu durchschwimmen hatte, war er allein mein fester Halt, in der schwindelnden Bewegung mir das einzig Sichere, Treue, Unwandelbare. Die überstandene Trennung war in der That nicht nur hart, sondern auch gefährlich gewesen, sie drohte jenes einzige Band wirklich zu lösen, und hätte sicherlich kein andres mir dafür geben können; jetzt aber zog dasselbe sich nur um so fester und treuer wieder zusammen. Das Ueberstandene war bald vergessen, ich athmete wieder frei, die liebende Innigkeit erfrischte meine Seele, wie die Landluft meinen Körper. Leicht und gern widmete ich ein paar Stunden täglich dem Lernen, unter Anleitung des Vaters, der mich nicht wollte aus der Uebung kommen lassen; die übrige Zeit ging in glücklicher Muße dahin, die mir für Sinn und Denken noch immer genug Beschäftigung gab, und im Grunde fruchtbarer war, als die Lernstunden selbst. Die Geschäfte der Landwirthschaft, das Leben der Bauern, das Wachsthum auf dem Felde und die Viehheerden auf der Weide, alles vergnügte und belehrte mich durch anschauliche Gegenwart. In dem ländlichen Mitleben hatte der frühe thätige Morgen, die heiße Stille des Mittags, der späte ruhige Sternenabend und die dunkle schweigende Nacht, jedes hatte seinen eignen Reiz und Werth, und gab dem Gemüth ahndungsvolle Eindrücke. Wir wanderten öfters nach Neuß, längs der rauschenden Erft, durch das hohe Gras ihrer üppigen, vom dunklen Herdter Busch begränzten Wiesen, am hellen Mittag so völlig einsam, daß der Weg sogar für unsicher galt. Da schwanden

die traurigen Bilder der Stadt in Nichts dahin, und ich fühlte in mir alle Schauer eines unendlichen Daseins, für das ich keine Worte haben konnte, das aber in der glühenden Natur zu mir mit tausend Stimmen sprach.

Die Besuche der Freunde aus Düsseldorf wiederholten sich täglich, an den schönen Nachmittagen strömten ohnehin die Städter zahlreich über den Rhein, und ließen sich in den ländlichen Gastwirthschaften zu Ober-Kassel nieder, so daß der nähere Verkehr mit meinem Vater nicht einmal besonders merkbar zu werden brauchte, was manchen Aengstlichen allerdings lieb war, obschon die Mehrzahl keine Zurückhaltung bewies, sondern sich offen und trotzig als seine Freunde zeigten. Mit den vertrautern fand auch eifrige Berathung statt in Betreff der Entschlüsse, welche mein Vater zu nehmen hätte. Den Gedanken, irgendwie den Franzosen sich zuzuwenden oder auf sie zu hoffen, schloß er sogleich aus, und hieraus folgte, daß er auch seinen Aufenthalt in Köln, Bonn oder sonst einer nahen Stadt nicht nehmen mochte, weil hier über kurz oder lang dieselben Mißverhältnisse zu befürchten waren, die er schon in Straßburg von der einen und in Düsseldorf jetzt von der andern Seite erfahren hatte. Die verschiedenen Meinungen und Rathschläge vereinigten sich zuletzt dahin, er solle nach Hamburg gehen, als welche Stadt in jeder Art alles darbiete, was ihm wünschenswerth sei, deutsches und großweltliches Leben, freies Bürgerthum und völlige Sonderung von allen Widrigkeiten und Ränken der bisherigen engen Kreise. Besonders ein junger Mann, Namens Sassen, von ausgezeichneten Geistesgaben und vielfacher Welterfahrung, der in großen und wohl auch bedenklichen Handelsgeschäften weit herumgekommen war, machte von Hamburg die vortheilhafteste Schilderung, und setzte das dortige Leben über das aller andern großen Städte, in denen er gewesen. Er dachte nicht, daß wir ihn grade dort in für ihn sehr üblen Umständen wiedersehen sollten! Was aber meinen Vater zumeist bestimmte, sich dorthin zu wenden, war die schon bestehende Verbindung mit Freunden und Landsleuten aus Westphalen, die sich dort niedergelassen hatten. Kaum war sein Entschluß bekannt, so kamen von allen Seiten

Glückwünsche und Empfehlungsschreiben; auch Personen, die ihm bisher fern gestanden, wollten ihm förderlich sein, ihm ihren guten Willen, ihre Achtung beweisen. Schwieriger war es, die nöthigen Geldmittel aufzubringen, an denen es meinem Vater nicht gefehlt hätte, wenn er früher einer solchen Schicksalswendung gewärtig gewesen, nicht durch sie überrascht worden wäre; ein namhafter Mann, der ihm eine ansehnliche Summe schuldete, benutzte leider die Umstände, und entzog sich der Zahlung. Dagegen traten die näheren Freunde jetzt aushelfend herzu, und mit so treuem, herzlichen Eifer, daß es beiden Theilen zur schönsten, erhebendsten Befriedigung gereichte. Von Mitbürgern und Landsleuten, aus Billigung und Anerkennung unsres öffentlichen Strebens, in Noth und Bedrängniß, die wir deßhalb erleiden, unterstützt und getragen zu werden, ist ein Ruhm und ein Stolz, den nur unedle Seelen nicht mitempfinden; mein Vater war beglückt, die Liebe seiner Gleichgesinnten auf diese Weise zu erfahren, sie konnte ihn nur erhöhen in seinen eignen Augen. Was unsere Tage in dem bedeutenderen Beispiele der Sieben von Göttingen gesehen, das hat meine Kindheit in näheren Eindrücken früh erlebt, und nie dünkte mich eine Ehre größer, als eine so erworbene.

Unsre Abreise war schon nahe, als noch zuletzt einige Verhältnisse die persönliche Anwesenheit in Düsseldorf dringend erforderten. Mein Vater glaubte nicht viel zu wagen, wenn er Abends in der Dämmerung über den Rhein setzte, und in der dunklen Stadt die nöthigen Gänge machte, wobei ich ihn begleitete, und auch nochmals von meinen gewesenen Pflegerinnen Abschied nahm. Es ging alles ohne Gefährde glücklich ab, nur unser Heimweg wurde von einem Abentheuer bedroht, das doch nicht zur Entwickelung kam. Mit der letzten Ueberfahrt in schon dunkler Abendstunde brachte das Brückenschiff außer uns auch noch zwei Männer auf das linke Ufer, die sich gegen Wind und Regen in ihre Mäntel dicht eingehüllt hatten. Der eine, zu Fuß, redete meinen Vater an, fragte nach Weg und Unterkunft, und bemerkte dann, jener Andre, der finster zu Pferde da hielt, sehe ihm verdächtig aus, er scheine ein Emigrant, und diese

machten jetzt allerlei Anschläge, wenn dieser Mann ebenfalls den Weg nach Herdt einschlüge, so thäten sie beide wohl gut, zusammenzubleiben und auf ihrer Hut zu sein. Dies wurde weder angenommen noch abgelehnt. Wie von ungefähr aber näherte sich der Fußgänger jetzt dem Reiter und flüsterte ihm verstohlen eine Silbe zu, wobei dieser aber ohne Regung blieb, und nichts zu hören noch zu sehen schien. Konnte der Mann allenfalls verdächtig sein, so war es jetzt entschieden das heimliche Einverständniß, und mein Vater beschloß, diese Gesellschaft abzustreifen. Bis nach Ober-Kassel war keine Gefahr, erst von da nach Herdt wurde der Weg einsam; bei jenem Dorfe angekommen, trennte sich mein Vater von dem lästigen Gefährten, der nicht wenig verwundert und fast ärgerlich war, und lenkte mit mir zu dem bekannten Schenkwirth ein, der uns gern beherbergte, und wo wir die Nacht auf der Streu vortrefflich schliefen. In derselben Nacht aber wurde die Kirche zu Herdt durch Einbruch bestohlen und im Herdter Busche, nahe bei Neuß, eine Kutsche durch Räuber geplündert, die nach der Beschreibung nur jene beiden Genossen sein konnten.

Bald nach diesem Vorgange traten wir die große Reise nach dem Norden an. Das nächste Ziel war Duisburg, wo mein Vater einige Freunde zu besuchen hatte; wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so war unter ihnen der späterhin von Goethe erwähnte Professor Plessing. Im Duisburger Walde zeigte man mir Pferde, die sich aus dem Dickicht hin- und wieder hervorwagten, und ich wurde belehrt, hier seien die einzigen in Deutschland noch vorhandenen wilden Pferde aus der germanischen Urzeit; sie blieben ziemlich fern, so viel ich aber erkennen konnte, waren sie unansehnlich, von schmutzig grauer, etwas in's Bläuliche spielender Farbe, wegen ihres geringen Ansehns und ihrer Unbändigkeit gab man sich wenig Mühe, sie einzufangen; sie verminderten sich aber von Jahr zu Jahr, und man sah ihr nahes Erlöschen voraus. Der Krieg, der im folgenden Jahre sich in diese Gegenden zog, beschleunigte ihr Verschwinden, und bald nachher war keine Spur mehr von ihnen übrig. Mir aber blieb die Erinnerung, diese Spätlinge Germaniens zu-

letzt noch gesehen zu haben, in der Folgezeit immer werth. Wir setzten unsre Reise nach Münster fort, von hier nach Osnabrück, dann nach Nienburg, wo wir überall einen oder mehrere Tage weilten, und kamen endlich ohne weiteres Abentheuer glücklich an der Elbe in Haarburg an. —

# Vierter Abschnitt.

## Hamburg.

(1794 — 1800.)

---

Mit günstigem Winde fuhren wir von Haarburg zwischen den grünenden Inseln der fluthenden Elbe hin, hatten schnell Hamburg und den vor ihm liegenden Wald von Masten vor Augen, lenkten vorsichtig in den Binnenhafen ein, arbeiteten uns durch das Gedränge hoher Schiffe, schwerer Ewer und leichter Jollen allmählig durch, und landeten endlich am Baumhause, wo dichte Schaaren Geschäftiger und Neugieriger uns aufnahmen. Man hielt uns für französische Emigranten, und machte uns als solchen schiefe Gesichter und für das Weiterschaffen des Gepäckes unbillige Forderungen; allein mein Vater, der holländischen Sprache kundig, verständigte sich bald mit den hamburgischen Arbeitsleuten, deren Mundart mir hingegen völlig fremd klang, und wir nahmen unsern Weg zu einem herrlich auf den Butenkaien gelegenen Gasthofe; ich sah, daß mein Vater und der Karrenschieber in guter Zufriedenheit von einander schieden und letzterer freundliche Entschuldigungen machte, über die jener lachen mußte; so viel verstand ich davon, daß es hart über die Emigranten herging, die sich dem gemeinen Mann in Hamburg, wie fast aller Orten, durch ihr anspruchsvolles Benehmen sehr verhaßt gemacht hatten.

Der Eindruck der neuen Gegenstände, dieser gewaltigen

Seeschiffe und des thätigen Hafenlebens, das durch viele Kanäle tief in das Innere der Stadt sich verzweigte; des endlosen Gewirres dieser volksbewegten, geschreivollen und engen Straßen, in denen doch ansehnliche hohe Häuser prangten; der mir neuen, in ihrer ausdrucksvollen Derbheit doch weichen und angenehmen Sprache; der auffallenden, höchst mannigfachen Trachten, in welchen viele Gewerbe hier eigenthümlich auftraten und die umliegenden Landschaften und Inseln ihre absonderliche Weise darstellten: dieser Eindruck überbot alles, was mir bisher noch vorgekommen war. Der Rhein mit seiner schon dem Seewesen anstreifenden Schiffahrt, das altehrwürdige große Köln, das lebenvolle prächtige Brüssel, die schönen Städte Mannheim und Straßburg, alles mußte gegen diese neuen Bilder im Schatten stehen. Gleich bei dem ersten Ausgange, den ich mit meinem Vater machte, war ich nicht wenig überrascht, nachdem wir durch das Innere der Stadt gedrungen waren, jenseits derselben abermals eine Wasserwelt vor uns ausgebreitet zu sehen, hier von der Alster gebildet, die in weitem Becken aufgestaut als Binnenalster die schöne Straße des Jungfernstiegs bespülte und von allerliebsten, zu Lustfahrten bestimmten Ruder- und Segelbooten wimmelte, denen die außerhalb des Walles zur See erweiterte große Alster den weitesten Spielraum öffnete. Wir bestiegen sodann den die Stadt rings einschließenden, hohen, mit herrlichen Schattenbäumen bepflanzten Wall, und hatten die volle Uebersicht sowohl des Innern der Stadt, aus dem damals sechs stolze Kirchthürme mächtig emporragten, als der reichen von Gärten und Landhäusern erfüllten Umgegend, und, indem wir uns von der Alster ab- und der Elbe wieder zuwendeten, bald auch den Anblick Altona's und des mächtigen Elbstromes, bedeckt mit Schiffen jeder Art und Größe.

Vielleicht möchte man dem Sinn eines noch nicht zehnjährigen Knaben kaum zutrauen, auf solche Einzelheiten mit Bewußtsein zu merken, und noch weniger, sie in einen Gesammteindruck zusammenzufassen; ich kann jedoch versichern, daß jedesmal, wenn in der Folgezeit, unter den verschiedenartigsten Lebensumständen und in reifstem Alter, mir der

Anblick dieser eigenthümlichen hamburgischen Welt in die Seele drang, jener erste Jugendeindruck darin vorherrschend und jede spätere Betrachtung von ihm gehoben blieb. Alles wachsende Verständniß, alle gesteigerte Theilnahme, alle persönlichen Bande dankbarer Zuneigung konnten jenen Eindruck nur schärfer bestimmen und fortsetzen, aber nie verändern oder gar auslöschen.

Den Knaben beschäftigten aber auch jugendliche Anziehungen genugsam! Wir waren im Sommer 1794 in Hamburg angelangt, Tag und Monat kümmerten mich nicht, und ich weiß sie auch heute nicht anzugeben; aber ein köstliches Wahrzeichen ist mir von jenen Tagen als Zeitbestimmung verblieben: es war nämlich die Zeit der Kirschen, deren ungewohnte Namen Morellen und Kasbeeren mir schnell vertraut wurden. In den herrlichsten Sorten standen sie überall feil, die artigen Vierländerinnen brachten sie anbietend bis in die Häuser und Zimmer, die Preise waren überaus gering, und nie vorher hatte ich diese labenden Früchte so reichlich genießen dürfen! Eine andere Lust gewährte das vor dem Hause lagernde Schiffsgeräth, Anker, Taue, Tonnen und Zimmerholz, auf dem ich in Gesellschaft eines Knaben des Hauses, der mir an Jahren wenig überlegen war, stundenlang herumkletterte, auch wohl in die Fahrzeuge stieg, welche dicht an der Kaie angelegt hatten; in einem kleinen Boote schaukelten wir uns einmal so lange, bis uns die Ebbe überraschte, und wir nun mitten im Schlamme festlagen, eine Verlegenheit, die wir bald als verzweiflungsvolle Noth empfanden, denn bis zur Wiederkehr der Fluth hier auszuharren, war uns ein entsetzlicher Gedanke; ein gutmüthiger Holländer des nächsten Schiffes half uns aus unserer Gefangenschaft, die leider vom Hause her schon gesehen worden war, und nun das strenge Verbot zur Folge hatte, je wieder die Schiffe zu betreten. Unsere Spiele dauerten aber fröhlich fort, und ich hatte den Gewinn, von meinem Gesellen sehr schnell das Plattdeutsche zu erlernen; als ich mich aber vor dem Vater mit dem Erworbenen groß machen wollte, empfing ich mit Erstaunen die Verwarnung, mich nie vor ihm so redend hören zu lassen, es sei dies die

Sprache der gemeinen Leute, ich dürfe nur Hochdeutsch reden. Ich fühlte bald etwas Schmeichelhaftes in diesem Unterschied und ließ meinen Spielgesellen gelegentlich merken, daß ich der Sprache wegen mehr als er sei; jedoch kam ich damit übel an, er wies meinen Dünkel mit Hohn und Drohungen kräftig zurück, und ich bequemte mich gern, damit der Umgang friedlich fortdauerte, mit ihm in seiner Sprache zu reden, wobei nur vermieden wurde, daß mein Vater es hörte.

Schöneres Sommerwetter als das jener Tage habe ich kaum wieder erlebt. Besonders waren die Mondscheinnächte herrlich; die laue, sich still abkühlende Luft erfrischte mit lieblichem Hauch, alle Fenster waren geöffnet, der jetzt tief ruhige Hafen lag im hellsten Schimmer vor uns, die mächtigen Schiffe als dunkle Schattenklumpen darin. Niemand wollte sich schlafen legen, man sprach aus den Fenstern mit den Nachbarn, bald wurde man einig herabzukommen, stellte vor dem Hause Stühle, und saß nun in lebhaftem Gespräch und im Genusse der freien Luft bis gegen den Morgen hin; französische Emigranten waren die Mehrzahl der Gäste, man sprach über die politischen Angelegenheiten, doch ohne Heftigkeit, man schien der Partheisucht zu vergessen wie auch der Sorge, die Manchen noch genug bedrängen mochte; eine der Damen sang mit schöner Stimme italiänische Lieder in die Nacht hinein, aus der Nähe antwortete eine frische Männerstimme; „Sommes nous donc à Naples ou à Venise?“ hörte ich ausrufen. Ein paar junge Leute, welche spät über die Straße gingen, und wahrscheinlich einem Schiff angehörten, an dem wir schon bei Tage die französische Freiheitsflagge bemerkt hatten, mochten die Emigranten wittern, und riefen: „À bas les Aristocrates!“ Wir hörten bald die Ruder des Bootes plätschern, das auf sie gewartet hatte und sie an Bord brachte, und die Herausforderung, welche bei Tage schwerlich so still abgelaufen wäre, ging in dem Friedensgefühle der schönen Nacht ungerügt vorüber.

Diese gute Zeit währte leider nicht lange. Die Beschränktheit der Mittel meines Vaters nöthigte ihn, den

Aufenthalt im Gasthofe abzukürzen, und sich bei schlichten Bürgersleuten wohlfeiler einzurichten. Dies gelang bald, und wir zogen in die Neustädter Neustraße, welche damals durch das starkbesuchte Rauke'sche Vauxhall und einige neuerbaute schöne Häuser in Aufnahme kam. Hier begegnete uns gleich ein Karakterzug, der ächt hamburgisch genannt werden kann. Ein Vermittler hatte für meinen Vater mit dem Hauswirth ein paar Zimmer besprochen, und die geforderte Jahresmiethe konnte für sehr billig gelten. Als wir aber einziehen wollten, sagte der Wirth unerwartet, er habe es sich überlegt, wir könnten für die benannte Summe hier nicht wohnen, und fügte hinzu — bevor noch mein Vater der aufsteigenden verdrießlichen Empfindung Worte geben konnte, — der Freund habe ihn so sehr beeilt, und er daher in der Hast mehr ausgesprochen, als er jetzt finde, daß die Zimmer werth seien, er lasse sie um ein Drittheil wohlfeiler. Der Mann war ein Handwerker, und nur eben wohlhabend, aber keineswegs reich: auch beabsichtigte er nicht uns eine besondere Güte zu thun, sondern genügte nur dem eignen Billigkeitsgefühl.

Für mich trat nun eine neue Lebensart ein: die unbeschränkte Muße, die ich während der Reise und des Aufenthalts im Gasthofe genossen, hörte sogleich auf, meine Stunden wurden eingetheilt, und meinem Fleiße bestimmte Aufgaben gestellt. Da mein Vater mein einziger Lehrer war, und ich sein einziger Schüler, auch keine sonstigen Lerngenossen sich in meiner Nähe befanden, so hatte dieses einsame Beschäftigtsein etwas Trauriges und Schwermüthiges, und ich muß hinzusetzen Unbehülfliches; ich entbehrte schmerzlich die Mittheilung, den Wetteifer, die Gemeinsamkeit, welche das Lernen so förderlich beleben; ich hörte die lateinischen und französischen Worte und Redensarten, die historischen und geographischen Namen, die ich mir einzuprägen hatte, nie aus anderm Munde, als aus dem meines Vaters. Doch über diesen Gegenstand wird später umständlicher zu sprechen sein. Durch mein Alleinsein gezwungen, auch meine Spielstunden größtentheils mit Lesen auszufüllen, empfand ich nur zu bald den Mangel an Büchern, wenigstens an

solchen, die mein Alter reizen und ansprechen konnten, und ich wiederholte unzähligemal die schon gelesenen, z. B. Goethe's Götz von Berlichingen und Lessing's Nathan den Weisen, die ich zum Glück eigen besaß, oder griff auch zu solchen, die meinen Jahren keineswegs angemessen schienen. Diese unfreiwillige Einsamkeit war für mich traurig, aber doch nicht unfruchtbar; ich lernte nachsinnen und dachte mir vieles aus, was Andern erst in reiferen Jahren klar wird, und gegen mancherlei Schlechtes blieb ich abgeschlossen und bewahrt.

Indeß that mein Vater alles Mögliche, um mich nicht verstocken zu lassen. Wenn es nur irgend thunlich war, durfte ich ihn auf seinen Wanderungen begleiten, oder ich mußte im Freien, auf dem Wall oder im Jungfernstieg, seiner warten, bis er von seinen Geschäften abkommen und mich dann zu weiteren Spazirgängen mitnehmen konnte. Oft auch begleitete ich ihn zu Besuchen, und er verfehlte dann nicht, mir zu sagen, wer die Leute wären, zu denen wir gingen, und wie ich mich bei ihnen zu benehmen hätte. So erinnere ich mich, mit ihm bei dem trefflichen Arzte Albert Heinrich Reimarus gewesen zu sein, dem das seltene Loos geworden war, schon in der dritten Geschlechtsfolge denselben Namen durch persönliche Auszeichnung zu verherrlichen. Nikolaus Reimarus, der aus Pommern nach Hamburg gezogen war, hatte als Schulmann und Philolog einen großen Ruf erlangt, sein Sohn Hermann Samuel war durch Forschungen im Gebiete der natürlichen Religion und besonders durch die von Lessing herausgegebenen Fragmente berühmt geworden, dessen Sohn Albert Heinrich aber stand als Arzt und als wissenschaftlicher und patriotischer Schriftsteller in größtem Ansehen. In ihm war etwas von Justus Möser und von Benjamin Franklin, die zarteste Menschenfreundlichkeit und der glücklichste praktische Sinn, verbunden mit gründlicher Wissenschaft und leichter, fröhlicher Mittheilung. Seine kleinen Schriften, meist für augenblickliche Wirkung, zum Nutzen der Mitbürger, rasch hingeworfen, besprachen, theils Gegenstände der medizinischen Polizei, theils andres Gemeinnützige, wie den Blitzableiter; und selbst den

Getreidehandel. Seine Verdienste hat Dr. David Veit in einer besondern Schrift gründlich und anmuthig gewürdigt. Mir sei erlaubt hier aus eignem frühen Eindrucke hinzuzufügen, daß er auch schon dem Knaben als ein durchaus liebenswürdiger Mann erschien. Die Art, wie er mit meinem Vater sprach, heiter, streitend, freundlich und doch fest, wie er sich dann voll Güte auch zu mir herabließ, seine Beachtung aller kleinen Umstände, welche das Zusammensein behaglich machen, die belehrende Unterhaltung, die sich mit der Vorzeigung seiner schönen Naturalien verknüpfte, alles fiel mir schon damals an ihm ungemein auf, und ich fühlte zu ihm die lebhafteste Hinneigung; es bedurfte nicht erst der Versicherung meines Vaters, daß ich diesen Mann hoch zu ehren habe, für ihn war das beglückende Gefühl der Ehrfurcht in meiner Brust schon von selbst rege! Elise Reimarus, die ausgezeichnete Schwester des Arztes, die Freundin Lessing's, habe ich leider nie gesehen.

Ein anderer Gelehrter von ganz hamburgischer Art und Nutzbarkeit kam mir in dem berühmten Professor Büsch vor Augen. Seine gründlichen Kenntnisse hatte er den Bedürfnissen und dem Besten seiner Mitbürger zugebildet, und durch die Leitung einer Handelsakademie, durch seine staatswirthschaftlichen Vorlesungen, und besonders auch durch seine vielgelesenen Schriften über den Geldumlauf und den Welthandel, sich um die hamburgischen Angelegenheiten wesentlich verdient gemacht, ja sogar politisch günstig eingewirkt; denn wie in Hamburg seine Aussprüche fast unbedingt galten, so stand auch auswärts sein Wort in gutem Ansehen, und half manches Vorurtheil bekämpfen, das den Interessen der Stadt gefährlich werden konnte. Wo sich der würdige, schon bejahrte Mann zeigte, beeiferte sich alles um ihn her mit Achtsamkeit und Ehrenbezeigung. Er war recht eigentlich ein Mann bei der Stadt, dessen Namen auch der geringste Bürger kannte, und von dessen Wohlmeinung und Tüchtigkeit jeder überzeugt war. Ich fand aber zwischen ihm und Reimarus einen großen Unterschied; Büsch hatte wenig Ansprechendes, er war trocken und schien kalt, auch gefielen sein Ruhm und sein Ansehen ihm allzusehr, und

man vermißte die wohlthuende Lebendigkeit, in welcher der höhere Geist von Reimarus sich bewegte.

Mit Büsch in nächstem Zusammenhange stand der Professor Brodhagen, sein Schüler und Nachfolger, aber an frischer Thätigkeit und wirksamer Lehrgabe ihm weit überlegen. Er hielt unentgeltliche Vorträge für Handwerker und Gewerbsleute über die ihrem Bereiche nothwendigen mathematischen und technischen Kenntnisse. Größere Klarheit und Eindringlichkeit konnte nicht gefunden werden, und sein Eifer war gränzenlos, denn er floß aus einem Herzen, das für Menschenwohl und Menschenveredlung glühte. Sein Hörsaal war immer gedrängt voll, und unzähligen Menschen hat er auf bessere Wege des bürgerlichen und auch sittlichen Gedeihens geholfen. Unglücklicherweise befiel ihn während der besten Ausübung seines großen Talents eine unheilbare Geistesstörung, und hemmte seine schöne Wirksamkeit, die darauf von Andern mit wechselndem Erfolge fortgesetzt wurde. Nicht vergessen darf ich hier den zu seiner Zeit berühmten Ludwig von Heß, der früher schwedischer Offizier gewesen, aber jetzt mit Leib und Seele hamburgischer Bürger war. Seine „Durchflüge durch Deutschland" hatten ihm den Ruf großer Freimüthigkeit und feuriger Darstellung erworben, seine gründliche „Beschreibung von Hamburg" verdiente den Dank seiner neuen Mitbürger. Ich habe ihn später im verhängnißvollen Frühjahr 1813 genauer kennen lernen, das Alter hatte seine Kraft nicht geschwächt, aber ihren Aeußerungen etwas Grillenhaftes und Ungelenkes gegeben, das seiner früheren Zeit nicht anhaftete; das einemal, daß ich in dieser ihn gesehen zu haben mich erinnere, machte er auf mich einen ganz guten Eindruck, ungeachtet sein Gesicht, weil ihm ein Stück der Nase fehlte, etwas Abschreckendes hatte, ein Umstand, der bei seiner späteren Rolle als Anführer der hamburgischen Bürgergarde doch gar sehr als ein hinderlicher von ihm verspürt wurde!

Von bedeutendem Namen war auch der ehemals preußische Hauptmann von Archenholz, der die Geschichte des siebenjährigen Krieges für die große Lesewelt geschickt bearbeitet hatte, und jetzt als Herausgeber der Zeitschrift „Mi-

nerva" sich in politischen Dingen gewichtig vernehmen ließ. Der preußische Offizier war in ihm wenig mehr zu erkennen, er hatte eher das Aussehen eines holsteinischen Pächters, der auf gute Marktgeschäfte sinnt; in den Schwierigkeiten der Zeitläufte wußte er sich klug zu winden, und wenn er nachdrücklich zu versichern pflegte, „Ich gehe meinen Weg gerade durch", dabei aber mit dem Stocke bald zur rechten bald zur linken Seite vor sich her schlenkerte, so war man geneigter, seiner symbolischen Gebärde zu glauben als seinem klaren Worte.

Der glänzendste Stern der hamburgischen Geisteswelt war unzweifelhaft Klopstock; allein er lebte sehr zurückgezogen, und sah nur einen kleinen Kreis älterer Freunde und Freundinnen bei sich. Man zeigte mir seine Wohnung in der Königsstraße, und auch ihn selbst, da er eben aus dem Hause kam, um wie es schien spazieren zu gehen. Er hatte ein feierlich ehrwürdiges, dabei etwas leidendes und scheues Aussehen; seine Züge waren nicht schön, man hätte sie häßlich nennen müssen, wäre nicht ein edler Ausdruck in ihnen sichtbar gewesen. Still wandelte der unscheinbare Mann durch die Straße dahin, wer ihn aber kannte, zog den Hut vor ihm ab. Das Volk von Hamburg bewies im Allgemeinen für die Männer, die ihm als geistige Würden und Zierden bekannt waren oder genannt wurden, die aufrichtigste Ehrerbietung.

Alle diese Männer waren mehr oder weniger der französischen Revolution zugewandt, und indem sie die grausamen Thaten, in welche der Verlauf ausartete, gehörig verabscheuten, so billigten sie doch fortwährend die Grundsätze, von denen die Bewegung ausgegangen war, und welche selbst bei den gräuelhaften Ausschweifungen im Wesentlichen noch immer verkündigt und verfochten wurden. Der eifrigste Anhänger der neuen Dinge in Frankreich war aber der Syndikus Sieveking, ein Mann von ungemeiner Thatkraft und vielfachem Talent, der auch in Paris als Abgesandter die guten Verhältnisse zwischen der hamburgischen und der französischen Republik mit kluger Umsicht gewahrt, und durch den mit Frankreich offen erhaltenen Handelsverkehr, von welchem

Kaiser und Reich vergebens abmahnten, den Hamburgern außerordentlichen Gewinn aufgeschlossen hatte. Der Wohlstand nahm unter diesen Umständen sichtbar zu, und man konnte derjenigen Seite, von welcher so viel Vortheil erwuchs, unmöglich gram sein; indeß reichte dieser Grund bei weitem nicht hin, um die entschiedene Sympathie zu erklären, welche nicht nur der mittlere Bürgerstand, sondern auch die unterste, sonst in ursprünglicher derber Deutschheit fest abgeschlossene Volksklasse überwiegend für die französische Freiheit an den Tag legte. Jedermann schien zu fühlen, daß es sich dort in allen Wechseln doch schließlich um das Bürgerthum handle, auf der Gegenseite aber sah man nur die Sache verbündeter Höfe; in dieser auch eine deutsch-nationale zu sehen, lag viel zu fern.

Zu dieser vorherrschenden Stimmung trugen aber besonders die französischen Emigranten bei. Vor den siegreichen Waffen ihrer Landsleute fliehend, in vielen deutschen Ländern nicht mehr geduldet, in andere nur mit vorsichtiger Auswahl zugelassen, waren sie in übergroßer Menge nach Hamburg zusammengeflossen, als nach einem letzten Zufluchtsorte, wo noch Sicherheit und mannigfaches Unterkommen sich zeigte, und allenfalls zu weiterer Flucht oder Unternehmung die See offen war. Gewiß befanden sich unter ihnen edle und ausgezeichnete Menschen, auch außer denen, die schon als solche bekannt und namhaft waren; allein die Mehrzahl war ein heilloses Geschlecht, sittenverderbt, unbescheiden, durch Eitelkeit und Prahlerei unerträglich. Dem schlichten, braven Sinne der Hamburger wurden diese überall sich aufdrängenden, geschwätzigen Müssiggänger, die es an mancherlei Ungebühr nicht fehlen ließen, schnell verhaßt, und im Widerwillen gegen die Emigranten entstand als Gegensatz manche lebhaftere Theilnahme für die Republikaner, die man nur in wenigen und achtbaren Beispielen vor Augen hatte, in diplomatischen Personen von strenger Haltung und in Handelsbeauftragten, die den besten Häusern empfohlen waren.

Die Emigranten sah man täglich in Schaaren den Jungfernstieg auf und ab wandeln, zu gewissen Stunden

hatten sie ihn, der damals nur halb so breit war als jetzt, fast ausschließlich in Besitz, und ihr heftiges Deklamiren, Parliren und Gestikuliren war den Hamburgern ein auf öffentlicher Straße ungewohntes und ärgerliches Schauspiel. Dabei zeigten sich im Aeußern schon viele Merkmale der Noth und Sorge, man hörte von verzweiflungsvollen Entschlüssen, so wie im Gegentheil auch von klugen und sinnreichen Auswegen, von rasch und leicht ergriffener bürgerlichen Thätigkeit, der sich in den meisten Fällen ein günstiger Erfolg und freundliche Achtung zugesellte.

Mit diesen Emigranten war auch ich schon häufig in Berührung gekommen; ein Knabe, der des Französischen etwas kundig war, hatte bei ihnen schon Anspruch auf einige Beachtung; ich konnte jedoch dem Reize nicht widerstehen, mich ihnen als Republikaner zu bekennen und mit den Freiheitsliedern, die ich von Straßburg her im Kopfe hatte, groß zu thun, worüber wohl Einige lachten, Andre hingegen sich erboßten; ein Abbé, der sich verächtlich abwendete, indem er hinwarf: „Il faut donner le fouet à ce garçon!“ würdigte mich keines Blickes mehr, ich aber sah ihn um so trotziger an und erblickte nun einen persönlichen Feind in ihm, an dem ich für jenes schimpfliche Wort Rache zu üben hatte, aber zu nehmen doch keinen Rath wußte. Eines Tages aber wurde mir anderweitig eine Genugthuung. Auf eines der Kaffeehäuser, wo die Emigranten sich häufig einstellten, um bei dem Genuß einer mäßigen Erfrischung die französischen Zeitungen zu lesen, hatte mein Vater mich mitgenommen, und während auch er sich in seine Blätter vertiefte, wurde mir die Zeit lang, ich streifte in den Zimmern umher, und nahm endlich meinen Platz an einem Fenster, um auf die Straße zu sehen. Neben und hinter mir standen einige Emigranten, deren Gespräch sich mehr und mehr erhitzte, zugleich aber leiser wurde. Dies fiel mir auf, und erregte meine Neugier. Die Unterhaltung ganz aufzufassen, überstieg meine Kräfte, doch konnte ich so viel verstehen, daß die Herren heftig gegen die Generale und Truppen der Verbündeten loszogen, sie der Dummheit und Feigheit, ja des Verraths beschuldigten, und zuletzt ihre Schmähreden

auch gegen die Herrscher selbst richteten, denen sie das Loos wünschten, das der König Ludwig — nach ihrer Meinung auch nicht unverdient — erlitten; als nun gar die Schadenfreude ausbrach, daß es den Verbündeten im Felde so schlecht ging, daß sie vor den tapfern Franzosen nicht Stand hielten, und als man den Oesterreichern, Preußen und Engländern ferner alles Unglück wünschte, da konnt' ich mich des Lachens nicht enthalten, und verrieth dadurch, daß ich ihre Reden einigermaßen verstanden hatte. Die Emigranten stutzten, forschten, wem ich wohl angehören möchte, und als sie meinen Vater ausgefunden, nahm ihn einer von ihnen bescheiden in Anspruch, und bat, es möchte von einigen freien Aeußerungen, die vorgefallen, und die ein Knabe leicht habe mißverstehen können, nicht weiter die Rede sein. Mein Vater war kaum verständigt, was sich ereignet hatte, als er mit heitrem Freisinne die Leute bestens beruhigte, und ihnen versicherte, solche Widersprüche begegneten ihm nicht zum erstenmal. Mir jedoch war nicht ganz recht, daß er mit den Lästerern so freundlich that, und nun noch lange an ihren Gesprächen Theil nahm, ja sogar in der Folge mit zweien oder dreien in guter Bekanntschaft blieb.

Mir war übrigens schon längere Zeit auffallend, daß mein Vater, ein so eifriger Freund der Freiheitsgrundsätze, um dereutwillen er die härteste Verfolgung erlitten und noch in Bann und Bedrängniß lebte, gleichwohl keine Anschließung an die jetzt siegende Parthei suchte, mit den republikanischen Franzosen, deren Kokarde ihm der erfreuendste Anblick war, keinen Verkehr anknüpfte, im Gegentheil seinen Umgang mit Franzosen fast nur, sei es Zufall oder Absicht, auf der Seite der verhaßten Emigranten hatte. Später habe ich mir diese Erscheinung wohl genugsam erklären können, und sie hat in meinem eignen Leben sich oftmals wiederholt. Es ist gewiß ein löblicher Zug im Menschen, wenn seine Anerkennung und Pflege guter Eigenschaften in Andern nicht davon bestimmt wird, ob diese auf seiner eignen Seite stehen oder auf einer gegnerischen; zwar ist dies nur Gerechtigkeit, aber eine in der Anwendung seltne, denn meist müssen die Grundsätze zum Deckmantel eigensüchtiger Zwecke dienen, und diese

fordern stets völlige und blinde Partheinahme. Mein Vater aber, indem er die französische Freiheit von Herzen liebte, verabscheute die Grausamkeiten und Gräuel der Revolution, und betrauerte besonders die Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten, von dessen bestem Willen er überzeugt war. Andrerseits liebte er die Geistesbildung und feine Sitte der Franzosen, und den Aristokraten war ein bester Antheil hieran nicht abzusprechen, den er stets ehrte und rühmte; denn ein wahrer Volksfreund, meinte er, müsse die unteren Klassen zu erheben und zu veredeln streben, nicht aber sich selber zu ihrer Rohheit und Unwissenheit herabstimmen; wer dies gern und beflissen thue, sei ein Volksverführer, und habe gewiß unedle Zwecke.

Glanz der Bildung und Ruhm des Geistes bestachen aber meinen Vater nicht so sehr, daß er wesentlichere Eigenschaften darüber hätte vermissen mögen. Er war mißtrauisch gegen die sogenannten Berühmtheiten, und haßte die Ziererei der Gebildeten, wie die Pedanterei der Gelehrten. Seine wahre Neigung war für den biedern, tüchtigen Bürgerstand, wo die nöthigen Kenntnisse nicht fehlen, ein gesunder, heller Sinn waltet, und heitre Sitte ohne viel Aufhebens das Rechte und Angemessene thut, um sich und Andern das Leben froh zu machen. Konnte sich hierin sein Ursprung vom Rhein nicht verläugnen, so durfte in diesem Betracht der Aufenthalt an der Elbe auch wieder am leichtesten ihm zur neuen Heimath werden. Ehrenwerther und gediegener kann nirgend ein Bürgerthum gefunden werden, als dasjenige ist, welches in Hamburg die mittlern Stufen des Gewerbs und Handels einnimmt; im Verhältnisse der Bevölkerung ist gerade diese Klasse überaus zahlreich und für das Leben der Stadt von überwiegender Bedeutung. Viele der reichsten und angesehensten Kaufleute sind aus diesem Mittelstande hervorgegangen, und gehören ihm, wenn auch durch großweltliche Stellung ihm längst entwachsen und weit überragend, durch Gesinnung, Gewohnheit und Sitte fortwährend an. Ja selbst im Besitze der tiefsten und feinsten Bildung, wie in Ausübung der verschiedenartigsten, von fremden Ländern und Verhältnissen bedingten Lebensthätigkeit,

als Virtuos zum Beispiel oder als Krieger, bleibt dieser Hamburger am längsten sich und seiner Art getreu. Mit Männern solches Schlages hatte mein Vater bald Bekanntschaft; die Orte, wo sie zu finden waren, wurden auch ihm die liebsten.

Auf dem Baumhause, in einem für jederman offnen Gastzimmer, kam gewöhnlich Nachmittags eine Gesellschaft zusammen, die ganz das Vertrauliche eines geschlossenen Klubs hatte; doch vereinigte kein andres Band, als die freundschaftlichste Herzlichkeit, die sonst in Denkart und Ansichten sehr verschiedenen Theilnehmer. Hieher nahm mein Vater mich gewöhnlich mit, und es gefiel mir unter den Leuten von altem Schrot und Korn recht gut; doch eilte ich immer bald hinaus, um lieber im Freien, hinter schützendem Geländer, dem großartigen Hafengewühl zuzusehen, das vor mir in verwirrendem Gedränge sich bewegte. Es war damals die glänzendste Zeit der hamburgischen Schiffahrt. Die größten Seeschiffe aus Ost- und Westindien, vom Kap und aus Nordamerika, aus Spanien, Portugal und Neapel, aus der Levante und dem Norden, am häufigsten aber aus England, Holland und Frankreich, zogen dicht vor mir vorüber, dazwischen hochbeladene Ewer, welche die gelöschten Waaren in die Speicher schafften, und Ueberfahrtsboote mit Einem Ruder, kleine Kähne mit Zufuhr von Tagesbedürfnissen, alles im engsten Raume zwischen einander, oft stockend, unter Geschrei und Streit in allen Sprachen, dann doch wieder alles entwirrt und in Gang, und mit Kraft und Eile seinem Ziele zusteuernd. Wie oft schien mir ein schwaches Boot, zwischen zwei ungeheuern, gegen einander schwankenden Schiffen sich einklemmend, schon verloren, das gleich darauf aus der fürchterlichen Enge doch unzerquetscht hervorschlüpfte, und munter seinen Weg fortsetzte! Ich habe die glücklichsten Nachmittagsstunden bei diesem Hafenschauspiel erlebt, und wenn ich erwäge, was alles diese Bilder und Eindrücke in mir geweckt, zu wie vielem Verständniß und Nachdenken sie mich geleitet, so muß ich diese ergötzlichsten Stunden auch zu den mir fruchtbarsten jener Zeiten rechnen.

Kam ich dann, erfüllt von diesem großartigen, bei aller Wiederholung doch immer auch neuen Schauspiele zur Gesellschaft zurück, so brauchte ich nur hinzuhören, um aus zufälligen Aeußerungen manchen willkommenen Aufschluß über die mir wichtig gewordenen Gegenstände zu empfangen, über Ausrüstung und Führung der Schiffe, Kaperei, Seerecht, Bezug und Verschleiß der Waaren, und was sonst den Weltverkehr und seine Hülfsmittel anging. Auch Geschichten kamen häufig vor, glückliche und unglückliche Abentheuer, Gefahren zur See, merkwürdige Gewinnste, seltsame Verluste; denn fast alles, was gesprochen wurde, hielt sich an das thätig-wirksame Leben, wobei die Staatssachen und der Krieg natürlich nicht im Hintergrunde standen. Einen besondern Gewinn zog ich aus diesen Unterhaltungen auch durch die Kenntniß, die ich von der hamburgischen Verfassung allmählig erhielt. Hätte ich diese Kenntniß aus Büchern schöpfen sollen, so würde sie mir reizlos und mühsam gewesen sein, wie die der Verfassungen von Athen und Sparta, mit denen ich mich schon hatte plagen müssen; aber im lebendigen Verhandeln, im streitenden Auseinandersetzen und Folgern, bei oft lange schwebender Zweifelhaftigkeit des Ergebnisses, empfing die Sache eine dramatische Spannung, an der auch ein Knabe mit Eifer Theil nehmen konnte. Ein besondrer Reiz lag in der Behauptung, daß auch die französischen Konstitutionsarbeiten oft nahe mit den hamburgischen Formen zusammenträfen, und diese letztern den Ruhm ansprechen dürften, der großen Nation ein durch Erfahrung bewährtes Muster gegeben zu haben. Die Verfassung der Stadt war überhaupt der Gegenstand, über welchen jeder Hamburger gern sprach; ihre letzte ganz demokratische Gestalt hatte sie im Jahre 1710 erhalten, und das Volk wußte recht gut, wie sehr es dabei im Vortheil stand. Schon durch Hausleute, Nachbarn, Mägde und Kinder auf bedeutsame Einzelheiten hingewiesen, war ich nun um so begieriger, zu einem Ueberblick des Ganzen aufzusteigen, der mir denn auch bald in genügender Klarheit vorlag. Als ich später die hamburgische Verfassung in Ludwig von Heß trefflicher Darstellung las, hatte ich das angenehme

Gefühl, alles Wesentliche schon aus lebendiger Mittheilung zu kennen, und nur weniges Erhebliche aus der Schrift hinzulernen zu dürfen. Von den Theilnehmern jenes Kreises sind mir noch viele markige Gestalten vollkommen gegenwärtig. Ich nenne einige Namen, an denen vielleicht hin und wieder noch ein Nachlebender sich freut. Ein Schiffsmakler Brödermann hatte neben seiner herzgewinnenden Biederkeit den durchdringendsten Scharfsinn, welche beide Eigenschaften in seinem unvergleichlichen Humor auf das glücklichste verwebt erschienen. Als eines überaus frohsinnigen, geistesregen und wohlthätigen Mannes erinnere ich mich des Kaufmanns Brüning, ferner des wunderlichen, zugleich streng- und weichmüthigen, in späterer Zeit mit Blücher befreundeten Weinhändlers Stintzing, sodann eines gewaltigen Schmiedemeisters, dessen Namen mir entfallen, nicht aber der Eindruck seiner Stentorstimme, mit der er sich leidenschaftlich für die Girondisten und diese für die edelsten Kerls erklärte, welche Frankreich je hervorgebracht habe! Unter Allen jedoch, mit denen ich meinen Vater in Verbindung sah, war mir niemand persönlich werther, als der gradsinnige, feingebildete und auch litterarisch unterrichtete Kaufmann Middeldorpf vom Rödingsmarkt, mit dessen Kindern ich bisweilen spielen durfte; und dann der spanische Konsul Kirchhof, von dem später noch die Rede sein wird.

Bei einem wackern Wirth auf dem Alten Steinwege war ein andrer Versammlungsort, der vorzugsweise den Abend in Anspruch nahm. Hier war größere Mischung, und auch ganz fremdartige Elemente fanden bisweilen Zugang. In einem Stadtwesen wie das hamburgische sind Ehre und Ansehn selten von äußerm Rang abhängig, sondern hauptsächlich durch die Wichtigkeit des Amtes und das Verdienst des damit Bekleideten bestimmt: daher fiel es nicht auf, daß ein Mann, der mit entschiedener Tüchtigkeit an der Spitze der Löschanstalten stand und in dieser Beziehung jeden Augenblick das Wohl und Wehe der Bürger in seiner Hand hatte, eines Ansehns und einer Achtung genoß, wie sie an andern Orten etwa einem sehr verdienten General gewidmet werden. Der Spritzenmeister Scharf, Lehrer und

Vorfahr des berühmten Repsold, war unter seinem bescheidenen Titel in der That eine kriegsmännische Erscheinung, eine grade und feste Gestalt, stets in Uniform, weil sein Dienst eine stete Bereitschaft forderte; wenn er eintrat, richteten sich alle Blicke auf ihn, und jedermann bewies ihm Hochachtung und Zuvorkommenheit. Gewöhnlich ernst und schweigsam, hatte er doch, wenn er sprach, angenehm fließende Rede, und man hörte nur Verständiges und Gütiges von ihm. Er besaß gründliche Wissenschaften weit über seinen Beruf hinaus, und seine Urtheile hatten festen Boden und Halt. Ich hing diesem Manne, der auch seinerseits mir besonders freundlich war, mit größter Neigung an, und wenn zwischen ihm und meinem Vater, wie öfters geschah, streitige Meinungen verhandelt wurden, stand ich meist insgeheim auf seiner Seite, was bei keinem Andern mir je begegnete. Ich erinnere mich, daß einst, bei plötzlichem Feuerlärm und hereinstürzenden Schreckensnachrichten, als der Mann in größter Fassung aufstand, den Degen umschnallte, nach Hut und Stock griff, und zum Orte der Gefahr hineilte, die stille Entschlossenheit seines raschen Thuns mich mit Ehrfurcht durchschauerte, und ich mit den Andern für ihn die lebhafteste Besorgniß fühlte, denn es war allgemein bekannt, daß er sich nicht schonte, und wenn er nicht in seinem Beruf umgekommen ist, wie der unvergeßliche Repsold, so war wenigstens die Gelegenheit dazu von seiner Seite nie gemieden worden.

Auch in diesem Kreise war die Vorliebe für die Franzosen überwiegend, und ihre Fortschritte wurden mit Beifall vernommen. Die entgegengesetzte Meinung hatte aber auch ihre Vertreter, und durfte sich beliebig aussprechen, besonders fand Englands Interesse und Pitt's Verwaltung beredte Vertheidiger. Als heftigster Widersacher alles Neuen und strenger Anhänger alter Satzungen machte sich der Lizenziat Albrecht Wittenberg geltend, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und unermüdeter Vielthuerei, der alle Leute zum Lesen aufregte und sie auch mit Büchern versorgte, ein erschrecklicher Verstandesmann, ein cholerischer, polternder Böttiger, wenn man die Vergleichung erlauben will. Früher hatte er sich auch

in der Litteratur bemerkbar gemacht, Zeitschriften herausgegeben, mit Goeze gegen Lessing Parthei genommen, das hamburgische Theater kritisirt, die französischen Regeln des Drama's vertheidigt, und Shakspeare's und Goethe's Stücke als geschmackswidrig verworfen. Sein unwilliges Toben war den Andern ergötzlich, und man ließ ihn daher gewähren; er aber verlangte heftigeren Widerspruch, und ging bald an andre Orte, wo er solchen besser zu finden hoffte. Mir war er nicht zuwider, obgleich mein Sinn seinen Worten nie zustimmen konnte.

Im Gegensatze gedenk' ich eines Buchdruckers, der, trotz seines lauten Eifers für die Freiheit und aller schmeichlerischen Ergebenheit für meinen Vater, mir stets den entschiedensten Widerwillen einflößte. Er zwang mich, ihn für bös und tückisch zu halten, und in der That glaube ich noch, daß er jeden Augenblick bereit gewesen wäre, in der Rolle seiner Pariser Vorbilder, der blutgierigsten Jakobiner, aufzutreten. Hart gegen die Seinigen, heimlichen Lüsten ergeben, treulos gegen jederman, wie er späterhin erkannt wurde, hatte er freilich mit jenen schon Vieles gemein. Wohl dem Gemeinwesen, wo solche Anlagen unentwickelt im Dunkel bleiben! denn daß es überall solche Känze giebt, müssen wir wohl leider annehmen. —

Als besondre Ausnahme, vielleicht einzige damals in Hamburg, hatte auch ein Jude den Zutritt in den ehrbaren Bürgerkreis erlangt; dies war der Juwelier Heckscher, der nachmals in Leipzig während der Messe schrecklich ermordet wurde. Der redliche, kluge Mann fand auf dem bedenklichen Boden, den er betrat, leidliche Duldung und sogar Anerkennung. Einige Vorurtheilsvolle verwunderten sich wohl im Stillen, und mochten heimlich denken, es gehöre sich nicht, daß ein Jude in ihre Gesellschaften käme; allein sie hätten doch um keinen Preis den guten Anschein, der hiebei auf ihre Aufklärung fiel, durch offnen Widerspruch verlieren wollen. Heckscher selbst übrigens befestigte durch ein bescheidenes und haltungsvolles Benehmen das zarte Verhältniß bestens. Die nach dieser Seite hin ausgeübte Duldsamkeit wurde dagegen nach einer andern hartnäckig verweigert: kein

Emigrant wurde zugelassen; der Wirth hatte zu viel von ihrem Uebermuthe gelitten und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

Diese Unglücklichen schifften damals grade schaarenweise nach England hinüber, um dort an der kriegerischen Unternehmung gegen die Küsten der Bretagne Theil zu nehmen, zu der in den englischen Häfen eifrige Rüstungen geschahen. Man hat späterhin oft gesagt, das englische Ministerium habe dabei nur die Absicht gehabt, sich der theuern und nutzlosen Soldbezieher auf die kürzeste Art zu entledigen, und die hülflosen Emigrirten seien freventlich dem gewissen Tod überliefert worden. Dergleichen Verläumdung konnte bei mir nie Glauben finden; denn ich habe es selbst erlebt, daß jederman den Untergang als unfehlbar vorhersagte, außer den Emigrirten selbst, die in thörichter Verblendung auf den größten Erfolg rechneten, und immer sagten, ihre Anführer brauchten nur den Boden von Frankreich zu betreten, und gleich würden Hunderttausende den royalistischen Fahnen zuströmen; ja sie beschuldigten England, daß es zögere die geringen Mittel darzuleihen, die man von ihm verlange, nämlich Schiffe und Waffen, denn andre Hülfe sei nicht nöthig. Mein Vater selbst redete einigen Emigrirten, die ihm besonders leid thaten, ernstlich ab, und hielt ihnen das Geschick, welches ihrer harrte, düster vor Augen; allein sie wollten keine Vorstellungen hören, sie eilten nur, um bei den Ehren und Vortheilen, die sie als gewiß ansahen, nicht zu kurz zu kommen, und fürchteten bloß, Andre möchten vor ihnen das Beste weggenommen haben. In diesem Wahne segelten sie nach England, und von da nach Quiberon. Am Ende des Juni geschah die Landung, am Ende des Juli war alles vorbei. Ein Theil der Gelandeten war im kurzen Kampfe gefallen, eine große Zahl gefangen und in Folge kriegsrechtlichen Verfahrens erschossen worden. Vor kurzem hatten wir diese Menschen noch gesehen, waffenfreudig, vertrauensvoll auf ihre Sache und auf sich selbst; wir kannten viele von ihnen mit Namen, einige durch täglichen Umgang, und nach wenigen Wochen sahen wir die Zeitungen von ihrem Unglück angefüllt, von ihrem Todeskampf,

ihrer Hinrichtung. Es war ein schaudervolles, trostloses Gefühl, das auch ihre sonstigen Gegner hiebei befangen mußte.

Eine traurige Zeit begann für mich mit dem Eintritt des Winters; ich verlebte ihn höchst einsam, weil mein Vater bei zerstreuender Thätigkeit mich weniger unter seinen Augen haben konnte, und viel besser fand, daß ich ganz allein bliebe, als in unzuverlässiger Gesellschaft irgendwie sittlichem Schaden ausgesetzt würde. Ein paar Theaterabende, an denen ich mit bewunderndem Entzücken den großen Schröder in Heldenrollen sah, sind aus dieser Zeit die hellsten Punkte meiner Erinnerung. Auch einige traurige Sonntage, in dem Hause eines Bekannten auf dem Gertrudenkirchhofe, wurden mir als Vergnügen angerechnet; ich sah mit einem jüngern Kinde des Hauses den Begräbnissen zu, die dort häufig Statt fanden, und die Unfreundlichkeit des Ortes wie der Jahreszeit ließ uns selten im Freien lange ausdauern. Munterer und behaglicher war es, den Schrittschuhläufern auf der Alster aus den Fenstern eines nahen Kaffeehauses zuzusehen, allein ich fühlte dabei stets die Pein, daß ich selber das lockende Eis nie betreten durfte. Nach solchen kurzen Ausflüchten kehrte immer schnell wieder eine lange Abgeschlossenheit zurück.

Der Frühling jedoch brachte endlich eine erfreulichere Lebensweise wieder. Wir bezogen eine Wohnung in der Gorttwiete nächst dem Hopfenmarkt, und hier, in der Mitte der Stadt, wurde Alles heiterer und geselliger. In seinem Beruf und auch zur Lust wanderte mein Vater nun oft in die Umgegend hinaus, und auf solchen Wanderungen begleitete ich ihn fast immer. Wir waren häufig in Wandsbeck, wo mir Matthias Claudius bekannt wurde, von dessen Berühmtheit ich wohl gehört hatte, dem ich aber weiter keine Aufmerksamkeit schenkte, weil von den Possen und Lustigkeiten, die ich von Asmus erwarten zu dürfen glaubte, gar keine Spur zu sehen war. Ich kam hier auch öfters in ein Haus, wo der reiche Holländer Cappadoce wohnte und beinahe täglich die glänzendsten Gastmähler gab, derselbe, von dem einer seiner eifrigsten Tischgenossen, der berühmte

Rivarol, gesagt, er habe kein andres Gewissen als seinen Magen und bringe sein Leben zwischen der Angst um seine Gesundheit und den Wagnissen seiner Eßgelüste hin. Wenn sich nach aufgehobener Tafel der üppige Schwarm in den Garten ergoß, befand ich mich mitten in dem Getümmel der Fröhlichkeit und des Scherzes, hörte die Witzworte, die wie Blitze die Gesellschaft durchfuhren und schallendes Gelächter oder laute Bewunderung erregten, mir aber bedeutungslos waren, wie der Name Rivarol selbst, der mir damals ohnehin nur als ein hassenswerther hätte bekannt sein können. In Harvstehude war ich sehr befriedigt, Hagedorn's Andenken durch manche seiner Verse, die ich herzusagen wußte, ehren zu können. In Poppenbüttel, höher hinauf an der Alster herrlich gelegen, brachte ich glückliche Tage in freiem, bewegten Landleben zu, während eine gefährliche Kranke meinen Vater dort festhielt. So wurde auch Eppendorf und Eimsbüttel, nach der Elbe hin Slavshof und der Garten von Köller-Banner — später Rainville —, Ottensen, wo das Grabmal von Klopstock's Meta nicht unbeachtet blieb, sodann Neumühlen, das herrlich gelegene Landhaus des Syndikus Sieveking, und in Nienstädten der Wohnsitz eines Herrn Leeke besucht, wo ich als zehnjähriger Knabe die Bekanntschaft des holländischen Gesandtschaftssekretairs Reinhold machte, der in späterer Zeit einer meiner liebsten und zuverlässigsten Freunde werden sollte.

Gutmüthige Nachbarn, welchen mein Vater mich um so lieber anvertraute, als sie fast ohne Streben nach sogenannter Bildung in stiller Frömmigkeit und redlichem Bürgersinn dahinlebten, gewährten mir, auch wenn ich zu Hause war, einen erwünschten Anhalt. Ich lernte durch sie neue Seiten des Lebens und der Einrichtungen in Hamburg kennen. Sie bestanden darauf, ich sollte mit ihnen die Vierlande besuchen, eine Elbfahrt nach Blankenese machen. Sie lenkten meine Aufmerksamkeit auf die Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude, — unter denen die sogenannte Roggenkiste mir schauerlich, wie eine zu stürmende Bastille vorkam, — besonders aber auf die neue Michaeliskirche, deren die Hamburger sich um so stolzer freuten, als auch der Baumeister Sonnin, der

den prächtigen Thurm so hoch emporgeführt, ein geborner Hamburger war. Die Feuersbrunst, welche den alten Thurm verzehrt hatte, und die wiederholten Angriffsversuche der Dänen gegen die Stadt, waren die beiden Hauptereignisse, von welchen das Gedächtniß der alten Leute am liebsten und häufigsten überwallte. Im Ganzen genoß ich jetzt größere Freiheit und durfte auch ohne Begleitung mich in der Stadt umsehen. Mit der nächsten Umgebung wurde ich bald vertraut. Abends, wenn ich meine Lern- und Lesestunden beendigt hatte, streifte ich über den Hopfenmarkt, wo die reichsten Obstkräme waren und ich mir für ein Billiges die schönsten Früchte erhandelte, durch die Bohnenstraße, die Neueburg, bis zum Rathhaus und zur Börse, wo mir überall Merkwürdiges zu sehen und zu beobachten war. Eine der stärksten Anziehungen jedoch hatte ich ganz in der Nähe, auf dem Nikolaikirchhofe. Hier war ein Nebeneingang zur Kirche, der an Wochentagen immer geschlossen war; aber ein geräumiger Vorplatz stand offen, denn hier, nach der eifrigen Weise der Hamburger, Raum zu ersparen und zu benutzen, hatte sich eine Leihbibliothek eingemiethet, für eine mäßige Abfindung mit dem Küster war diese Gunst harmlos nachgesehen worden. Da befand sich denn ausgestellt, was nur mein Herz begehrte, Ritter- und Geistergeschichten, Räuberromane, Liebesabentheuer, Robinsone und Wundermärchen aller Art. Ich hatte daheim Bücher genug, und las viel und gern darin, aber solche Bücher, wie die bezeichneten, fehlten mir ganz und gar. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und verschaffte mir den erwünschten, und leider auch verbotenen Genuß! Denn hatte mein Vater auch nicht den ihm fast undenkbaren Fall ausdrücklich untersagt, so wußte ich doch zu gut, daß er eine solche Leserei nicht gestatten würde. Ich las also heimlich, mit allem Eifer und aller Spannung eines jugendlichen Sinnes, und fühlte mich glücklich in dem phantastischen Leben, das neben dem wirklichen so zauberisch mir aufstieg. Ich gewann, dazu schon alt genug mich dünkend, die Eindrücke meiner Kindheit wieder, der schönen Zeiten, wo ich täglich das Theater besuchte, und gleichgültig den armen Tag hinnahm,

weil der Abend mich unfehlbar zu den Schätzen der Einbildungskraft entführte. War eine Geschichte abgebrochen, etwa der zweite Theil nicht vorräthig, so empfand ich die lebhafteste Unruhe, und konnte mich gar nicht zufrieden geben, als mein Lesen wirklich zum Schlusse kam, bevor ich den einiger angefangenen Romane erlangt hatte! Noch lange Zeit nachher hafteten die Titel verdrießlich mahnend in meinem Gedächtniß, und das Unglück wollte, daß sie sonst mir nie mehr vorkamen, denn höher stehende Leihbibliotheken hielten schon auf bessere Auswahl. Erst zwanzig Jahre später, in Böhmen, wo durch Zufall solcher Schund noch unverzehrt lag, konnte ich dem unvergessenen Anfang eines solchen Buches den unbekannten Schluß endlich anreihen, und ich gestehe, daß ich mir diese Genugthuung nicht versagte. Hier konnt' ich denn einsehen, welch zauberische Macht die Phantasie ist; sie verwandelt das Gemeinste in Kostbarkeiten; die meinige hatte aus erbärmlichsten Stoffen ihre Nahrung gezogen; daß aber schwarze Kühe auch weiße Milch geben, ist ein guter Spruch. Wirklich kann ich nicht sagen, daß diese wüste Leserei, welche nach einem Vierteljahr mit ihrer Entdeckung endete, mir im geringsten geschadet hätte; ich erkannte das Schlechte nicht als solches, und verzehrte, umgekehrt von Tischbein's Esel, der die Ananas für Distel frißt, die Distel für Ananas. Aus eigener Erfahrung muß ich Rousseau'n beistimmen, daß, wer durch schlechte Bücher verdorben wird, schon vorher verdorben war. Mein Fleiß im Lernen hatte durchaus nicht gelitten, im Gegentheil ging mir alles leichter von der Hand, weil ich stets ein Vergnügen in Aussicht hatte, und im Bewußtsein hiebei doch Tadel zu verdienen, nicht auch in andrer Richtung mir Vorwürfe häufen wollte.

Während ich in Hamburg dieser Lesewuth nachhing, war meine Schwester von einer ähnlichen Ereifernng in Straßburg ergriffen, nur war dabei bessere Wahl und keine Heimlichkeit. Uns in dieser Zeit einander fern zu sein, des geschwisterlichen Vertrauens und der innigen Mittheilung zu entbehren, empfanden wir beiderseits als einen wahren Schmerz, der uns das Mißgeschick, unsre Jugendjahre getrennt zu ver-

leben, unaufhörlich vorhielt. Wir liebten uns zärtlich, und hatten als so junge Kinder, ohne daß eine Verabredung deßhalb geschehen war oder eine äußere Anmahnung Statt fand, immer nur unser Wiedersehen zum Augenmerk, und wollten alles inzwischen Erlebte fest im Gedächtnisse bewahren, bloß um der künftigen treuen Erzählung willen. Daß ein solcher Vorsatz gleichmäßig auf jeder Seite, ohne Wissen des andern, als ein geheimer Lebensreiz bestanden und gewirkt, erfuhren wir selbst erst bei später wirklich erfolgtem Zusammenkommen, wozu sich die Aussicht endlich eröffnete.

Eines Tages nämlich überraschte mich mein Vater durch die beglückende Nachricht, daß meine Mutter und Schwester, von denen ich nun schon jahrelang getrennt lebte, und die stets der Gegenstand meiner heißesten Sehnsucht waren, nunmehr Straßburg verlassen und zu uns nach Hamburg kommen würden! Mir ging das Herz auf, und ich sah einem neuen Leben entgegen. Leider jedoch dauerten die widrigen Umstände, welche sie so lange dort zurückgehalten hatten, und in denen die Revolution und der Krieg stark mitzählten, noch weit länger fort, als wir gerechnet hatten. Es verging noch ein volles Jahr, bevor unsre Wiedervereinigung erfolgen konnte, und dieses Jahr lieferte die Keime mancher Entwicklung.

Ein wiederholter Aufenthalt in Poppenbüttel, wo mein Vater ab und zu einsprach, und ich in der Familie Basse wohl aufgehoben war, brachte mir, neben dem Genusse froher, kräftigender Tage, auch noch besondern Gewinn. Ein Engländer war in dem gastfreien Hause eingekehrt, ein Handelsfreund, wie es schien, der durch sein Geschäftsverhältniß, noch mehr aber durch seine Persönlichkeit, in großem Ansehen stand. Er führte einen Atlas vortrefflicher Reisekarten mit sich, deren Illuminirung er nach seiner Zuständigkeit angeordnet hatte; so waren z. B. alle Reisewege, die er je gemacht, in rothen Linien angemerkt, und Abbildungen von Gegenden, Trachten und andern Merkwürdigkeiten lagen beigefügt. Bereitwillig wurde mir dieser

anlockende bunte Bilderschatz eröffnet, und meine Neugier auch durch Erzählung angeregt; der ernste, gutmüthige und in der ländlichen Muße nach Thätigkeit umschauende Mann fand eine Befriedigung darin, dem Knaben nützlich zu sein, den er ohnehin zu wenig beschäftigt glaubte. War mir bisher der Unterricht in der Geographie, den ich gelegentlich von dem Vater bekommen, nur ein todtes Wortgewirr und auch das Betrachten der Landkarten wenig ergötzlich gewesen, so zeigte sich mir derselbe Gegenstand nun plötzlich belebt und ansprechend. Die bunten Blätter zu sehen und die fremden Namen zu hören, mit jemanden zur Seite, der sich rühmen konnte, diese Meere beschifft, diese Länder und Städte besucht zu haben, z. B. Westindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und auch wieder Stockholm und St. Petersburg, und der durch einzelne, treffende Züge die Einbildungskraft unmittelbar dorthin versetzte, das war allerdings ein Reiz, der meinen Eifer mächtig spornen mußte. Ich machte bald Fortschritte, welche meinen Vater überraschten, er wollte, nachdem der Engländer abgereist, auf dem so gut gelegten Grunde weiter bauen, schaffte mir nach und nach einen großen Vorrath Homann'scher Spezialkarten an, erklärte dieselben in raschen Ueberblicken, und verwies mich für das Genauere auf das Handbuch von Fabri. Da saß ich denn wohl stundenlang mit bestem Willen vor Buch und Karte, suchte mir Niedersachsen oder Baiern einzuprägen, und wenn die Namen und Gestalten endlich einigermaßen in meinem Gedächtnisse hafteten, so fand ich mit Verwunderung und Mißmuth, daß ich eigentlich nichts daran hatte, und suchte vergebens einiges Leben für diese Umrisse. Mein Engländer fehlte mir, mein Vater konnte ihn nicht ersetzen, und wollte es auch nicht, denn sein Grundsatz war, bei allem Unterrichte sei es genug, daß man die Anleitung empfange, alles Weitergehen sei dem Selbsteifer zu überlassen, und nur von diesem zu fordern. So weit nun Reisebeschreibungen mir aushalfen, ging es noch leidlich; aber da diese nur spärlich, und ohne Wahl und Folge, nach bloßem Zufall an mich gelangten, so reichte dieses Mittel nicht weit. Eine starke Sammlung aus dem Holländischen übersetzter Reisen, auch

die Geschichte der vornehmsten Seehelden, las ich mit großer Begier, nur fehlte mir auch hier allzu oft das rechte Verständniß; ferner las ich wiederholt eine ältere Reise in die Krim, in deren Schilderung freier Tataren ich mich so hineinlebte, daß ich sie nachahmend wieder hervorzubilden strebte. Doch das blieb alles Einzelwerk, und verband und ergänzte sich nicht. Daß ich über Deutschland und Italien lateinische Itineraria, über Frankreich ein solch französisches, die grade zur Hand waren, und Zustände früherer Jahrhunderte schilderten, lesen sollte, war zu viel verlangt, ich begnügte mich, die eingehefteten Bilder anzusehen, und auch die waren mir schon zu schlecht. So ging denn der frische Anlauf eines reichen und versprechenden Studiums bald in ein dürftiges Aufnehmen trockner Notizen über.

Doch war mir in dieser Richtung noch eine Ergötzung zugedacht, die ich nicht unerwähnt lassen kann. Ebenfalls in Poppenbüttel, bei dem Münzmeister Lüders, in dessen Hause ich nicht weniger heimisch war, als bei Basse, fand sich eine artige Büchersammlung, und eines Tages fiel mir eine Reisebeschreibung mit Bildern in die Hände, von der ich mir viel Unterhaltung versprach. Der Hausherr fragte meinen Vater, und dieser bewilligte spöttisch, daß mir das Buch gegeben würde. Ich eilte mit meiner Beute in eine dichte Schattenlaube, und begann zu lesen. Viel Wunderbares und Abentheuerliches hatte ich bisher in solchen Büchern gefunden, auch Zweifelhaftes und durch spätere Erkenntniß längst Verworfenes, ich wußte, daß nicht alles zu glauben sei, was erzählt wurde. Aber hier traf ich die seltsamsten, nach meiner Fassungskraft nicht unmöglichen, doch der Ueberlegung ganz unglaublichen Geschichten in ruhiger Natürlichkeit so einfach und schlicht erzählt, daß die unbefangene Aufrichtigkeit des Erzählers in demselben Grade mein Zutrauen gewann, als der Inhalt des Erzählten mir Staunen und Zweifel weckte. Ich vermochte diesen Zwiespalt allein nicht zu überwinden, und nachdem ich lange mit mir gekämpft, ging ich erregt und verwirrt aus meiner Laube hervor, und fragte bekümmert meinen Vater, ob denn das, was in dem Buche stehe, wahr sein könne? Das

Lachen, welches ich verurſachte, klärte mich vollſtändig auf, es hätte der hinzugefügten Worte nicht erſt bedurft, ich ſchämte mich und freute mich, denn ich wollte nicht glauben, und hatte mich geängſtet, ich würde ſollen; nun dieſer Laſt ledig, las ich mit erhöhtem Wohlgefallen weiter, mit dem Stolz eines Losgeſprochenen, der die verlornen Wunder gern für die gewonnene Einſicht hingiebt; das hübſche Buch wurde mir, da ich es ſo ſehr goutirte, nun gar geſchenkt, und „des Herrn von Münchhauſen abentheuerliche Reiſen zu Waſſer und zu Lande" blieben mir lange ein Lieblingsbuch, von deſſen verführeriſchem Vortrage ich mich noch oft gern bethören ließ; denn die Sprache klingt ſo harmlos, daß man unwillkürlich immer wieder in das Glauben wie in eine Schläfrigkeit einnickt, aus der man ſogleich doch wieder lachend ſich aufrichtet. Das kleine Buch iſt in der That ein Meiſterſtück deutſcher Satire, den alten, in ihrem Latein grade ächt deutſchen „Briefen der dunklen Männer" und den „Reiſen des Herrn von Schelmufsky" beizugeſellen, mit welchen Schriften es neben der großen Wirkung auch den zweifelhaften, nicht ganz ausgemachten Urſprung gemein hat; denn man hat zwar in neuerer Zeit Lichtenberg als Verfaſſer genannt, aber doch nicht als alleinigen, und ſo würdig hier ſein Geiſt und ſeine Feder ſich zur Autorſchaft bekennen dürften, ſo ſteht doch dieſe noch gar nicht feſt. Iſt aber die unvergleichliche Einkleidung von Lichtenberg, ſo hat er doch den Stoff ſchon vorgefunden. Denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es wirklich einen Herrn von Münchhauſen, der ſeinen Humor darein ſetzte, unglaubliche Jagdabenthener zu erzählen, ſo wie die Aufſchneidereien der Reiſebeſchreiber zu verſpotten, und der hiezu in Perſon ihre Rolle zu ſpielen unternahm; ſtundenlang ſaß der bejahrte hannöverſche Edelmann in der Allee zu Pyrmont, und hielt den Zuhörern, die ſich um ihn verſammelten, die ausführlichſten Erzählungen von ſeinen Fährlichkeiten und Abentheuern, wobei, wie ausſchweifend und toll ſeine Mittheilungen auch werden mochten, doch ſein treuherziges Ausſehen und ſein ruhiger trockner Ton ſich nie veränderten. Ich habe in Hamburg alte Leute geſprochen, die in Pyrmont

den wunderlichen Erzähler in all seiner Herrlichkeit noch gesehen hatten.

Wir besuchten von Poppenbüttel auch Jersbeck und das entferntere Oldesloe, wo die Salzwerke meine Wißbegierde sehr anregten. Ein besondrer Vorfall, der sich hier mit mir ereignete, wirkte auf meine folgenden Jahre sehr unerwünscht. Bei meinem Vater hatte sich die Meinung festgesetzt, ich sei in körperlichen Dingen leichtsinnig, und er hatte in dieser Voraussetzung bisher eifrig gewacht, mich vor Gefahr und Beschädigung zu hüten. Unter seinen Augen durfte ich manches wagen, desto weniger aber in seiner Abwesenheit, warnende Beispiele und strenge Verbote schreckten mich genugsam. Das Baden im Flusse fand häufig Statt, aber nie kam es zum gefährlichen Schwimmenlernen; eben so wurde mir das Spielen mit Feuergewehr untersagt, und von Pferden hatte ich mich fern zu halten. Der jugendliche Trieb indeß war schwer zu bändigen. Auf einer schönen Wiese bei Oldesloe wurden muntre Pferde besichtigt, man setzte mich auf eines, das eben an der Halfter vorbeigeführt wurde, und ich vergaß die Warnung meines Vaters, der sich etwas abgewendet hatte. Kaum saß ich im Sattel, so wünschte ich allein zu reiten, riß unvermuthet dem Führer die Halfter aus der Hand, und das Pferd, erschreckt durch die Bewegung, sprang mit mir fort. Im Nu war ich über die Wiese in ein dichtes Gehölz verschwunden, und ich konnte hier allerdings übel fahren. Mein Vater war eben wieder herzugetreten, sah mich verschwinden und befürchtete das Aeußerste. Jedoch das Pferd war in das Dickicht kaum eingedrungen, so sah es sich nach den Gefährten um, und da diese nicht nachfolgten, so kehrte es gleich in muntrem Trabe zu ihnen zurück. Mir war nichts geschehen, und ich wäre vergnügt gewesen, hätte ich nicht die finstre Miene meines Vaters erblickt. Ich wurde zwar nicht gescholten, aber das Schweigen war mir härter als Strafworte, und ich konnte mir nun selbst sagen, daß jetzt um so weniger für mich vom Reiten die Rede sein würde.

Einer andern Vorsicht meines Vaters wurde in dieser Zeit ebenfalls übel mitgespielt. Ich durfte keine Bekannt-

schaften machen, noch Umgang und Gespräche mit Leuten haben, die er nicht vorher gut geheißen hatte. Auf die Art der Menschen kam es ihm nicht so sehr an, als darauf, daß ich sie durch ihn im rechten Lichte sehen sollte. So nahm er mich ohne Bedenken zu einem Düsseldorfer Landsmann öfters mit, der auf dem Winserbaume gefangen saß, und den er als Arzt besuchte. Der Mann hieß Sassen, und war mir noch von Düsseldorf her vollkommen erinnerlich; er hatte ein schönes, heitres Gesicht, ein gefälliges, vornehmes Betragen, eine gewinnende Liebenswürdigkeit und große Anmuth der Rede. Seine Geistesgaben waren nicht gering, seine praktischen Kenntnisse und Talente außerordentlich. Er hielt es für erlaubt, von seinen Fähigkeiten jeden Vortheil zu ziehen, und steckte grade jetzt in einem bedenklichen Handel, zu welchem er sich von Engländern hatte bereden lassen, und der zu einer schlimmen Strafe führen konnte, es galt nämlich eine große Schwindelei, die sich nach Westindien und den vereinigten Staaten erstreckte, und durch einen Zufall entdeckt worden war. Sassen's Mitthätigkeit bei der Sache war erwiesen, aber nicht seine Mitwissenschaft um den Betrug; die hamburgische Behörde neigte sich dahin, ihn für unschuldig zu halten, der die Untersuchung als Prätor leitende Senator Adami war ganz für ihn eingenommen, und hatte ihm, als einem Manne von guter Herkunft und Bildung, die gelinde Haft überaus erleichtert. Wir brachten bei Sassen einige vergnügliche Abende zu, sein Erzählen, sein Witz und Scherz unterhielten auch den Knaben, und die ausgesuchteste Bewirthung fehlte nie. Er war gar nicht beunruhigt, und seine Sache schien täglich ein besseres Ansehen zu gewinnen, der Prätor sprach schon von naher Freilassung; doch mußte der Gefangene andern Wind haben, und in einer dunklen Nacht wußte er seine Wächter einzuschläfern und entfloh. Am andern Morgen empfing der Prätor die unerwartete Botschaft, und fast in demselben Augenblicke liefen aus London neue Inzichten gegen den Entflohenen ein, und die Aufforderung, ihn schärfer zu verhören und jedenfalls seine Entweichung zu verhüten. Die Bedrängniß war groß. Der Prätor hoffte, vielleicht von

meinem Vater etwas zu erfahren, und sandte zu ihm. Dieser war schon ausgegangen, und der Bote fand nur mich; er sagte mir, Sassen sei die Nacht entsprungen, und als ich eine kindische Freude über das Geschehene nicht verhehlte, schoß jenem plötzlich der Gedanke durch den Sinn, mein Vater könne wohl gar von der Flucht gewußt haben, und dies durch mich an den Tag zu bringen sein; er meinte daher, ich solle ihm auf die Prätur folgen. Ich that es unbedenklich, und wurde eingeführt. Der Prätor schien verlegen, so weit hatte sein Auftrag sich nicht erstreckt; da ich aber einmal gekommen war, so begann er seine Fragen. Ein hamburgischer Senator flößte mir die größte Ehrerbietung ein, doch antwortete ich ohne Scheu. Als aber der beisitzende Schreiber aus mir herauslocken wollte, was ich von meines Vaters Verbindungen und Gängen etwa wisse, wo er den vorigen Abend zugebracht, wie spät er nach Hause gekommen, da versetzte ich dreist genug, das solle er meinen Vater selber fragen. Der Senator winkte, es sei genug; trocknete den Schweiß von der Stirn, und sagte mir begütigend, ich könne nun gehen. Als ich zur Prätur hinging, kam ich mir wichtig vor und fühlte mich fast geschmeichelt; auf dem Rückwege dünkten mich die Sachen ganz anders, ich fand, daß mit mir sehr obenhin verfahren worden. Mein Vater vernahm bei seinem Nachhausekommen erst durch mich die stattgehabte Flucht, so wie das mit mir vorgenommene Verhör; über den Verdacht und noch mehr über das unwürdige Verfahren höchst aufgebracht, schrieb er sogleich einen scharfen Brief an den Senator und forderte Genugthuung, und da ihm diese nicht wurde, so nahm er sie dadurch, daß er seinen Brief an vielen Orten vorlas und austheilte, zu welchem Behuf ich mehrfache Abschriften anfertigen mußte. Ich erlauschte durch Zufall, daß mein Vater mein Benehmen heimlich belobte, und die Meinung äußerte, ich habe mich über sein Erwarten selbstständig gezeigt; das hört' ich recht gern, glaubte damit aber nun auch von mancher Rücksicht freigesprochen zu sein, die mir doch nach wie vor gelten sollte.

Nicht grade als eine Besonderheit, sondern vielmehr als

ein allgemeines Vorkommniß, das aber jedem Einzelnen als eigne Erfahrung die persönlichste Wichtigkeit erhält, mag hier an diesen Jugendbildern zu betrachten sein, wie seltsam in der Entwicklung sich Reife und Unreife mischen. Man ist im Urtheil über Kinder gewöhnlich auf diese Ungleichheit nicht aufmerksam genug; die Richtungen bilden sich fast unabhängig von einander aus, erst in der Folge, bei schon erreichten Anhalt- und Ruhepunkten, wirken sie auf einander zurück. In mancher Beziehung ist die völlige Reife gleich mit dem ersten Schritt erlangt, in andrer will sie bei steter und naher Darbietung erst unbegreiflich spät erfolgen. Daß s mir so erging, merkt' ich früh an den Widersprüchen, in die ich mich gestellt sah. Ich hatte von manchen Dingen frühzeitig das klarste Verständniß, und fühlte mich darin den Erwachsenen ganz gleich, aber dicht daneben war mir alles dunkel, und ich stand weit hinter andern Knaben meines Alters zurück. Nahm man einen dieser Standpunkte allein, so that man mir gewiß Unrecht, die Reife der einen Seite war mit Unreife der andern verknüpft, und es mochte allerdings nicht immer leicht sein, die Linie der Entwickelung in ihren unberechenbaren Windungen genau zu verfolgen. Es giebt Punkte, auf denen ich seit meinem zehnten Jahre wenigen oder keinen neuen Ertrag mehr gewann, und andre, die erst in spätester Zeit ihre bewahrte Triebkraft kund gaben. Wie lange und weit in demselben Menschen Wissen und Nichtwissen, Erfahrung und Unschuld mit einander Hand in Hand gehen können, davon mag jedes hellere Bewußtsein Beispiele genug in sich finden.

Diese Ungleichheit der Entwickelung, am wichtigsten und unfaßbarsten in den Tiefen des Gemüths, tritt der Beobachtung schon näher, wo sie auf der Oberfläche der sogenannten Talente sich zeigt, und auch da wird sie noch oft verkannt und falsch behandelt. Freilich giebt es Fertigkeiten, welche unsrem Lebenszustande so herkömmlich und nöthig sind, daß man versucht sein darf, sie auch bei mangelnder Anlage einigermaßen zu erzwingen, und dies wird von Erziehung und Schule meist ausdrücklich verlangt. Allein dieser Zwang, wenn er den Menschen noch bilden, nicht un-

würdig opfern soll, muß ein Minimum bleiben, und gesunde Lebens- und Weltverhältnisse werden ihn stets beseitigen wollen. Was mir in dieser Art auferlegt war, konnte ich tragen, die Last war mir nicht zu groß; eher hätte ich klagen können, daß so vieles mir Gemäße nicht an mich kam. Das Lernen wurde mir nicht schwer, und kaum jemals zu viel, ich hätte dasselbe gern noch weiter ausgedehnt, und that immer freiwillig nebenher noch Andres, als mir aufgegeben war. Wenn auch die Gesammtheit meiner Anlagen eher einen andern Beruf, als den des Gelehrten, ansprechen wollte, so war dieser doch verträglich genug mit ihnen, und die Bahn, welche vor mir offen lag, reizte mich.

Eine wichtige Anregung empfing ich durch den Senator Kirchhof, zu dem mein Vater mich mitnahm. Der um das Gemeinwesen und die Wissenschaft hochverdiente Mann besaß eine schöne Naturaliensammlung und ein für jene Zeiten überaus reiches physikalisches Kabinet. Er war eigentlich Kaufmann, aber von jeher mit ernstem Eifer den Naturstudien ergeben, und wußte seine Kenntnisse auch gemeinnützig wieder anzuwenden; von Zeit zu Zeit hielt er für gewählte Gäste Vorträge über Physik, die er durch die reinsten, nie mißlingenden Versuche begleitete, und angenehmer konnte kein Unterricht ertheilt werden. Er hatte mich in Gunst genommen, und noch mehr sein Sohn, der spanischer Konsul war, und bald mit meinem Vater enge Freundschaft knüpfte. Die schönen Globen und andren trefflichen Werkzeuge, mit großen Kosten aus England angeschafft, boten meinem Vater Gelegenheit, mir auch von astronomischen Dingen einige Vorkenntniß zu geben, für welche das von Kirchhof aus dem Englischen übersetzte Lehrbuch der Astronomie und auch Fontenelle's Entretiens sur la pluralité des mondes zur Erläuterung dienten.

Ohne daß ein bestimmter Ausspruch darüber bestanden, oder Neigung und Wahl besonderer Entscheidung bedurft hätten, galt stillschweigend für ausgemacht, daß ich dem Berufe meines Vaters folgen und Medizin studiren würde. Längst war ich daher gewöhnt, alles dahin Einschlagende auch mir für angehörig zu halten. Namen offizineller Kräuter

lernte ich auf Spazirgängen, und botanische Bücher lagen zur Hand. So war ich auch mit dem menschlichen Knochengerüste so weit vertraut, daß es mir kein Grauen einflößte, sondern seine verschiedenen Theile mir harmlos geläufig waren. Einige Leichenöffnungen, denen ich beiwohnte, benutzte mein Vater, mich auf anatomische Uebungen vorzubereiten, zu denen bald Gelegenheit sein sollte.

So mannigfache Gegenstände der Unterricht meines Vaters berührte, so war doch die große Hauptsache das Latein, und nach diesem das Französische. Die Grammatik von Lange wurde nach einiger Zeit mit der von Scheller, diese wieder mit der Bröder'schen vertauscht, ein Wechsel, der unläugbar zum Bessern fortschritt, aber auch immer wieder von vorn anzufangen nöthigte und mich eines festen Grundes lange entbehren ließ, bis ich diesen endlich in der Bröder'schen gewann, zu der ich eine wahre Liebe faßte. Von Gedike's Chrestomathie rückte ich schnell zu den römischen Autoren vor; Cornelius Nepos, Justinus und Julius Cäsar, so wie Cicero de officiis, beschäftigten mich abwechselnd, und nachdem ich eine Weile die Verwandlungen des Ovid gekostet, wagte mein Vater schon Virgil's Aeneis mit mir vorzunehmen. Dies überstieg allerdings meine Sprachkenntniß, aber meine Einbildungskraft und mein ästhetischer Sinn fanden reichen Genuß; ich schwelgte in den reizenden Schilderungen, in den bezeichnungsvollen Ausdrücken, in dem Wohlklange der Verse, und wurde nicht müde dies alles wiederholt zu betrachten und herzusagen. Für die Schriftsteller empfand ich eine persönliche Zuneigung, die bei den Dichtern zur Begeisterung stieg. Ich wollte von ihrem Leben wissen, von ihren übrigen Schriften, und ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ihre Werke nur so unvollständig auf uns gekommen waren. Zu den lateinischen Uebungen gehörte auch, daß ich meinem Vater Abends aus einem lateinischen Brevier die Psalmen vorlesen mußte, woran ich großes Gefallen und eine wahre Erbauung hatte, wie ich dies auch bei meinem Vater zu bemerken glaubte. Im Französischen las ich außer dem Telemach, bei welchem ich am längsten festgehalten wurde, die Geschichte Karl's des Zwölften von Voltaire,

die Geschichte des Himmels von Pluche, und Raynal's Werk über die Niederlassungen der Europäer in beiden Indien; auch diese Bücher gingen größtentheils über meinen Gesichtskreis hinaus, und fruchteten mir im Grunde weit weniger, als andere geringere Bücher gethan hätten; der Inhalt verschwand mir fast, und nur der Wellenschlag der Sprache rauschte durch meinen Sinn; ein ganzes Buch, die französische Uebersetzung von Gordon's Betrachtungen über den Tacitus, habe ich in bestimmten Stunden laut vorgelesen, ohne je auf den Sinn zu achten, ich hing im Lesen meinen Phantasieen nach, und mein Vater, der zuhörte, hielt meine äußerliche Hingebung für Aufmerksamkeit. Da indeß das Französische überall im Leben auf mich eindrang, auch immerfort Wörter, Redensarten, Regeln und Eigenheiten auswendig gelernt wurden, so machte ich leidliche Fortschritte. Das Französische dem Latein gleichzustellen, fiel mir gar nicht ein; jenes erschien mir gering gegen dieses, dem ich einen unendlichen Werth beilegte, einen Werth, der auch den römischen Autoren zu gute kam, denen, so wie den fern stehenden griechischen, ich die höchste Verehrung gläubig widmete.

Die eigentlichen Lern- und Arbeitsstunden waren nicht sehr gehäuft, es blieben noch freie genug übrig, und Spiel und Zerstreuung waren mir zu dürftig zugemessen, um sie auszufüllen. Ich sah mich auf's Lesen hingewiesen, und ergriff diese Ergänzung meines Lernens mit Eifer. Aus eignem Triebe macht' ich mir darin eine feste Folge; jedem Tage der Woche gab ich sein eignes Buch, oder seine Klasse von Büchern; Schröckh blieb mir für die Geschichte ein treuer Leiter, Fabri für die Geographie, die Campe'sche Erzählung der Entdeckung von Amerika und desselben kleine Reisebeschreibungen, zugleich aber auch des alten Sebastian Münster's Kosmographie und Adler's Beschreibung der Stadt Rom, gingen nebenher; in der Naturgeschichte verließ ich den kindischen Raff und hielt mich an Klügel, dessen Encyklopädie der Senator Kirchhof mir geschenkt hatte. Auch dem Buche von Knigge über den Umgang mit Menschen, das als ein weises und lehrreiches sehr empfohlen wurde, war ein Tag

bestimmt, und ich las die Vorschriften zu einem klugen Benehmen mit vielem Eifer, ohne dadurch eben klüger zu werden, aber auch ohne den geringsten Schaden, den man von der schwachen Moral wohl hätte fürchten können; als dieses Buch zu Ende war, kamen andre an die Reihe, denen gleicherweise die Förderung der Sittlichkeit und Menschenkenntniß obliegen sollte, Gellert's Vorlesungen und Rabener's Satiren gingen hier mit Alberti's Religionsunterricht, und sogar mit Labruyere's Karakteren und Mallebranche's Traité de morale zusammen! Ein Tag war auch für das Lesen der Luther'schen Bibel festgesetzt, und dieser war mir besonders angenehm; der Umfang des Buches, aber auch der große Reiz, den ich dafür empfand, bestimmten mich, dieses Lesen auch auf andre Tage auszudehnen, und binnen Jahresfrist hatte ich das Alte und Neue Testament, mit Ausnahme der Propheten und der Offenbarung, die historischen Schriften aber wiederholt durchgelesen. Meine Gemüthsstimmung war dabei eine höchst seltsame. Durch alles, was ich bisher gehört und erlebt, zur Kritik geneigt, übt' ich dieselbe gegen die Bibel mit aller Schärfe, und mein Vater hatte seine Freude, wenn ich meine selbstgefundenen Zweifel ihm lebhaft vortrug. Schon Adam's Fall wollte mir durchaus nicht als Schuld, sondern nur als ein Unglück erscheinen, gegen welches Gott ihn wohl besser hätte schützen können; daß aber Gott das Herz des Pharao verstockte und ihn dann für die Verstockung strafte, das dünkte mich zu ungerecht, als daß ich es hätte glauben mögen; überhaupt schien mir Lob und Tadel wunderlich vertheilt; Moses und Josua, David und Salomo, waren als Männer Gottes bezeichnet, und begingen Handlungen, die allem, was in unsrer Zeit als verbrecherisch oder unmenschlich verabscheut wurde, wenigstens gleichstanden, hingegen Milde und Großmuth wurden bestraft; in dieser Hinsicht war mir auch gleich das Neue Testament der thatsächliche Widerspruch des Alten, und mich dünkte, jenes müsse dieses abstoßen, und begriff nicht, wie so Entgegengesetztes in demselben Bande zusammengefaßt sein, als ein und derselbe Zug heiliger Schriften gelten sollte. Bei diesen kritischen Gefühlen war ich vollkommen unbefangen, mein Vater selbst

hatte und wollte keinen Einfluß dabei; es war mir nur um die Sache zu thun, und ich wünschte nur Verständniß. Allein ich merkte bald, daß ich dies durch niemanden empfangen würde; die Einen wollten einfältig alles nach dem Buchstaben festhalten, die Andern verwarfen alles mit Hohn und Spott; keines von beiden entsprach meinem Sinn, ich bedurfte einer Scheidung des Gemischten, für die im Einzelnen kein Rath zu finden war. Aber das Gemüth hatte unbewußt sie im Ganzen schon glücklich vollbracht! Zweifel und Glauben gingen friedlich zusammen, dieser war eines Kerns heiliger Wahrheit versichert, jener haftete an der mit ihr verwachsenen Schale, und es wäre über das Bedürfniß jugendlichen Sinnes hinaus gewesen, im Einzelnen auf jedem Punkte dies durchführen zu wollen. Mein Genuß im Lesen der Bibel war daher wenig getrübt, und im Allgemeinen um so größer, als hier an die Reize der Geschichte, der Heldendichtung und der Idylle sich das Gefühl einer Erhebung knüpfte, die von andern Büchern in solcher Kraft nicht ausging.

An der Bibel, mehr noch als durch sie, haben sich meine religiösen Ueberzeugungen entwickelt, und schon in jener Zeit entschieden festgesetzt, so daß die damals gewonnene Grundlage mir unter allen Schwankungen des Lebens und der Ansichten im Wesentlichen verbleiben konnte. Der Leser wird hier kein ausführliches Glaubensbekenntniß erwarten, und mir würde schwer sein, dasselbe zwischen den Klippen dogmatischer Bezeichnungen unverfälscht durchzusteuern; indeß kann die Gemeinde, zu der ich gehöre, dem kundigen Sinne längst nicht zweifelhaft sein; hat sie auch selber keinen konfessionellen Namen, so darf sie doch die edelsten und reinsten unsrer Zeit und Nation sich zum Ruhme rechnen. —

Im Frühjahr 1796 trafen endlich meine Mutter und Schwester glücklich in Hamburg ein. Als ich, von ihrer Ankunft benachrichtigt, nach dem Baumhaus eilte, schlug mir das Herz so heftig, daß ich stillstehen mußte. Mein Vater hatte sie dort schon empfangen, und ich umarmte wechselsweise bald ihn bald die Ankömmlinge. Die Zwischenzeit mehrerer Jahre

hatte uns einander nicht fremd gemacht, und in der ersten Viertelstunde war ich, besonders mit der Schwester, so traulich und bequem, als hätten wir nur kurze Zeit getrennt gelebt. Nun schienen mir alle Wünsche erreicht, und ich sah fortan nur Tage des Glücks und der Freude vor mir. Mein Vater hatte eine vorläufige Wohnung für Mutter und Schwester in der Johannisstraße gemiethet, von der unsrigen in der Gorttwiete nicht allzufern; die künftige gemeinsame in der Steinstraße war noch nicht frei geworden. Natürlich war ich nun vom Morgen bis zum Abend in der Johannisstraße, meine Bücher, meine Spielsachen, meine Kleider, alles bracht' ich dorthin, und wenn ich zum Schlafen doch endlich nach Hause mußte, kam der gewohnte Raum mir so fremd vor, als wär' ich im fremdesten Gasthofe. Als wir endlich zusammenwohnten, war meine Befriedigung vollständig. Mein Vater hatte in jener Zeit viel zu thun, und konnte sich wenig mit mir abgeben, daher auch mein Unterricht großentheils ruhte; die Mutter war mit häuslichen Dingen beschäftigt, und so konnten wir Geschwister ungestört unsres Wiedersehens froh sein. Daß meine Schwester etwas älter war, machte sich kaum noch bemerklich, denn ich war ihr an Größe schon gleich, und wie sie durch innre Entwickelung voraus war, so war ich es durch Erlerntes. Viele Wochen vergingen, und noch immer hatten wir reiche Erzählungen auszutauschen, von allem was uns in der langen Trennung begegnet war, was wir erlebt, erfahren, gelesen hatten, und nach Monaten noch fanden wir den Stoff nicht erschöpft, sondern immer noch allerlei nachzutragen, zu erläutern. Sehr sonderbar aber floß uns das Erlebte und das Gelesene völlig zusammen, die Gestalten der Wirklichkeit und die der Phantasie hatten sich in uns einander gleichgestellt, und die Auftritte der Jakobinerherrschaft in Straßburg gingen mit den Grausamkeiten des Cortes und Pizarro, die Bilder des Hafens von Hamburg und der Elbe mit denen der Abentheuer Robinson Krusoe's und der Insel Felsenburg in bestem Verein. Da ich die Schwester hatte, so bedurft' ich keines weitern Umganges, die wenige Bekanntschaft, die ich mit gleichaltrigen Knaben hatte, hörte von

selbst auf, und Spielgenossen, die sich etwa zudrängten, wurden uns nur lästig. Diese Stimmung der wechselseitigen Innigkeit wurde noch erhöht, als bei wieder regelmäßig angeordnetem Unterricht meine Schwester an einigen Zweigen desselben Theil nehmen mußte; ich lernte doppelt gern, was wir zusammen lernen konnten, und daß meine Schwester im Französischen so viel weiter war, spornte meinen Nacheifer. Nur als es mir doch nicht gelang, sie einzuholen, und ich darüber ein paarmal sehr beschämt wurde, konnt' ich mich einiges Verdrusses nicht erwehren, und so war ich auch betreten, daß ein dargebotener Unterricht im Blumenzeichnen nur ihr allein zu Theil wurde, und nicht auch mir; aber mein Mißbehagen fiel keineswegs auf sie, sondern nur auf den Lehrer, der in diesem keineswegs gleichgültigen Bezug unsre Gemeinschaft aufhob. Erst nach längerem Zusammenleben, und nachdem wir durch Austausch der Vergangenheit und tägliche Gewöhnung einander alles Fremde abgestreift und uns gleichsam zu einer Person eingelebt hatten, begannen wir auch nach außen wieder zu schauen, und den Zutritt von Genossen zu wünschen, die unsren einförmig werdenden Spielen und unsrem abgeschlossenen Lernen etwas frisches Leben zuführten. Allein dieser Wunsch mußte unerfüllt bleiben.

Im Gegentheil trat allmählich eine Wendung ein, welche für mich noch günstig genug scheinen konnte, für meine Schwester aber höchst betrübend war. Mein Vater hatte den größten Theil des Sommers hindurch seine Muße freudig dem erneuten Familienleben gewidmet, uns in der Stadt und Umgegend zu seinen Bekannten geführt, und auch die an der Alster, an der Elbe, und überhaupt in der Landschaft nah und fern ausgestreuten schönen Vergnügungsorte mit uns fleißig besucht. Es mochte dabei nicht immer die gehoffte Befriedigung Statt finden; meine Mutter, die nicht ohne einigen Anspruch war, mißfiel sich in dem hamburgischen Kaufmannswesen, dessen Reichthum, Glanz und Fülle freilich für unsre Verhältnisse erdrückend waren, und sie hielt sich von diesen Parthieen öfters zurück, indem sie bald Kopfweh bald irgend andre Verhinderung angab. Meine Schwester

blieb dann meist bei der Mutter zu Hause, oft gern, bisweilen doch mit einigem Bedauern. Ich hingegen folgte dem Vater, der nun mit mir allein seine Ausflüge desto freier und weiter führte, so daß ich gewöhnlich von genossenen Vergnügungen erfüllt heimkehrte, und ermüdet kaum noch erzählen mochte, wie schön und herrlich es hergegangen. Am andern Morgen war ich dann wohl beeifert, und fragte theilnehmend, wie denn die Schwester den Nachmittag und Abend hingebracht? und wenn ich vernahm, wie sie neben der Mutter traurig dagesessen, jede ihr Buch vor sich oder ihr Strickzeug, und in das schöne Wetter hinausgesehen, das langsam dahingeronnen sei, so befiel mich tiefes Herzeleid. Die häufige Wiederholung stumpfte mein Gefühl nicht ab, und obwohl ich zu jung und leichtsinnig war, um nicht das mir zufallende Loos gern hinzunehmen, so blieb dabei doch stets mein Mitgefühl für die Schwester wach. Ich empörte mich gegen das Geschick, das uns so ungleich behandelte, mich täglich zu Lust und Freude rief, ihr hingegen Abgeschiedenheit und Langeweile beschied. Wir gingen zu Rath über diese traurige neue Lage, aber wir fanden keine Abhülfe; den Sinn des Vaters hätten wir allenfalls für uns gehabt, aber die Mutter wagten wir nicht anzugehen, sie würde in unsrer Kühnheit einen unverzeihlichen Tadel ihres Benehmens gesehen haben; sie fand es bequem zu Hause zu bleiben, und bei der Mutter zu sein sollte der Tochter stets genügen. Diese schien zuletzt resignirt, und dachte wohl, so sei es einmal in der Welt, ein Mädchen müsse entsagen, wo der Knabe froh genieße. Mich indeß verletzte die Ungerechtigkeit tief, ich wünschte lebhaft, sie meiner Schwester einst vergüten zu können, und es gewährte mir einen wohlthuenden frohen Eindruck, als ich mehrere Jahre später in Berlin nicht selten Beispiele sah, daß Frauen und Mädchen in der Familie nach der äußern Weltseite hin nicht zurückstanden, sondern wohl gar einer Vorhand genossen, bei welcher das häusliche Verhältniß keineswegs beeinträchtigt schien.

Die Nachricht, die uns von dem Tode der Großmutter zukam, betrübte uns tief, am meisten die Mutter und Schwester,

die noch auf der letzten Reise mehrere Tage in Mannheim bei ihr verweilt, und ihre liebevollen Gesinnungen vielfach empfunden hatten. Ihre Frömmigkeit und die Tröstungen der katholischen Kirche hatten sie bis zum letzten Augenblicke sanft getragen, und sie war freudig dahin geschieden. Sie hatte einen Theil ihres Vermögens frühzeitig der Kirche zugewiesen, es blieb indeß noch eine ansehnliche Erbschaft, von welcher jedoch mein Vater nur wenig empfing. In dem uns zugekommenen Theil ihres Nachlasses fanden sich rührende Beweise ihres treuen Andenkens und ihrer zärtlichen Fürsorge für jeden von uns, um so rührender, als dabei das gutmüthige Zutrauen sich zu erkennen gab, mitten in den Kriegsstürmen jener Zeit, daß die Welt, deren Gestalt schon jeden Tag wechselte, ihren gesellschaftlichen Zustand unverändert erhalten würde! —

Mein Vater hatte häufigen Anlaß, Besuche in Wandsbeck zu machen, und obschon der Weg dahin wenig angenehm und zum Theil beschwerlich war, so machte er ihn doch am liebsten zu Fuß, und wollte auch mich durch diese, wie er behauptete, heilsamste Bewegung abhärten. Nun wurde zwar bei festem Boden und im Schatten mir solche Wanderschaft leicht, aber Sand und Sonne machten mich fast erliegen; nach solcher Anstrengung war dann das kühle Dunkel des Wandsbecker Holzes um so labender, und noch mehr die gastliche Aufnahme bei dem Kattunfabrikanten Mooyer, in dessen Familie sich Biederkeit und Anmuth vereinigte. Er hatte mehrere Söhne, die durch einen Hauslehrer vortrefflich unterrichtet wurden, und denen das reiche Haus überhaupt gar vieles darbot, was Kindern nicht oft gewährt wird; sie überhoben sich jedoch ihrer Vortheile nie, und ein strenges Maß hielt ihre Jugend in kräftiger Wachsamkeit. Von allen Knaben, die ich kannte, waren sie mir die liebsten, und ein großer, blumen- und obstreicher, mit Holz und Wiesen verbundner Garten bot den schönsten Raum für unsre Spiele. Ich hätte ihnen vieles beneiden können, beneidete ihnen aber in Wahrheit nur die Gemeinschaft des Unterrichts und den Reichthum der Hülfsmittel desselben. Um so kränkender empfand ich es, als einst der jüngste der

Brüder, im Anflug eines Mißvergnügens, sich über meine Kleidung spöttisch äußerte, die freilich nicht nur geringer, sondern auch etwas ältern Zuschnitts war, als die seinige. Die Brüder verwiesen es ihm augenblicklich, und mit größter Schonung für mich, so daß nicht ich, sondern er beschämt war, allein das frühere Zutrauen hatte einen Stoß erlitten, und konnte nie wieder zu voller Unbefangenheit gelangen. Wenn ich mir dachte, daß auch meine Schwester solchen Bemerkungen ausgesetzt sein könnte, für welche sie als Mädchen noch empfindlicher sein mußte, so war ich versucht, ihr Zuhausebleiben als ein Glück zu preisen, und der empörte Unwillen, den meine nur ihr allein anvertraute Klage in ihr weckte, mußte mich in jenem Gefühl bestärken.

In ganz entgegengesetzter Richtung führten uns mehrere Tage der Woche vor das Altonaer Thor, wo sich eine ganz andere Welt aufthat. Die Wanderungen an der Elbe hin, nach Slavshof, über Ottensen hinaus, waren seltner, gewöhnlich kehrten wir nächst vor Altona in der Neuen Dröge ein, wo in einem vorgeschobenen Pavillon des altehrbaren Wirthshauses eine kleine Zahl ausgewählter Gäste aus Hamburg und Altona zusammenzukommen pflegten. Der Altonaer Senator von Schoon, ein dänischer Rittmeister, der kurkölnische Bibliothekar Benfeldt aus Bonn, ein schwedischer Freiherr Ehrenstern nebst einer zarten anmuthigen Frau und allerliebsten Kindern, ein hamburgischer Kandidat John und ein paar Kaufherren, bildeten den Stamm des Vereins. Senator von Schoon war eine der würdigsten und angenehmsten Persönlichkeiten, die mir je vorgekommen; ich wurde überraschend an ihn erinnert, als ich in späterer Zeit den Staatskanzler Hardenberg das erstemal sah. Er hatte große Reisen gemacht, sich lange in Frankreich und besonders auch in Holland aufgehalten, welches das Land seiner Vorliebe war, und von dem er gern und sehr anziehend erzählte; eine vornehme Festigkeit und Milde war in allem was er that und sprach, die Art seiner Rede möcht' ich Goethisch nennen, so klar und sicher, so gehaltvoll darstellend war sie; wenn er das Wort führte, so begehrte ich keine andre Unterhaltung, mein Blick hing an seinem Munde, besonders wenn

er vom Seewesen sprach; könnte ich seine Schilderung der Schlacht bei Doggersbank und die Enthüllung der Umstände, welche diesen Aufblitz holländischen Waffenruhmes begleiteten, hier zu Papier bringen, wie sie mir im Gedächtnisse steht, so würde dem Leser das, wovon meine Worte nur einen unvollständigen Begriff geben, sogleich anschaulich werden. Der Mann ist öffentlich nie aufgetreten, und doch lag in ihm unzweifelhaft das Talent des Redners und Schriftstellers; er gehört mir zu den Zeugnissen der unübersehbaren, verschwenderischen Fülle, mit der die Natur, wie andres Leben, auch das geistige über die Welt ausstreut, die es in Masse gebraucht und verschlingt, und nur im seltneren Falle dem Einzelnen seine Ehre giebt. Hierüber war ich in späterer Zeit oft in Streit mit Schleiermacher, der immer behauptete, jede Tüchtigkeit wirke nicht nur, sondern trete auch an's Licht, und alles Vorzüglichste werde von der Geschichte aufgenommen und bewahrt, wobei er allerdings den dialektischen Vortheil üben konnte, jedes ungenannte Verdienst, das ich ihm als solches vorführte, nun eben als durch mich registrirt anzumerken, und folglich gegen mich zeugen zu lassen! Nun diese Befriedigung empfängt seine Meinung jetzt auch in Betreff von Schoon's; wiewohl es für letztern doch eine zu schwache bleibt, seinen Namen, anstatt eignen Schwingen, nur fremder Feder vertraut zu sehen! Der ausgezeichnete Mann, der als Wittwer mit seinem einzigen sehr artigen und sorgfältig erzogenen Töchterchen ein schönes, mit Kostbarkeiten und Seltenheiten angefülltes Haus in der Pallmaille bewohnte, und als sehr reich bekannt war, erlebte späterhin Unglück, daß seine Fassung erschütterte und ihn zu verzweifelten Mitteln greifen ließ, wodurch seine letzten Lebensjahre auf das traurigste zerrüttet wurden. Seine Tochter ist die Gattin des berühmten Astronomen Schumacher in Altona.

In dem erwähnten Kreise übte auch das politische Interesse sein Recht, und hier war es, daß ich zuerst und auffallend den Namen des Generals Bonaparte nennen hörte, dessen Siegesbahn eben begonnen hatte und im Laufe des Sommers 1796 zu den unerhörtesten Erfolgen sich ausdehnte.

Seine Erscheinung war ein aufsteigendes Meteor, dessen wachsender Glanz immer ausschließender die Blicke fesselte. Wie bewunderte man den jungen Helden, wie begeistert wünschte man ihm Heil, da er es war, der zuerst der Freiheit, der Republik, in Europa den entschiedenen Ausschlag gab! Denn auf der Seite Frankreichs waren auch hier, mehr oder minder, die lautesten Meinungen, und wenn die Franzosen getadelt wurden, so war es im Sinne ihrer Partheien, nicht aber im Sinne der Mächte, die mit ihnen im Kriege standen. Die Verhandlungen waren oft lebhaft, aber wurden nie stürmisch, ein einzigesmal ausgenommen, da ein schwedischer Offizier von Heß — mit dem in Hamburg eingebürgerten Ludwig von Heß nicht zu verwechseln — bei neuen Siegen der Franzosen seiner Wuth keine Gränzen wußte, und sie und ihren Anführer tausendmal verwünschte. Seine Ausfälle gingen dann auch persönlich auf die Anwesenden, und er schien es auf einen Zweikampf abgesehen zu haben, der indeß durch die Besonnenheit der Andern vermieden wurde. Der Senator von Schoon aber stellte ihm, als er am andern Tage wiederkehrte, mit freundlicher Würde vor, wie viel klüger es wäre, wenn er eine Gesellschaft, wo er keine Sympathie für sich wisse, künftig miede; der Rath war zu dringend und einleuchtend, um nicht befolgt zu werden.

Doch gab es für mich hier noch andre Reize, die, stärker als die Unterhaltung im Zimmer, hinaus in's Freie riefen. Der Hamburgerberg, von jeher ein Tummelplatz bewegter Volksmassen, lieferte Merkwürdigkeiten aller Art; Buden waren dort aufgeschlagen, theils um Eßwaaren und Erfrischungen feil zu bieten; theils um ausländische oder abgerichtete Thiere sehen zu lassen; von allen Seiten ertönte türkische Musik, Seiltänzer und Kunstreiter gaben ihre Schaustücke unter freiem Himmel, oft von unübersehbaren Haufen der Zuschauer umgeben, zwischen welche sich Polichinellbühnen eindrängten, um jede Lücke der großen Vorstellungen zu benutzen, und sogleich mit ihren beliebten Späßen einzufallen, für die aus der versammelten Menge sich alsbald kleinere Gruppen ablösten. In diesem wogenden Gewirr

gab es immer neue Gegenstände und neue Vorfälle, das hamburgische Volksleben zeigte sich in ganzer Derbheit, und war interessant genug, um häufig den Einen oder Andern aus unsrer Mitte, oft auch meinen Vater selbst, zu näherem Betrachten anzulocken, wo mir dann mitzugehen erlaubt war. Die rothen hamburgischen Dragoner, ruhig auf ihren kolossalen Rossen haltend, waren ein ernster Hintergrund dieser Volkslustbarkeiten, denen von der Altonaer Seite dänische Husaren bereit standen. Doch galt die bewaffnete Aufstellung am meisten dem zahlreichen Matrosenvolke, das in den weiter abliegenden Häusern des Hamburgerberges seine wilden Freuden hatte, bei denen nicht selten blutige Opfer fielen. Diesen Schauplatz hab' ich nie näher gesehen, selbst unter Obhut nicht, da keine den hinlänglichen Schutz verbürgen konnte, und ohnehin das Hörensagen schon genug war. Hingegen durft' ich nach der andern Seite hin die friedlichen Schatten der Reeperbahn allein durchwandeln, wo häufig Bürgerfamilien im Grase lagerten, und die Kinder ihre Renn- und Ballspiele hatten. Genug, wenn ich nach Hause kam, fehlte es nie an Stoff zum Erzählen, immer hatte ich etwas Neues erlebt oder vernommen.

Bisweilen wurde vor solchen Spazirgängen eine Art von Geschäft abgethan, das einem Knaben wohl hätte langweilig sein dürfen, mir aber zum größten Vergnügen wurde. Ich begleitete nämlich den Vater in den früheren Nachmittagsstunden zu Bücherversteigerungen, deren zu jener und der nächstfolgenden Zeit in Hamburg sehr bedeutende vorkamen. Oft geschah der Verkauf in den Sterbehäusern, in behaglichen, schönen Räumen, die würdigsten Männer fanden sich dabei ein, Büsch, Brodhagen, Peter Friedrich Röding, man unterhielt sich von Litteratur, betrachtete und prüfte die Bücher, die großen Pracht- und Kupferwerke, deren hohe Kaufpreise doch oft kaum ein Drittheil des ursprünglichen betrugen. Ganze Bibliotheken, aus Frankreich geflüchtet, in prachtvollen Saffianbänden mit Goldschnitt, Didot'sche und Bodonische Drucke, früher Eigenthum reicher Herzoge und Fürsten, wurden hier unter den Hammer gebracht. Doch solche Sammlungen des Luxus, wie reich sie sein mochten,

schwanden gegen die größern und respektableren Bücherschätze, welche von litterarischen Hamburgern hinterlassen wurden. Aerzte, Prediger, Rechtsgelehrte und Kaufleute schienen ihre Einkünfte, ihr Vermögen, hauptsächlich auf Bücher verwendet zu haben. Die Bibliothek von Doktor Bolten, in herrlichen Franzbänden, vollständig im Auserlesenen und Kostbaren des medizinischen und naturwissenschaftlichen Faches, schien wirklich die Kräfte eines Privatmannes zu übersteigen; der Verkauf der Bücher des Doktor Cropp, ich glaube gegen hunderttausend Bände, zog sich durch mehrere Jahre; so sind mir auch große Sammlungen von Giseke, Sievert und Martin Dorner noch lebhaft erinnerlich; neben den großen Versteigerungen liefen eine Menge kleiner hin, es war eine immerwährende Bewegung. Für mich hatte der Anblick dieser Büchermassen, das Durchblättern der Kupferwerke, die Achtsamkeit auf Druckort und Jahreszahl, auf die Vorzüge und den Werth der Exemplare, den größten Reiz. Ich wurde nicht müde, mit diesen Formaten aller Art zu hantieren, und legte so den ersten Grund zu einer mannigfachen Bücherkenntniß, die mir späterhin oft sehr werth geworden. Oft hatte ich denn auch die Freude, die schönsten Bände eines kostbaren verheißungsvollen Inhalts in unsern Besitz übergehen zu sehen, denn bedeutende Werke wurden oft um einen Preis zugeschlagen, der kaum in Betracht kommen konnte. Wenn ich spät Abends mit meinem Vater nach Hause kam, ließ ich selten die Müdigkeit mich hindern, vor allem nach den inzwischen gebrachten Büchern zu fragen, und die anziehendsten durchzusehen.

Eines der Bücher, die mir auf diese Art in die Hände kamen, war der Espion turc, ein zu seiner Zeit beliebtes und wiederholt aufgelegtes Werk, das in der Form von Berichten eines angeblich in Paris lebenden türkischen geheimen Kundschafters die Zeitgeschichte Ludwig's des Dreizehnten und Vierzehnten lebhaft genug mittheilt. Der Verfasser Marana ist weniger berühmt geworden als sein Buch, auch ist er weder ein kritischer Forscher, noch ein Meister der Darstellung; allein ihm gebührt, gleich seinem Zeitgenossen Gregorio Leti, das Lob, eine große Masse historischen Stoffes

lesbar unter die Leute gebracht zu haben. Die von ihm gewählte Form hat schon in dem Gegensatze des Morgenlandes gegen das Abendland einen lebhaften Reiz, die Auffassung der Ereignisse, als geschähen sie im Augenblicke, giebt eine erhöhte Spannung, und der Autor weiß die Gegenstände mit seiner Fiktion geschickt genug zu durchflechten. Der Türke gehörte bald zu meinen Lieblingen, und ich las seine Depeschen mit großem Eifer. Mit diesem Lesen wetteiferte jedoch das der Zeitungen, die nun beinahe täglich neue Siegesnachrichten von Bonaparte brachten, und deßhalb von uns Allen mit brennender Begier verschlungen wurden. Der Hamburgische Korrespondent war uns das Wichtigste vom Tage, wir lasen die Blätter gemeinsam, und ich begann sie zu sammeln, um sie wiederholt lesen zu können. Das stete Uebergehen von dem einen zu dem andern Lesen erweckte mir endlich den Gedanken, beider Interesse zu vereinen, und den Stoff der Zeitung in der Weise des Kundschafters zu verarbeiten. Da die Tagesangaben im Verfolg immer einige Berichtigung erfuhren, auch aus andern Blättern, z. B. aus dem Journal der neuesten Weltbegebenheiten, aus der Minerva von Archenholz und dem Journal Frankreich von Reichardt, die mir zu Gesicht kamen, viel neuer Stoff hinzutrat, so war die Arbeit bedeutend genug, und nicht selten über meine Kräfte, daher ich sie auch nicht lange fortsetzte. Diese Nachahmung war mein erster schriftstellerischer Versuch, und Mutter und Schwester, denen ich sie zeigte, waren überzufrieden mit meiner Leistung.

Mein Vater hielt meine Thätigkeit in andrer Richtung wach, und verlangte vor allem Fortschritte im Lateinischen. Ich hatte abwechselnd den Cornelius Nepos, das Pantheum mythicum von Pomey, und, damit auch den medizinischen Studien vorgearbeitet würde, die Materia alimentaria von Zückert zu übersetzen; Abschnitte aus Valerius Maximus, die Andria des Terenz und einzelne Scenen von Plautus wurden flüchtig durchgenommen; Stücke aus Celsus hingegen und Oden des Horaz mußten dem Gedächtniß eingeprägt werden. Mein Ehrgeiz war aber auch auf Lateinschreiben gerichtet, und da es mich wunderte und verdroß, hiezu nicht

angeleitet zu werden, so brach ich mir selber die Bahn, und versuchte, jetzt den Nepos nachahmend, Lebensabrisse berühmter Gesetzgeber zu verfassen; ich schilderte Moses, Lykurg, Solon und Numa, so gut es meine Hülfsmittel erlaubten, und brachte ein kleines Buch zu Stande, welches meinen Vater höchlich überraschte und erfreute. Züge aus der Revolutionsgeschichte, in der Weise des Valerius Maximus vorgetragen, schlossen sich an. Doch wurde mir diese freiwillige Uebung dadurch verleidet, daß mein Vater jeden begangnen Fehler gradezu übel nahm, und mich mit Hohn und Bitterkeit darüber anließ, so daß ich endlich nur mit Zagen meine Blätter brachte und gewöhnlich mit Weinen sie zurückempfing. Was half es mir, daß er gegen Andre meinen Fleiß und meine Fortschritte rühmend pries! Seine Zufriedenheit hätte mich beglückt, aber ich wußte von ihr nichts, und sah mich von hartem Tadel getroffen, der mir sogar den Glauben nahm, sie jemals erlangen zu können.

Mit dem Herbste verkürzten sich die Spazirgänge, die Thore wurden mit Sonnenuntergang unwiderruflich geschlossen, und verspäteter Einlaß für Sperrgeld fand nicht Statt. Wir sahen mit Wohlgefallen ein häusliches Zusammensein wieder eintreten, und waren sehr glücklich, wenn die Eltern mit uns am Theetisch vereint auf unsre Spiele eingingen, oder uns an ihren Gesprächen Theil nehmen ließen. Bisweilen wurde etwas gelesen und das Gelesene besprochen, an manchen Abenden auch Brett- oder Kartenspiel erlaubt. Die Mutter hatte auf einem Trödelstande mit freudiger Verwunderung ein in Hamburg völlig unbekanntes, ihr aber von Straßburg her bekanntes Spiel entdeckt, ein Pochbrett nämlich, welches sie mit nach Hause brachte und aus vaterstädtischer Erinnerung sogleich in Gebrauch setzte. Von Kartenspielen gestattete der Vater keines, das gäng und gäbe war, kein Whist, kein Hombre, wohl aber Tarok und andre wenig gebräuchliche, denn wir sollten unsern Scharfsinn üben, und doch mit Andern zu spielen verhindert sein. Wir besuchten mit der Mutter jetzt auch mehrmals das Theater, wo wir mit erregtestem Antheil die Kotzebue'schen und Iffland'schen Stücke sahen, fest überzeugt, daß es in der Welt nichts Schöneres

geben könne, als diese Beispiele von Tugend, Edelmuth und Wohlthun. Die französische Bühne, welche damals in Hamburg große Gunst hatte, zog uns weit weniger an, als die deutsche, wenn auch manche Stücke uns recht gut gefielen. Ein Talent wie Madame Chevalier, deren berühmte Schreckensszene im Blaubart ich noch vor ihrer Abreise nach Rußland zu guterletzt gesehen hatte, war freilich nicht mehr vorhanden.

Für mich eröffnete der Winter noch ein anderes Theater, auf das ich schon vorbereitet war, das anatomische nämlich, welches ich mit wahrer Leidenschaft zu besuchen anfing. Die Veranstaltung, daß anatomische Vorlesungen gehalten wurden, ging eigentlich von der hamburgischen patriotischen Gesellschaft aus, die vieles Gemeinnützige anregte und nachdrücklich unterstützte. Ein wackrer Stadtwundarzt, Ehlers, kam der Aufforderung thätig entgegen, ein schönes Theater war auf dem Einbeck'schen Hause längst vorhanden, Leichen lieferte der Krankenhof, und die unentgeltlichen Demonstrationen hatten zahlreiche Zuhörer. Mein Vater besuchte jene Gesellschaft fleißig, und that der neuen Anstalt allen Vorschub; daß er seinen noch nicht zwölfjährigen Sohn hinschickte, wurde als löbliches Beispiel angeführt. Ich machte in der That eine nicht geringe Figur dabei. Weder Lehrer noch Mitschüler waren sicher in den lateinischen Kasus, die ich mit Leichtigkeit handhabte, und nicht selten angeben mußte. Es waren bescheidene Anfänge; wir hatten fürerst mit Knochen und Muskeln vollauf zu thun, die Lehre von den Eingeweiden und Gefäßen wurde uns als ein Gegenstand künftiger Fortschritte bedeutsam vorgehalten.

Am Ende des Winters fiel ich in eine schwere Krankheit, ein galligtes Nervenfieber, dem ich beinah erlegen wäre. Durch meines Vaters entschloßne und sorgsame Behandlung genas ich endlich, nachdem ich lange in Gefahr geschwebt. Wenn ich den Vater liebevoll an meinem Bette, und in seinem Auge den scharfen Blick sichrer Kenntniß blitzen sah, so fühlt' ich mich aller Sorge ledig, und die treue Pflege von Mutter und Schwester that mir so wohl, daß ich es für kein Unglück hielt krank zu sein. Das größte Glück

aber kam mir mit der Genesung, sie trat mit dem Frühling ein, und hielt gleichsam Schritt mit ihm. Meine ersten Ausgänge an des Vaters Arm führten in sonnenerwärmte Luft, unter Blüthenbäume, in grünendes Feld und Büsche, die Vögel sangen lustig, das junge Laub drängte sich quellend hervor, Himmel und Erde wetteiferten in Schönheit. Ich war in fortwährendem Entzücken, und genoß die zwiefache Wiedergeburt in vollen Zügen. Zwischen Gärten und Wiesen, an blühenden Hecken, neben rauschender Quelle hinwandernd, fiel ich meinem Vater aus Freude weinend in die Arme, und die Macht meiner Rührung war so stark, daß ich mit Staunen auch die seinige geweckt sah. Nie hat mich der Frühling so ganz ergriffen, nie hat sich mein Gemüth ihm so erschlossen. Diese Wonne des Frühlings und der Genesung zog sich durch mehrere Wochen hin, denn nur allmählig kehrten meine Kräfte wieder. Mein Vater erkannte die Nothwendigkeit, mich zu schonen, ich mußte so viel als möglich im Freien sein, und durfte mich um kein Lernen kümmern, als insofern es mir zum Vergnügen diente.

Ich verlor durch diese Versäumniß nichts, denn, vollkommen hergestellt und gekräftigt, bracht' ich zu den Studien nur erhöhten Eifer und Erfolg. Die früheren Arbeiten wurden sämmtlich wieder vorgenommen, und neue kamen hinzu. Die Reisen des jungen Anacharsis führten mich in das griechische Leben ein, und berauschten mich durch poetischen Anhauch. Ich las nun auch den Ossian in der Uebersetzung von Denis und kostete den Homer in der von Voß, den letztern ganz zu lesen hinderte nur das Prachtexemplar, das mir unaufgeschnitten geliehen war, und das ich nicht aufzuschneiden wagte. Die deutschen Hexameter machten mir viel zu schaffen; der Bau des Verses war mir durch die Aeneis bekannt, die lateinische Prosodie vollkommen einleuchtend; aber im Deutschen galt offenbar ein andres Gesetz, und worauf es ankomme, vermocht' ich nicht herauszubringen. Ich ging öfters auf den Wall, setzte mich an abgelegenem Orte mit meinen Büchern und Papieren hin, und wollte mit Gewalt in die Sache eindringen; ein rechtes Wort hätte mich aufklären können, aber dies rechte Wort wußten nur

Wenige, und selbst Goethe hat später eingestanden, wie sehr er sich erfolglos damit gequält. In der That, wer von der alten Silbenmessung zur deutschen kommt, der findet keine Brücke, sondern muß einen ungeheuern Sprung wagen. Ich versuchte es her und hin, und brachte in der Angst, statt der Hexameter, jambische Reimverse zu Stande; also das war doch gewonnen, ich machte deutsche Verse! Reimverse ließen sich nach dem Gehör machen, das aber ging bei den klassischen Silbenmaßen nicht; bei diesen, was mich noch mehr verwirrte, war auch im Deutschen die Praxis nicht gleich, denn ich fühlte deutlich, ohne sagen zu können, worin es läge, daß die Hexameter von Denis und die von Voß ganz verschiedene Dinge seien, wobei ich, gegen den Ausspruch meines Vaters, die von Voß heimlich für die bessern hielt. Wodurch und wie mein Streben zum Durchbruch gekommen, weiß ich nicht zu sagen; genug, eines Tages, nachdem ich auf's neue gerungen, fand ich die Schwierigkeit überwunden, ich machte Hexameter, und aus Furcht, die Kunst möchte mir wieder schwinden, übt' ich sie gleich aus allen Kräften ein. Es versteht sich, daß ich nun nicht zweifelte, ich sei ein deutscher Dichter, ja die gute Schwester begrüßte mich freudigstaunend mit diesem Namen. —

In dieser Zeit wurden mir auch neulateinische Dichter von meinem Vater empfohlen, und ich versuchte mich vielfach an des Mazolli oder Marcellus Palingenius Zodiacus vitae, an des Vaniere Praedium rusticum, des Vida Hymnen und Christias, und selbst an des Grotius Tragödie Christus patiens, doch ohne diesen Werken Geschmack abzugewinnen. Mein Vater hatte diese und andre Lieblingsbücher meist in kleinen holländischen Ausgaben, die sich bequem in der Tasche führen ließen, und deren feinen Druck sein kurzsichtiges aber in der Nähe scharfes Auge recht gut las. Mir waren diese Drucke gleichfalls angenehm, und die Elzevir'schen, Wetstein'schen und Janssen'schen Sedezbändchen las ich ohne Mühe; meine guten Augen wurden hierin, wie auch wegen meines feinen Ausschneidens, immer gerühmt, besonders da sie als weitsichtige auf so scharfes Sehen in der Nähe weniger Anspruch haben konnten. Wie groß war aber der Schreck,

das Erstaunen, als unvermuthet an den Tag kam, daß ich kurzsichtig sei! Ich hatte wohl seit einiger Zeit die entfernteren Gegenstände weniger genau erkannt, hatte Inschriften und Anschläge mühsam gelesen, allein dies war für Mangel an Achtsamkeit genommen und als solcher getadelt worden. Erst durch die Vorträge auf der Anatomie, wo scharfes Sehen so wichtig war, und mir mit aller Anstrengung vom entfernteren Platze her nicht gelang, erkannte ich mich als einen Kurzsichtigen. Der Vater wollte die Sache nicht glauben, Mutter und Schwester waren betrübt, ich selbst wußte nicht wie mir geschehen war. Der Gedanke, daß mir die kleinen Drucke und das feine Ausschneiden geschadet, konnte doch nicht lange bestehen; zuletzt ergab sich als das Wahrscheinlichste, daß mein Auge während des Wachsthums eine Veränderung müsse erlitten haben.

Im Herbst 1797 erfolgte ein Ereigniß, auf das man in Europa und Amerika lange gehofft hatte, die Freilassung des Generals Lafayette aus der Gefangenschaft in Olmütz. Seine Ankunft in Hamburg erregte die freudigste Spannung; er zählte hier enthusiastische Anhänger, und unter ihnen solche, die nicht seinen politischen Grundsätzen huldigen, sondern seine Leiden, seine Tugend ehren wollten. Seine und Doktor Bollmann's Freunde, Franzosen, Amerikaner und Hamburger, hatten sich am Nachmittage des 4. Oktobers vor dem Baumhause zu seinem Empfang vereinigt, und harrten des Hamburger Ewers, der ihn bringen sollte. Mein Vater und ich standen an günstiger Stelle, und sahen ihn aussteigen, begleitet von seiner Gattin und seinen beiden Töchtern, ihm folgten die andern beiden Gefährten seiner Gefangenschaft, Bureau de Puzy und La-Tour-Maubourg. Er sah leidend aus, mild und wohlwollend, aber auch fest und entschlossen; als er die französische Kokarde an den Hüten der Bewillkommenden erblickte, begrüßte er sie lebhaft, indem er die seinige hoch empor zeigte. Bei jedem Schritte die Stufen hinan erfuhr er neue Umarmungen, neue Händedrücke, er segnete mit thränenvollem Blicke den Boden der Freiheit, den er jetzt wieder betrat, denn bis hierher war er noch unter der Begleitung und Aufsicht eines österreichischen

Offiziers geweſen. Der ganze Hergang war ſtill und einfach, erſt als er — ich glaube mit dem Hamburger Doktor Chauſepié — in den Wagen des nordamerikaniſchen Conſuls Pariſh einſtieg, erſcholl aus der gedrängten Zuſchauermaſſe ein donnerndes Vive Lafayette! Auf mich hatte die Erſcheinung einen tiefen Eindruck gemacht, das Bild des Mannes war mir in die Seele geprägt, es war das erſtemal, daß ich einen mir als groß und weltberühmt bekannten Mann perſönlich geſehen hatte, ich fühlte mich bereichert und gehoben durch den Anblick. Zu Hauſe verſucht' ich meine Empfindungen niederzuſchreiben, und füllte mehrere Seiten; mein Vater, der mein Denkblatt las, ſagte nichts darüber, behielt es aber, und meine Schweſter brachte heraus, daß er daſſelbe mehreren Freunden gezeigt hatte.

Ein Feſt der franzöſiſchen Republikaner in Harvſtehude, das wir mitanſahen, hatte wahrſcheinlich Bezug auf Lafayette, der aber nicht zugegen war, ſondern ſich gleich nach Holſtein auf's Land begeben hatte. Ich erinnere mich nur, daß der Miniſter Reinhard präſidirte, und daß der Sänger Chateauneuf vom franzöſiſchen Theater patriotiſche Lieder vortrug, deren Schlußzeilen die ganze Geſellſchaft ſtürmiſch zu wiederholen pflegte. Der auf dieſe Art mehrmals erſchallende Refrain

Nous ne reconnaissons, en détestant les rois,
Que l'amour des vertus et l'empire des lois!

rief manchen Gäſten doch zu lebhaft die überſtandene Jakobinerzeit zurück, und ſie proteſtirten gegen die Beleidigung der Könige, da von zweien, der Republik befreundeten, ſogar die Geſandten in der Nähe waren, der däniſche nämlich und der preußiſche.

In der Stimmung der Zeit fand unerwartet ein Gedicht den ſtärkſten Anklang, welches für ſie doch keineswegs berechnet ſein konnte. Ein edler Dichter führte das Bild der traurigen Stürme und Verwirrungen vorüber, ließ aber nicht politiſche Leidenſchaft, ſondern reinmenſchlichen Antheil darin walten. Dies war der Ausdruck ſeiner Empfindungen, und ſchien keineswegs den in der Welt vorherrſchenden zu

entsprechen; aber siehe da! er hatte das tiefste, innere Bedürfniß aller Bessern getroffen, und mächtig trat dies an den Tag in der allgemeinen Wirkung, die er in Deutschland hervorrief. Das Gedicht war Goethe's Hermann und Dorothea, und eben als Taschenbuch für das Jahr 1798 erschienen. Meine Schwester und ich bekamen es mit andern neuen Almanachen, und waren gleich davon ergriffen. Der Namen konnte damals noch nicht bestechend auf uns wirken, die Darstellung hatte für uns noch keinen Kunstwerth, es war nur der Stoff und sein rein hervortretender Gehalt, die uns bezauberten. Hingerissen aber wurden wir sogar wider Willen, denn unsre Gesinnung forderte eigentlich stärkere Partheinahme für die Franzosen, und hier fanden wir unerwartet auf der deutschen Seite unsre Rechnung. Wir glaubten nur etwas Gewöhnliches gelesen zu haben, und fühlten lange die außerordentliche Wirkung. Jener erste, fast bewußtlose Eindruck stieg in aller Kraft einer tiefen Erinnerung wieder in mir empor, als Hegel später in Berlin mir einesmals erzählte, wie er zu Frankfurt am Main gewesen, als das Goethe'sche Gedicht erschienen, und daß wer es nicht erlebt habe, sich keine Vorstellung davon machen könne, wie mächtig dasselbe auf die Menschen gewirkt, wie vaterländisch und versöhnlich es die Gemüther gestimmt habe. —

Zum Winter eröffnete sich auf's neue das anatomische Theater, und ich besuchte nicht nur die jetzt vermehrten Vorträge, sondern ich nahm auch am Zergliedern Theil. Dies ernste Geschäft wurde mit Heiterkeit, ja fast mit Uebermuth betrieben, und es scheint beinahe nothwendig, sich auf solche Weise gegen das Gespenstige des Todes und die Widrigkeit der Fäulniß zu betäuben, denen ein gelassener Sinn doch nur mit Schaudern naht. Ich erfuhr an mir selbst, daß hier der Gesichtspunkt und die Stimmung, die man zu den Dingen mitbringt, alles sind. Von Kindheit auf bangte mir im Dunkeln, fürchtete ich mich vor Leichen; beim Zergliedern aber blieb ich oft, wenn die Andern weggingen und es schon dunkelte, ruhig allein zurück, und wartete die Stunde der Vorlesung ab, wo denn wieder Licht und Leben zu mir

traten. Von meinen damaligen Mitschülern hab' ich einen berühmtgewordenen zu nennen, den Sohn des hamburgischen, nachher helmstädtischen Professors Lichtenstein, den Reisenden von Südafrika, jetzigen Geheimenrath in Berlin. Der Sohn des Demonstrators Ehlers und ein junger Hamburger Namens Luther, mit dem ich in der Folge innigst befreundet wurde, wetteiferten mit mir, und ein schon älterer Wundarzt Werner aus Berlin nahm sich unser treulich an, nicht ohne uns bei jedem Anlasse zu erinnern, das wahre Heil und die rechte Tüchtigkeit alles medizinischen Wissens hätten wir doch erst künftig in Berlin zu erwarten. Wir hörten bei Ehlers auch Vorlesungen über Chirurgie, von denen natürlich dasselbe gelten mußte, daß sie nur Vorbereitung sein könnten auf die künftigen in Berlin.

Diese Beschäftigungen nahmen meine Zeit ungewöhnlich in Anspruch, denn auch zu Hause hatte ich den Inhalt der Vorträge fleißig zu wiederholen. Ungemein erschwert wurde mir die Arbeit durch den Eigensinn des Vaters, der mir durchaus nicht die eingeführten deutschen Lehrbücher anschaffen wollte, sondern darauf bestand, daß ich Anatomie aus lateinischen Schriften lernen sollte; aber Plenk und Leber, an die ich mich hielt, die Eustachischen und andere Kupfertafeln, die mir nicht fehlten, stellten die Dinge oft anders dar, als ich sie nach Walter und andern Neueren vortragen hörte, ich hatte nun zweierlei Linien zu verfolgen, und beide auf einander zurückzuführen, was nicht immer gelang. Sogar des Vaters eigne Wissenschaft stimmte nicht stets mit dem, was ich aus dem Hörsaal nach Hause brachte, und es gab öfters verdrießliche Erörterungen, die mir zu vermeiden unmöglich war. Zum Glück empfand Ehlers für meinen Vater die größte Ehrerbietung und stellte sich willig unter dessen Autorität, sonst hätte ich manchmal in übler Klemme gesteckt, wenn der Eine hartnäckig os bregmatis nannte, was bei dem Andern os parietale hieß! —

Meines Vaters eigne Thätigkeit hatte seit einiger Zeit ungemein zugenommen, seine Lage verbesserte sich rasch und durfte bei solchem Fortgange den gedeihlichsten Wohlstand versprechen. Sein Eifer, der kein Ansehn der Person kannte,

zog ihm aber auch vorzugsweise das Vertrauen der Armen zu, und die Anforderungen gingen oft über seine Kräfte. Dabei hatte er ein lateinisches Werk unternommen, in welchem er wichtige Erfahrungen mitzutheilen beabsichtigte. Unter solchen Umständen, sowohl von meiner Seite als von der seinigen, war es natürlich, daß meine lateinischen Stunden seltner wurden, und oft mehrere Tage ausfielen. Nach einer längern Unterbrechung fiel dem Vater ein, das Versäumte kräftig einzubringen, und er befahl mir eine Ausarbeitung, die wohl schlecht gewesen sein muß, denn er gerieth in heftigen Zorn, und beschuldigte mich der strafbarsten Nachlässigkeit. Die nächsten Aufgaben und Prüfungen lieferten ebenfalls ungünstige Ergebnisse, und konnten keine andern liefern, denn es wurde offenbar, daß ich schon lange mehr in oberflächlichem Schein als in wahrer Gründlichkeit fortgeschritten war, und auf der künstlichen Höhe, zu der ich hinaufgeschraubt worden, mich nicht halten konnte. Bisher hatte der Vater selber dies alles verdecken helfen, jetzt enthüllte er schonungslos den Schaden, und machte ihn fast unheilbar durch die Vorwürfe, die er auf mich häufte, und die Niedergeschlagenheit, die sich dadurch in mir festsetzte. Der Unwillen des Vaters ging so weit, zu erklären, es wäre am besten, ich gäbe das Studiren auf, und wählte eine andre Bestimmung, ich könnte ja zu Schiff gehen und, wie schon Viele, mein Glück in der weiten Welt suchen. Dergleichen Schreckbilder waren nicht ernstlich gemeint, aber auf mich wirkten sie nur zu sehr, ich mußte an mir selber zweifeln, und dachte wirklich, jetzt in meinem zwölften Jahre, da ich schon ganz erwachsen und entwickelt war, alles bisherige Streben sei verloren, ich müsse alles von vorn anfangen, vielleicht in andrer Richtung, für andre Zwecke!

Ich fand in meiner Nähe keinen Trost, denn leider war auch unsre Häuslichkeit schon eine Zeit lang im Innern verstimmt, und offenbarte einen Zwiespalt, der zwar keine tiefen Ursachen hatte und jeden Augenblick aufhören konnte, aber in seiner Fortdauer uns Kinder aller Freude beraubte, uns wider Willen auf verschiedene Seiten drängte. Benehmen und Handlungsweise, die wir zu beurtheilen weder

Beruf noch Neigung hatten, betrafen uns zu nah, als daß wir ſie nicht hätten erörtern und, wenn auch nur insgeheim, billigen oder tadeln müſſen. Das Näherſtehen, der Zug des Herzens, und auch wohl die ſtille Macht unbeſtechlichen Urtheils, hielten mich ganz auf der Seite des Vaters, wie meine Schweſter doch mehr auf der Seite der Mutter ſtand; die unerſchütterte Geſchwiſterliebe konnte dieſem Gegenſatze nicht wehren. Wenn mir aber nun der Vater ſich abwandte, ſo war ich ganz verlaſſen, und in dieſem Gefühl erlebt' ich Tage, deren Troſtloſigkeit nicht zu ſchildern iſt. —

Was mit mir werden ſollte, lag mir in tiefſter Dunkelheit. Aus meinen Kräften war hier keine Hülfe möglich, ſie mußte durch höhere Fügung kommen, die ich inbrünſtig anrief. Doch vergingen die Tage nicht, ohne daß ich redlich bemüht geweſen wäre, meinerſeits alles zu thun, was zum Guten diente. Ich arbeitete unverdroſſen, und brachte es wenigſtens dahin, daß der Vater mich neuer Aufgaben würdigte, und meine Arbeiten wieder durchſah. Nach und nach bezeigte er ſich zufriedner, ohne daß ich, wenn ich mich im Gewiſſen befragte, dafür mehr Grund finden konnte, als für die vorhergehende Unzufriedenheit, denn was ich damals und jetzt leiſtete, war meinem Gefühle nach kaum verſchieden. Ein Ereigniß, auf das ich nicht gerechnet hatte, kam günſtig zu Hülfe. Aus einer öffentlichen Prüfung in der Anatomie brachte ich die Neuigkeit nach Hauſe, daß die patriotiſche Geſellſchaft Ehrenpreiſe ausgeſetzt habe, und daß demgemäß drei Medaillen vertheilt, mir aber die erſte zuerkannt worden. Nun hatte ich gewonnen. Die letzten Wolken verzogen ſich, und Tage gleich den früheren, wenn nicht glücklichere, doch befriedigte, ſchienen dauernd wiedergekehrt.

Doch war es anders beſchloſſen. Mein Vater, der bis dahin immer geſund geweſen, erkrankte ſchwer an einem heftigen Leberübel. Er war ſein eigner Arzt, und erkannte ſeine Krankheit für tödtlich. Seine Faſſung war bewunderungswerth, weder die Schmerzen, noch das nahe Scheiden ſtörten ſeine Gemüthsruhe. Mit Heiterkeit verſammelte er uns eines Abends um ſein Bett, ſprach liebreich mit der Mutter über

ihre Zukunft, gab ihr Rath, wie sie ihr Leben für sich und für uns am besten ordnen würde, sprach in gleicher Weise mit uns Kindern, ermahnte uns zu allem Guten. Als er unsre Trostlosigkeit sah, meinte er, es sei wohl noch möglich, daß er genese; auch nahm er Arznei, zum Beweise der noch vorhandnen Hoffnung, und beschwichtigte uns so weit, daß wir auf seinen Wunsch zur Ruhe gingen. Nun hatte er wirklich geglaubt, in jener Nacht zu sterben, die aber im Gegentheil eine heilsame Krise brachte, das Fieber ließ nach, und am andern Morgen sah er sich auf dem Wege der Genesung.

Von seinen Freunden stand ihm in dieser Zeit keiner so nah, wie der Konsul Kirchhof, ihm hatte er alles vertraut und übertragen, was ihm auf dem Herzen lag, besonders auch die Sorge für mich und mein Studiren, das er jetzt als den Gegenstand seiner schönsten Hoffnungen erkennen ließ. Noch viele andre Freunde, und auch Freundinnen, bewiesen ihm beeiferte Theilnahme, und wieder, wie ehemals in Düsseldorf, zeigten besonders die Leute geringeren Standes, wie ungern sie von ihm lassen würden. Doch war auch jetzt noch die Nothwendigkeit vorhanden, sich allen Anforderungen zu entziehen, denn die Genesung schritt äußerst langsam, und statt der gewichenen Krankheit schien eine andre sich zu bilden. Mit scharfer Aufmerksamkeit folgte er dem heranschleichenden Feind, und wußte ihm auch diesmal, nicht ohne langwierigen Kampf, endlich den Rückzug zu gebieten. Da er nicht ausging, und die zu Hause mögliche Berufsthätigkeit doch nur beschränkt war, so kam die unfreiwillige Muße meinem Unterricht zu gute, und derselbe ging ungefähr wie in früheren Zeiten, unter mäßigem Wechsel von Lob und Tadel, seinen geordneten Gang. Als Monate auf Monate vergingen, ohne daß die Kräfte recht wiederkehrten, beschloß mein Vater, hauptsächlich auf Zureden seines Freundes Kirchhof, eine Badekur zu versuchen, und reiste im Sommer 1798 nach Schwalbach, fand aber wegen der Kriegsunruhen gerathen, lieber in Heidelberg den Brunnen zu trinken und dabei im Neckar zu baden.

Wir verlebten nun eine hoffnungsvolle Zeit. Der Vater

schrieb aus Heidelberg sehr zufrieden. Ich hatte genugsame Beschäftigung, und machte mir stets neue. Die Mutter ging mit uns spaziren und in Gesellschaft, wir lernten neue Verhältnisse kennen, wurden auf Gemüthsarten und Schicksale aufmerksam. Das Loos einer Bekannten, die wir einem reichen französischen Kreolen verlobt, dann lange von ihm hingehalten und endlich verlassen sahen, dünkte uns, wiewohl es die gewöhnlichste Geschichte war, durch die persönliche Bekanntschaft und die Nähe des Erlebens, eine romantische Begebenheit, die uns lange Zeit nicht losließ, und meiner Schwester den Stoff eines Romans in Briefen geben mußte. Einen andern Reiz gewährte uns der Kirchenbesuch, der eigentlich nur die Mutter und die Schwester anging, von meinem Vater aber, nach deren Wunsch, auch für mich war gebilligt worden. Er hatte uns zu diesem Behuf mit Gesangbüchern beschenkt, und wir lernten die geistlichen Lieder in die Wette auswendig. Die Predigten zogen uns sehr an, und wurden Gegenstand unsrer vertraulichsten Gespräche; sie konnten keine konfessionellen Streitigkeiten anregen, denn sie hielten sich von allen Glaubensunterschieden fern, und bemühten sich, eine lautre Sittenlehre vorzutragen und durch das Wort des Evangeliums zu bekräftigen. Die Predigten des Hauptpastors Willerding an der Petrikirche zeichneten sich durch Licht und Wärme des Vortrags aus, und hatten großen Zulauf, man pries die aufgeklärte Vernunft, die er an die Stelle der Dogmen treten ließ. Doch gab es auch noch Hamburger von altem Schrot und Korn, die ihren Unwillen ausdrückten, daß der ächte Luther'sche Eifer fast erloschen sei, und die Zeiten priesen, wo der Pastor Neumeister, nach gehaltener Predigt, seine fanatisirten Zuhörer ihm zu folgen aufforderte, von der Kanzel stieg und mit emporgehaltener Bibel den Volkshaufen zu der Kapelle führte, wo die Katholiken ihren Gottesdienst hatten, und die von Grund aus zerstört wurde. Solch ein Eifer war nun freilich nicht mehr zu finden! —

Nach ein paar Monaten kehrte mein Vater von der Reise zurück, doch leider von einem Unfall betroffen, der ihn fürerst noch als Kranken im Hause halten mußte. Er hatte

Nachts mit dem Wagen umgeworfen, und sich beide Kniee aufgeschlagen. Die Wunden schienen zwar zu heilen, allein der allgemeine Zustand war gar nicht befriedigend, die frühere Krankheit zeigte sich wieder, die Wunden wollten sich nicht schließen, und eine Abnahme der Kräfte wurde merkbar. Mit ungemeiner Seelenstärke trug der Vater diesen peinlichen, langwierigen Zustand, rang von Stufe zu Stufe mit der stets ansteigenden Krankheit, und wiewohl er sich nicht verhehlte, daß er dem Uebel erliegen müsse, so gab er doch den Kampf nicht auf, und führte sein Tagewerk, so weit es diese betrübten Umstände zuließen, unverdrossen fort. Auch meines Unterrichts nahm er sich wieder thätig an, und um so fruchtbarer, als er nun den ganzen Tag mich unter Augen hatte.

Während dieser langen Krankenzeit nahmen wir mit Erstaunen in dem Vater eine wichtige Veränderung wahr. Schon vor seiner Reise war es uns aufgefallen, daß er in Betreff der Franzosen kühler gestimmt war, ihren Siegen wenig Antheil mehr widmete, ihre politischen und militairischen Handlungen häufig mißbilligte. Diese Richtung trat jetzt in offener Entschiedenheit hervor. Die Forderungen Frankreichs an Deutschland auf dem Rastatter Kongreß, die Unternehmungen in der Schweiz und in Italien, ja sogar Bonaparte's Zug nach Aegypten, erfuhren seinen scharfen Tadel. Wir entdeckten bald, daß hierin sein Freund Kirchhof lebhaft mit ihm einstimmte, und daß beide, so oft sie zusammenkamen, sich in diesen Ansichten steigerten. Wir waren nicht wenig betroffen, und ich ganz außer mir. Von jeher war ich gewohnt, den Vater in allen Dingen als höchste Autorität anzusehen, in Gedanken und Meinungen ihm nachzufolgen, sein Urtheil und seine Handlungen als wahr und richtig anzunehmen; in diesem Falle wurde mir dies unmöglich, seine Umwandlung schien mir ein Verrath an der guten Sache, eine Untreue gegen alle Sympathieen seiner früheren Zeit. Ich fühlte, daß hierin zwischen uns eine Scheidewand aufstieg, daß wir fortan getrennt seien, meine Selbstständigkeit war mir auf das schmerzlichste klar. Mit ihm zu streiten, konnte nicht gelingen; und weil ich ihn leidend sah, vermied

ich es ganz. Es war mir lieb, daß auch Mutter und Schwester auf meiner Seite ſtanden, und wir unſre Meinungen austauſchen konnten; aber ich bedurfte des Anhaltes kaum, denn ich war in mir gewiß, meine Ueberzeugung ſei unabhängig von fremder Gewähr. In der That wurde ſie durch die Ereigniſſe mehr und mehr bloßgeſtellt, das Glück wandte der Sache, der ich anhing, den Rücken, und wir hatten das bittre Leid, meinen Vater noch in den letzten Zeiten ſeines Lebens, da er ſchon wenig Antheil mehr an den Dingen nehmen konnte, bei den Unfällen der Franzoſen in Deutſchland und Italien wohlzufrieden zu ſehen, und jeder ſchlimmen Nachricht, die uns das Herz bluten machte, beiſtimmen zu hören, für uns um ſo unbegreiflicher, da die Gründe dieſer Sinnesänderung nicht ausgeſprochen wurden, die der früheren Anſichten aber tief in uns eingepflanzt waren und fortwirkten.

Nicht verletzend, aber doch ſeltſam und wunderlich berührte uns eine andre Richtung, in welche der Vater jetzt mehr als ſonſt einging. Ich habe ſchon zu erwähnen gehabt, daß ich ihm früher die Pſalmen lateiniſch vorleſen mußte; hiebei lag unſtreitig ein Bedürfniß religiöſer Erhebung zum Grunde, dem ich auch andre Bücher nach Gelegenheit dienen ſah, denn die kleinen Lieblingsausgaben von des heiligen Auguſtinus Betrachtungen und Handbüchlein, von Boethius Tröſtungen und andre ſolche Schriften, die er wieder und wieder zu leſen pflegte, waren doch wohl nicht für bloß geiſtreiche Unterhaltung beſtimmt. Mit der Krankheit nahm die Vorliebe für ſolche Bücher zu, Thomas a Kempis wurde fleißig geleſen, und beſonders Hermann Hugo's pia desideria. Das letztere Buch, von einem Jeſuiten verfaßt, dünkte mich in Ton und Bildern beinahe kindiſch, und ich war etwas betroffen, den Vater dazu herabgeſtimmt zu ſehen. Allein es hatte damit eine beſondre Bewandtniß; mit jenem Buche war ſeine frühſte Kindheit erfreut und genährt worden, er hatte daſſelbe dann völlig vergeſſen, und jetzt kam es ihm unerwartet wieder vor Augen. Alle Bilder der Jugend, alle lieblichen und reinen Empfindungen frommer Einfalt erwachten in ihm bei dieſen einſt

so vertrauten Blättern, und diesem süßen Eindrucke sich hinzugeben, war auch dem festen, aufgeklärten Manne wohl erlaubt. Uebrigens nahm er seine Erbauung eben so gern aus protestantischen Quellen, als aus katholischen, ich sah z. B. Wanckelii precationes piae bis zuletzt viel in seinen Händen; nur lateinisch mußten die Bücher sein, denn einzig in diesem Elemente, so sehr wirkte die frühste Gewöhnung fort, befand er sich wahrhaft wohl. Von der Freiheit seines Geistes, der Lebendigkeit seiner Ueberzeugungen und der Kraft seiner Menschenliebe gab er in dieser Prüfung vielfache Proben, sowohl durch Lehren, die er mir ertheilte, als durch Anordnungen, die er traf. Ein zudringlicher Bekannter, der, wiewohl selber ungläubig, doch die Aeußerlichkeiten der Kirche in Anregung brachte, wurde zur Ruhe verwiesen, mit heitrem Scherze, der den schönsten Muth bezeugte.

Ein Umzug von der Steinstraße nach den Kaien, der nothwendig geworden war, hatte meinen Vater wenig angestrengt, die Aussicht auf den bewegten Hafen freute ihn, und bisweilen sprach er sogar noch Hoffnungen aus, die sich aber in den nächsten Wochen rasch verloren. Er zehrte sichtbar ab, in der Nacht des 5. Juni fühlte er sich plötzlich matter, rief uns an sein Bette, sprach aber nicht mehr, sondern schlummerte sanft hinüber. Den Tag, an dem er sterben würde, hatte er, nicht uns, aber dem Freunde Kirchhof, acht Tage vorher genannt. Er starb im dreiundvierzigsten Jahre. Das Begräbniß war protestantisch. Der Freund setzte seinem Andenken die Worte: „Vir probus et sapiens."

Es war längst bestimmt, daß ich in Berlin Medizin studiren sollte; in manchem Sinne schien ich dazu hinlänglich vorbereitet, in anderem jedoch nicht, und jedenfalls erregte mein Alter mehrfaches Bedenken. Mein Oheim, den ich durch einen lateinischen Brief von dem Ableben seines Bruders benachrichtigt hatte, rief mich zu sich nach Köln, um dort unter seiner Obhut zu studiren. Allein weder mein eigner Sinn stand dorthin, noch sahen Mutter und Schwester dabei viel Haltbarkeit, und Kirchhof, der sich meiner väterlich an-

nahm, wollte von dem Gedanken nicht weiter hören. Er nahm die ganze Sorge auf sich, und meinte, ich solle nur noch einige Geduld haben, und wenigstens mein fünfzehntes Jahr abwarten, die Zwischenzeit könne ich einstweilen noch trefflich nutzen, denn die anatomischen und chirurgischen Vorlesungen gingen ununterbrochen fort, und meines häuslichen Fleißes war er gewiß. Damit auch im Französischen mir die lebendige Anregung nicht fehlte, erbot er sich, meine Ausarbeitungen in dieser Sprache wöchentlich mit mir durchzugehen; auch im Englischen wollte er mir Stunden geben, und mit Büchern und andern Hülfsmitteln aus seiner reichen und schönen Bibliothek versah er mich bestens. Ich war mit allem wohlzufrieden, und ließ es an Fleiß nicht fehlen. Die Vorlesungen versäumt' ich nie, lateinischer und französischer Aufsätze, bei denen immer etwas schriftstellerischer Reiz war, schrieb ich viele starke Hefte, den ganzen Rollin, Crévier und Lebeau — histoire ancienne, romaine, des empereurs romains und du bas-empire, gegen sechzig Bände — las ich mit Aufmerksamkeit, nebenher noch das Werk von Gibbon in deutscher Uebersetzung, die meisten Geschichtbücher von Leti, eine Menge lateinischer Schriften zur englischen und holländischen Geschichte, und einen ganzen Praß von neueren politischen und litterarischen Sachen, wie sie der Zufall mir in die Hände führte. War in diesem Lesen auch wenig Ordnung und Folge, so schöpft' ich doch immer mancherlei Belehrung daraus. Ueberdies wäre mir es schwer gewesen, mein Lesen nach einer Vorschrift einzurichten, denn ich hatte zwar Bücher genug, aber keineswegs nach Wahl oder Neigung; ich wußte keinen Rath, mir die bekanntesten Bücher zu verschaffen, besonders wenn es schöngeistige waren, denn in Betreff dieser war Kirchhof keineswegs gefällig, und die Leihbibliotheken führten nur die geringeren. Mit unendlicher Mühe errang ich Klopstock's Messias, einige Bände von Wieland, die Leiden Werther's. Ich ließ mir denn freilich auch Cramer's Romane gefallen, und die von Lafontaine dünkten mich des höchsten Lobes werth. Ich machte während dieser Zeit auch nicht wenige Gedichte, bei denen mir nächst Horazens Epistel an die Pisonen der verständlichere Boileau

und Gottsched's kritische Dichtkunst zur Leitung des Geschmacks dienen mußten, und so wunderlich dies klingen mag, so muß ich gestehen, daß mir besonders das letztere Buch von vielem Nutzen war, wozu nicht wenig beitragen mochte, daß ich zu gleicher Zeit die polemischen Schriften seines Gegners, des Philosophen Meier zu Halle, mit Emsigkeit las, so daß in mir am Ende des Jahrhunderts noch die verschollenen Partheien sich herumschlugen, deren Kampf in der Wirklichkeit längst erloschen war, und statt deren schon die sechsten und siebenten Nachfolger den Schauplatz einnahmen. Für meine dichterischen Strebungen aber fand ich durchaus keinen lebenden Anhalt. Auch meine Freunde Werner und Luther hatten dafür keinen Sinn, und hielten meinen Eifer für eine Sonderbarkeit. Ihr Umgang war mir dagegen in andrer Richtung nützlich; auf Spazirgängen, bei Besuchen hielten uns immer nur ernste Dinge beschäftigt. Vor Abwegen blieben wir durch unsre Gewöhnungen und sittlichen Begriffe glücklich bewahrt. —

So verging denn doch über ein Jahr, bevor meine Abreise nach Berlin sich näher bestimmte, eine Zeit, von der noch manches zu erzählen wäre, wenn es mit dem Gegebenen nicht schon genug dünken dürfte. Kirchhof hatte inzwischen mit dem Generalstabschirurgus Görcke in Berlin wegen meiner Aufnahme in die dortige chirurgische Pepiniere korrespondirt, und mein Eintritt als sogenannter Volontair wurde zum Herbst 1800 festgesetzt. Das erst vor wenigen Jahren gegründete Institut wurde wegen seines zweckmäßigen Studienplans, der guten Aussicht und billigen Freiheit, in der die Zöglinge lebten, und wegen der vielfachen großen Hülfsmittel, die sich in Berlin ihm darboten, höchlich gerühmt; man pries mich glücklich, daß ich so früh ohne die Gefahren der Universität alle ihre Vortheile genießen sollte.

Bevor ich abreiste, sollte ich noch eine merkwürdige und für mich außerordentliche Bekanntschaft machen. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen war zu der Zeit in Hamburg, und Kirchhof meinte, da ich nach Berlin reiste, so würde mir eine Empfehlung von so hoher Hand jedenfalls nützlich sein. Er ließ mich dem Prinzen anmelden, und ein

Herr Demiani führte mich ihm eines Morgens zu. Ich hatte den Prinzen als genial rühmen hören, und war sehr gespannt, ihn zu sehen. Der große schöne Mann trat aus einem Kabinet hervor, halb angekleidet, mit bloßer Brust; er redete mich freundlich an, fragte nach meinen Studien, ob ich denn Latein wisse, das sei schwer, wie er selbst erfahren, denn er habe es noch nicht lange zu erlernen angefangen; in seinem Benehmen war Güte und Behagen, ein menschlicher Zug, der ihm die Herzen gewann; er antwortete rasch und gebieterisch einem Offizier, der ihm etwas zuflüsterte, that dann auf dem Fortepiano einige Griffe, und wandte sich darauf wieder zu mir, um mir zu sagen, daß er meinetwegen sehr gern an Görcke schreiben wolle. Ich mußte ein zweitesmal wiederkommen, das Schreiben zu empfangen, aber der Prinz hatte es schon abgesandt. Er sagte, er hoffe mich in Berlin zu sehen, und entließ mich mit den besten Wünschen. Er war der erste Prinz, den ich kennen lernte, und wahrlich, glänzender und einnehmender als dieser erste ist mir keiner seitdem erschienen! —

Ich fuhr mit dem Postwagen von Hamburg ab, und traf in Berlin zu Ende des Septembers ein. Mein erster Gang war zu Görcke, der mich mit äußerster Zuvorkommenheit aufnahm, mir aber gleich nicht sonderlich gefiel. Er rief den Oberstabschirurgus Völzke herbei, und sagte ihm, das sei der junge Hamburger, wegen dessen der Prinz Louis Ferdinand geschrieben habe, und mit lächelnder Selbstgefälligkeit fügte er hinzu: „Ja, ja, in Hamburg hat die Pepiniere schon den größten Ruhm!“ — Ich war um vier bis fünf Wochen zu früh gekommen, die Vorlesungen sollten erst nach dieser Zeit beginnen. Die Zimmer für die Neueintretenden waren noch nicht in Ordnung, ich wurde daher vorläufig bei schon ältern Eleven einquartirt, die mich mit den Einrichtungen bekannt machen, mir die Stadt zeigen und überhaupt hülfreiche Genossen sein sollten. — Unangenehm war mir, daß ich mein Haar pudern und in einen Zopf binden mußte, auch daß manche der mitgebrachten Kleider, z. B. Pantalons, hier verboten waren. Dagegen ließ mich die Geringheit der Mittagskost, an der ich nun Theil nahm, sehr

gleichgiltig, und ich wunderte mich nur, daß selbst Görcke mir von dem guten Hamburger Essen sprach; für das nicht vermißte fand ich übrigens erwünschten Ersatz in dem erst seit kurzem an der Stechbahn eröffneten kleinen Konditorladen von Josty, dem sich denn doch kein hamburgischer gleichstellen konnte! Ich besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, verweilte besonders mit Vorliebe bei den Bildsäulen preußischer Kriegshelden auf dem Wilhelmsplatz, sah mir die verschiedenen Truppengattungen und ihre Exerzirkünste wiederholt an, und besuchte auch das deutsche Theater, wo Kotzebue'sche und Iffland'sche Stücke herrschten. Einer merkwürdigen und eindrucksvollen Begebenheit wohnte ich gleich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes bei, dem Leichenbegängnisse Meierotto's, des trefflichen Schulmannes, dem außer den zahlreichen Schülern des Joachimsthal'schen Gymnasiums und den Abgeordneten der andern Gymnasien eine große Schaar von Bürgern und angesehenen Männern folgte, so daß aus der tiefen Trauer und ernsten Theilnahme sogleich zu erkennen war, welch ein bedeutender und allgemein anerkannter Mann hier bestattet wurde. Wie oft war ich in späteren Zeiten veranlaßt, mich solcher ersten Eindrücke zu erinnern! —

# Fünfter Abschnitt.

## Medizinisch-chirurgische Pepiniere.

Berlin, 1800—1803.

---

Die preußische Kriegsarzneikunde stand seit langer Zeit in großem Ruhm, und man war gewohnt, bedeutende Namen an ihrer Spitze zu sehn. Noch zuletzt hatte der Generalstabschirurgus Doktor Theden einer allgemeinen Anerkennung seiner mannigfachen Verdienste genossen, und als er in hohem Alter der Ruhe bedürftig geworden, war man nicht verlegen, ihm einen würdigen Nachfolger zu bezeichnen, man zweifelte nicht, daß Doktor Mursinna dieser sein müßte. Allein nicht dieser, sondern Doktor Görcke wurde zu dem wichtigen Amt erhoben, nicht ohne Theden's eigne dringende Einwirkung. Die öffentliche Meinung stimmte dieser Wahl nicht völlig bei, und Görcke wußte dies wohl, daher sein Ehrgeiz immer gespornt war, sie durch ausgezeichnetes Wirken und Schaffen zu rechtfertigen. Als praktischer Wundarzt war er geschickt, bei seinen nicht allzu häufigen Operationen bewies er Leichtigkeit und Sicherheit; doch fühlte er selber, daß er im eigentlich wissenschaftlichen Gebiete wenig begründet war, und grade von dieser Seite wuchsen die Anforderungen mit jedem Tage. Sie führten auch zur Stiftung der Anstalt, welche im Jahre 1795 unter dem Namen der medizinisch-chirurgischen Pepiniere in's Leben trat, und den doppelten Zweck hatte, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militair zu erziehen, und zugleich

die schon vorhandenen, großentheils sehr rohen und unwissenden Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Der Plan war sehr zweckmäßig angelegt, und Görcke bewies in der Ausführung viele Geschicklichkeit und Klugheit; er ließ es sich besonders angelegen sein, der Anstalt gleich im Beginn einen höheren wissenschaftlichen Zuschnitt zu geben, und nicht nur wurde die gesammte Heilkunde in allen ihren Zweigen erfaßt, sondern auch die Naturwissenschaften überhaupt, Mathematik, Philosophie, Geschichte und sogar Sprachen in den Studienplan aufgenommen. Görcke gefiel sich ungemein in Aufzählung aller dieser Lehrgegenstände, und ließ es besonders hoch klingen, daß bei seinem Institut reine und angewandte Mathematik und die neueste Philosophie, die des großen Kant, vorgetragen, Latein aber nicht nur gewußt, sondern auch gesprochen wurde. Er selbst aber entsprach diesem hohen Schwunge doch am wenigsten, und bekannte im Vertrauen, die Philosophie müsse man treiben, besonders die Logik, weil die Unkenntniß der darin vorkommenden Kunstwörter beschämend sei; Mathematik sei zum Rechnen und dies dem Wundarzte bei der Eintheilung der Arzneigaben unentbehrlich, das Latein aber könne man zur Setzung der richtigen Kasus nicht entbehren, denn es sei unmöglich, diese aus bloßer Uebung immer zu treffen! Mit solchen Anreizungen suchte der gute Mann zum fleißigen Studiren aufzumuntern, und machte mir gleich hiedurch einen schlechten Eindruck, den er aber noch sehr verstärkte, indem er mir auch Regeln der Klugheit mittheilte, Vorschriften des Betragens, wobei er mir sein eignes Beispiel vorhielt, und mir naiverweise rühmte, ich solle nicht glauben, daß er auf seinen höchsten Posten — denn in seinem Fache stehe niemand über ihm — allein durch Verdienst gelangt sei, — o ja, durch Verdienst wohl auch, — aber eben so sehr durch Aufmerksamkeit auf Menschen und Umstände, durch richtiges Ergreifen des Augenblicks, durch Schmiegsamkeit, — das Wort kam wirklich vor, und war hinlänglich, mir Fünfzehnjährigem die ganze Weisheit des Fünfzigers zu verleiden!

Zum Glück hatte Görcke den Professor Kiesewetter als Direktor des schul- und hülfswissenschaftlichen Unterrichts

an seiner Seite, und konnte sich auf diesen hellen und umfassenden Kopf, dem die Gabe des lebendigsten Vortrags verliehen war, in aller Weise stützen. Aber auch unter seinen nächsten Gehülfen, welche den Zöglingen unmittelbar vorstanden, waren treffliche Männer, Männer von gediegenem Karakter, und strenger Wissenschaft. Den Oberstabschirurgus Doktor Boelzke muß ich hier zuerst nennen; ohne ihn geschah nichts, und ihm kam es allein auf die Sache an, nicht auf den Namen, er that das Gute eben so gern unter Görcke's als seinem. Von den Stabs- und Oberchirurgen, mit welchen ich unmittelbar in Beziehung gestanden, sind mir insbesondere Bruckert, Horlacher, Kranz und Lohmeyer gleich damals ehrenwerth und theuer geworden und stets in dankbarer Erinnerung geblieben. Diesen Männern, und ihren wackern, größtentheils aus der Anstalt selbst hervorgegangenen Nachfolgern, ist hauptsächlich die gründlichere Bildung und Wissenschaftlichkeit zuzuschreiben, zu der die Pepiniere sich in der Folge mehr und mehr erhoben hat. —

Freilich gab es unter den Vorstehern auch einige, deren Richtung von der bezeichneten gänzlich verschieden war. Sie sahen ihr Verhältniß zu den Eleven nicht anders als das des Befehlshabers zu dem Gehorchenden an, das Militairische darin wurde ihnen zur Hauptsache; das Militairische in damaliger Zeit war aber in seinen vorherrschenden Zügen grob und willkürlich, alles mußte mit widerwärtiger, meist unnöthiger und oft ganz verkehrter Strenge geschehn. Wohl war auch die Mehrzahl der Eleven damals noch sehr roher Art, Sitte und Ton der untern Klassen bei ihnen vorherrschend, und für manche bärtige Burschen, die das Lernen als eine Plage ihres Standes, ihr Fach als ein bloßes Handwerk ansahen, mag die korporalhafte Behandlung weniger anstößig gewesen sein; aber für Jünglinge von bessrer Erziehung oder edlerem Sinn war solche Rohheit unerträglich, und grade ihnen, so schien es, wollte man sie recht fühlbar machen. Ich fand mich von diesem Unteroffizierwesen seltsam angemuthet; wir beflissen uns der Wissenschaften, und waren also meines Erachtens nicht schlechter als Studenten auf der Universität; bei der Militairuniform aber, die wir

trugen, konnte ich nur an den Offizierstand denken; in beiden Kreisen setzte ich Bildung, Eleganz und Genialität freigebig voraus, zumal in Berlin, wo mir der klassische Boden alles Höheren schon von Friedrich dem Großen her zu sein dünchte, denn wie von seinem großen Könige, meint' ich, wisse jeder Preuße nun auch von seinem Ramler, Kleist, und allen andern großen Geistern der Nation. In welchem Abstande von solchen Vorstellungen fand ich alles! —

Von meinen Stubenkameraden warf sich der älteste, ein Sechsundzwanzigjähriger, gleich zu meinem Mentor auf, und nahm mich ganz in Beschlag. Er gab mir über die Gegenstände, die mich zunächst anziehen mußten, vorläufige Auskunft, suchte mir seine Ansichten zu geben, drang mir seinen Rath auf. Er merkte bald, welche Lockungen bei mir verfingen. Daß er den Philosophen Kant, von dem ich diesmal fast zuerst hörte, mit stolzem Rühmen anpries, daß er seine Entzückungen über einige Schauspiele, die wir zusammen sahen, und über die vortrefflichen Künstler, die darin aufgetreten waren, feurigst gegen mich aussprach, gefiel mir allerdings, und ich beachtete nicht sonderlich, daß er mir gleich in den ersten Tagen fast all mein mitgebrachtes Geld abborgte, und sich für den Rest als meinen Ausgeber aufstellte. Nicht gutheißen aber konnt' ich, und wiewohl ich die stille Mißbilligung mir noch abzustreiten suchte, so widerstrebte doch mein Inneres, daß er, der Alte, mich so viel Jüngern eiligst in Tabagieen und zu Abendlustbarkeiten einführte, wo er wie sich selber auch mir das herrlichste Vergnügen bereitet wähnte, statt dessen ich aber nur die dürftigsten, ja abschreckendsten Eindrücke empfing. Andre Kameraden schlossen sich uns an, und eine Zeitlang setzten wir ein solch unerfreuliches Herumtreiben fort, das bei den äußerst beschränkten Mitteln der Andern großentheils auf meine Kosten geschah, aber doch dem ganzen Zuschnitte nach so gering blieb, daß diese Seite am wenigsten in Betracht kommen durfte; das gemeine Weißbier und der schlechte Taback, worin man sich gütlich that, waren des elenden Witzes, der niedrigen Ansichten und geringen Erzählungen, die hier vorkamen, vollkommen würdig. So völlig ohne

Anmuth das Ganze war, so unbefriedigt meine Erwartungen blieben, meint' ich in diesem Elemente nun doch einmal etwas Geniales finden oder hervorbringen zu sollen, und lebte einige Zeit in dem Schwange fort.

Die Vorlesungen und Lehrstunden begannen mittlerweile; in allen Zweigen jedoch, die dem ersten Semester zugetheilt waren, fand ich mich weit voraus, und bedurfte keines anstrengenden Fleißes, sondern konnte ruhig abwarten, daß mich der Unterricht einholte. Ich behielt Zeit genug, nicht nur die begonnene Lebensart fortzusetzen, sondern daneben auch noch viele Bücher zu lesen, die mir die Vieweg'sche Leihbibliothek darbot. Ich las mit Leidenschaft jetzt vollständig den Vossischen Homer, genoß den Ramler'schen Horaz, brütete über Klopstock's Oden; aber auch Feßler's Mark-Aurel, Meißner's Alcibiades und Skizzen, und andre solche Schriften, konnten mich begeistern oder doch meinen Geschmack befriedigen. —

Einen demüthigenden aber zugleich befeuernden Eindruck empfing ich in dieser ersten Zeit, als ein paar Kameraden, welche vor dem Eintritt in die Pepiniere ein Berliner Gymnasium besucht hatten, aus alter Anhänglichkeit einer Prüfung daselbst beiwohnen wollten, und mich aufforderten mitzugehen. Ich hörte mit Ehrfurcht und Staunen die Proben von Kenntniß und Fertigkeit, in denen auch jüngere Schüler ruhmvoll bestanden, und die alles übertrafen, was ich mir von solcher Anstalt bisher gedacht hatte. Ich freute mich des wissenschaftlichen Eifers, der hier Lehrer und Schüler zu durchdringen schien; ich seufzte tief, wenn ich den freien Geist dieser Studien mit dem engen Gange verglich, dem ich zu folgen hatte! Bei den Leistungen im Lateinischen konnte ich noch mit befriedigtem Selbstgefühl zuhören, ich durfte mich den Besten in manchem Stücke gleich dünken. Aber völlig umgeworfen und vernichtet wurde mein Stolz, als das Griechische an die Reihe kam. Ein Gesang der Ilias wurde vorgetragen, übersetzt, erklärt; das Feuer und die Sicherheit der Jünglinge, welche über alle Sprachquälerei hinaus ganz den Dichter zu empfinden schienen, ihr schwungvoller Ausdruck, der wie von selbst in hexametrische Wendungen überging, das antheilvolle Zuhören der Mitschüler

und Lehrer, alles riß mich hin, und entzündete meine Bewunderung und meinen Neid. Ich fühlte tiefen Schmerz, von diesen Studien ausgeschlossen zu sein, mir schien das höchste Glück, den Homer griechisch zu lesen, ich beneidete heftig jene Schüler, welchen dazu Anleitung und Förderung dargeboten war, die mir in meiner damaligen Lage versagt bleiben mußten. Zuletzt verließ ich den Saal in einer aufgeregten Stimmung, die jedoch von meinen Gefährten erst befremdlich angestaunt und dann achtlos beseitigt wurde.

Schon bei solcher Abweichung mußte mein Zusammenhang mit den rohen Gesellen mehr und mehr nachlassen, vollständig aber zerriß er in der nächsten Zeit. Ich fand Anlaß, mit meinem aufdringlichen Mentor zu brechen, und wurde glücklicherweise auch zu andern Stubengenossen versetzt, zu jüngern und mir angemessenern. Aber eine Hauptveränderung brachten in mir die Riesewetter'schen Vorlesungen zu Wege; die mathematischen wie die philosophischen rissen mich unwiderstehlich hin. Als ich ihn zuerst über diese Gegenstände hörte, und so viele neue Andeutungen und Aufschlüsse in bisher mir verborgen gebliebenen Richtungen vernahm, fühlte ich mich auf einen durchaus neuen Boden versetzt. Alles Gemeine schwand wie vom Winde verweht dahin, und machte den reinsten geistigen Beziehungen Platz. Daß es dergleichen gab, wie diese wissenschaftlichen Forschungen, Begründungen und Lehren der Kantischen Philosophie, wie dieser klare, belebte, durchgreifende Unterricht, der über allem Stückwerke des Wissens, mit dem ich bisher mich hatte begnügen müssen, in geistiger Höhe als ein helles, vereinigendes Licht schwebte, dies allein schon war mir ein Glück, dem ich nichts zu vergleichen wußte, ich fühlte mich in der Gegenwart erhoben und für eine noch reichere Zukunft gestärkt, ich hing mit höchster Spannung und in wärmster Erregung an Mund und Auge des in freiem Vortrage miterregten Lehrers, die Stunde verging mir wie ein Augenblick, und ich erinnere mich, manche Vorlesung der ersten Zeit wie im Fieber verlassen zu haben. Für diesen neuen Zustand gab es leider in meinem Verhältnisse keine oder wenige Mittheilung; meine Gefährten stimmten wohl ein, wenn ich den Inhalt dieser

Vorträge rühmend zu besprechen anhob, allein sie hielten sich meist nur an den gröberen Gewinn des unmittelbar Brauchbaren, was ihnen für schon gegebene äußere Zwecke dabei einleuchtete. Bei solcher Verschiedenheit der Sinnesart blieb ich zwar ein guter Kammerad, munter und theilnehmend für mancherlei Jugendliches, aber im Innern fand ich mich fast ganz abgetrennt; das Studiren war mir Hauptsache, und zwar das freie, allgemeine, nicht das bedingte, eingeschränkte, welches nur auf künftigen Lebenserwerb absehen wollte.

Die Kantischen Wege leiten aus dem theoretischen Gebiete schnurstracks in das praktische hin, und setzen allen Ertrag ihrer Zufuhren förderſamst in die Sittlichkeit ab. Diese Beziehung gewann auch in mir schnell die Oberhand. Ich fing an, Leben, Thätigkeit, Benehmen und Aeußerungen nach strengen Grundsätzen zu ordnen und zu zügeln. Dies gelang einige Zeit recht gut und belohnte sich durch den Erfolg, ich machte Fortschritte, fühlte mich mancher Widrigkeit entledigt, und fand auch in der äußeren Erscheinung meinen Vortheil dabei, denn mein Fleiß und meine Aufführung gaben mir ein frischeres und würdigeres Ansehn, und ich sah von allen Seiten mir eine Art von Aufmerksamkeit erwiesen. Nun aber blickte ich zurück, ich mußte mir eingestehen, daß ich in der ersten Zeit auf schlechter Bahn gewesen, daß ich mein richtiges Ziel außer Acht gelassen, meinen Pflichten keineswegs nachgekommen sei. Die Beschämung und Reue, welche ich hierüber empfand, suchten sich den Ausweg und die Hülfe wenigstens der offenen Selbstanklage, und so setzt' ich mich eines Tages hin, und schrieb an den Konsul Kirchhof einen Brief, worin ich meine Unzufriedenheit mit mir aussprach, mich zu mancherlei Verirrungen bekannte, und für die Folge eine strengere Haltung angelobte. Der treffliche Mann, dem nur Rühmliches über mich war berichtet worden, mochte aus meinen allgemeinen Redensarten nichts Bestimmtes entnehmen können, durfte aber die etwanigen Vergehungen des Leichtsinns und der Zerstreuung, die noch dazu in keinerlei Folgen bemerkbar geworden waren, durch das Uebermaß einer solchen Gewissen-

haftigkeit reichlich aufgewogen glauben. Ich meinerseits hielt mich anfangs einer großen Last befreit, war aber nicht wenig erschrocken, als ich mir bei näherer Selbstbeobachtung den Verdacht zu bekennen fand, ob in dieser gesuchten Befreiung nicht doch nur eine eitle Befriedigung gelegen habe, und das ungeforderte Bekenntniß nur eine unnöthige Vordringlichkeit und nicht ohne den Zusatz einiger gleißnerischen Prahlerei gewesen sei? Dieser Zweifel und die aus ihm hervorgehenden geschärften Einblicke störten sehr meinen moralischen Eifer, denn ich sah, daß in diesem selbst auch wieder der Keim seines Gegentheils wuchern könne, und ich gab mich seitdem wieder mit mehr Unbefangenheit den Regungen des Augenblicks hin, die ich zu streng hatte bewachen und beherrschen wollen.

Einen der größten Momente meines Lebens erfuhr ich, als nach Ablauf meines ersten Studienhalbjahres ein allgemeines öffentliches Tentamen Statt fand. Die sämmtlichen Zöglinge in Uniform, die Obern und Görcke selbst feierlich vorsitzend, eine große Zahl eingeladner Zuschauer, hoher Militairpersonen, Civil-Beamten und Gelehrten, dies alles bildete die ansehnlichste Versammlung, die ich noch gesehen hatte. Ich war nicht ohne Angst, doch ging alles ganz gut, ich bestand mit den Andern leidlich, bis endlich Kiesewetter zu examiniren anfing, und nun auch denen, die sich am stärksten gerüstet fühlten, der Muth etwas befangen wurde. Aber wie ward mir, als dieser von Allen hochgehaltene und zugleich sehr gefürchtete Lehrer mit seiner durchtönenden, beredten Stimme so anhob: „Unter den Jünglingen, welche in dem vergangenen halben Jahre meine Zuhörer gewesen, haben sich durch Fleiß, Aufmerksamkeit und Fortschritte besonders Drei hervorgethan; an ihrer Spitze steht der junge Varnhagen, von dem ich überhaupt sagen darf, daß er durch Fähigkeiten und Eifer zu den größten Hoffnungen berechtigt, und gewiß in der Folge zu großer Auszeichnung gelangen wird." — Ich glaubte zu versinken, und fühlte mich zugleich in den Himmel erhoben. Nicht entfernterweise hatte ich dergleichen erwartet, nicht im mindesten geahndet, daß ich solches Lob verdienen könnte, es kam wie ein Geschenk

an mich, und ich sah mich berechtigt, von mir eine bessere Meinung zu hegen, als ich bis dahin gehabt. Eine größere Befriedigung des Ehrgeizes möchte schwerlich auszudenken sein. In der Aufregung, die mich ergriffen hatte, fühlte ich meinen Geist wie durch wohlthätige Wärme wirklich ausgedehnt, über sein gewöhnliches Maß emporgehoben, Gedächtniß und Verstand waren geschärft, und ich antwortete auf manche Fragen, wo mein Wissen nicht ausreichte, dreist und glücklich aus einer Art von Eingebung, die mir selbst zum Erstaunen wurde. Ich wüßte nicht, daß dergleichen mir jemals in demselben Grade wieder begegnet wäre.

Mit Kiesewetter kam ich hierauf bald in näheres Verhältniß, in vertrauliche Bekanntschaft. Ich war ein eifriger und dankbarer Schüler, der das Empfangene in vielfacher Gestalt zurückzugeben strebte. Daß ich die Dichtkunst mit Neigung pflog, für diese Richtung hauptsächlich Leitung und Förderung ansprach, und die philosophischen Erkenntnisse mit einigem Schwunge der Einbildungskraft zu verarbeiten unternahm, konnte nur Beifall finden. Kiesewetter bestärkte mich in dieser Neigung, so wie in dem Enthusiasmus für das klassische Alterthum, von dem wir beide jedoch nicht allzuviel wußten. Auch die Grundsätze der französischen Revolution, zu denen ich mich zu bekennen wagte, erfuhren im Vertrauen die heißeste Billigung, und ich wurde als ein geweihter und begabter Jünger laut gepriesen, wenn ich in Horazischen oder Klopstockischen Silbenmaßen die Kantische Weisheit rühmte, oder den damaligen Ersten Konsul Bonaparte, als den Mörder der jungen Freiheit und als den Störer der schönsten menschlichen Entwickelung, mit bitterm Hasse verabscheute. Wandte ich späterhin einige litterarische Polemik, sei es in Versen oder in satirischer Prosa, gegen die Flachheit, mit der Nicolai, oder gegen den sophistischen Glanz, mit dem Buchholz in seinem „Gravitationssystem der moralischen Welt", den Weisen von Königsberg zu bestreiten meinten, so ärntete ich auch hiefür außerordentliches Lob, und die doch nichts weniger als meisterlichen Leistungen wurden von ihm in gesellschaftlichen Kreisen umhergezeigt und gerühmt. Ich lernte bei solchen Gelegenheiten zuerst die

wohlwollende Partheilichkeit und Uebertreibung kennen, mit der man in der geselligen Welt diejenigen geltend zu machen sucht, die man in irgend einer Art zu den Seinigen zählen darf. Weil ich einige Oden aus dem Horaz hersagen konnte, hatte Kiesewetter mich seinen Freunden angerühmt, ich wisse den ganzen Horaz auswendig, und ich schämte mich tief, als ich unvermuthet mich in solchem Ruhme stehen fand.

Ich hörte nun alle Vorlesungen Kiesewetter's, sowohl die für Studirende bestimmten — und manche davon zwei- und dreimal, so oft sie wiederholt wurden —, als auch, aus besonderer Gunst, die Privatvorlesungen, die er für ausgewähltere Kreise zu halten pflegte; so hörte ich die Aesthetik, die mir ein fortdauerndes Fest war, die Religionslehre nach Kantischen Grundsätzen, ferner eine gedrängte Uebersicht aller Wissenschaften. Mit dem Prinzen — nachmals Herzog — Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin, der in der Académie militaire erzogen wurde, und dabei Kiesewetter's mathematische und philosophische Vorlesungen hörte, mit dem Obersten von Kleist, dem Vorstande der Académie militaire, und dem Obersten von Scharnhorst, dem nachmals berühmten General, ferner mit dem Major von Hake, nachmaligem Kriegsminister, den Lieutenants Rühle von Lilienstern und von der Marwitz, nachherigen Generalen, und mit manchen andern schon damals oder später namhaften Männern wurde ich hier nahbekannt. Zur Unterhaltung des Prinzen, der ganz allein mit Franz von Eckardstein, gleich ihm Zögling der Académie militaire, bei Kiesewetter die theuersten privatissima hörte, wurden besondre Gesellschaften gegeben, satirische Puppenspiele aufgeführt, die nachher bei der Königin wiederholt wurden, und an deren dichterischen Abfassung man mir, wiewohl mit Unrecht, einigen Antheil beimaß.

In der Familie Friedländer, wo Kiesewetter als Hausfreund einheimisch war, fand ich die zuvorkommendste Aufnahme, und wenn diese von jener Seite vorzugsweise in Betreff eines Sohnes gemeint war, an dessen Lehrstunden ich Theil nehmen und dem hinwieder mein Umgang nützlich sein sollte, so ließ ich von meiner Seite mir auch eine hübsche

Richte gefallen, an die ich mancherlei Aufmerksamkeiten richtete. Mein Ausschneiden, Dichten, Vorlesen, so wie mein Lern- und Lehrsinn und mein ganzes Empfindungswesen hatte hier seinen Spielraum. Ein jüngerer Bruder der Madame Friedländer, Hermann Eberty, zog mich mit noch stärkern Banden einer innigen Freundschaft zu sich und den Seinigen hin, und leicht hätte ich den angenehmsten Umgang noch auf andre gesellige Kreise ausdehnen können. Eine eben aufgeblühte Schönheit, Mariane Saaling, hatte mich durch ihren Anblick bezaubert, und es kostete mich große Ueberwindung, den dargebotenen Anlaß zum Besuch ihrer Familie unbenutzt zu lassen. Durch Kiesewetter wurde ich auch mit Frau von Berg, mit Friederike Unzelmann bekannt. Ich war außerdem in dem Hause des Doktor Hempel, dessen Sohn in der Pepiniere mit mir dasselbe Zimmer bewohnte, mit großer Liebe aufgenommen, und lebte dergestalt früh schon in Lebenselementen, welche mit denen, die in der Pepiniere vorherrschten, freilich einen schneidenden Gegensatz bildeten.

Aber auch in dem Institut hatte ich einige liebe Gefährten, mit denen ich in traulicher Gemeinschaft lebte. Unter ihnen waren meine Stubengenossen Hempel und Lauriskus, dann der schon von Hamburg her mir befreundete Luther, dieser besonders ausgezeichnet durch edles Gemüth und tapfre Gesinnung; er wurde ein Opfer seiner Bravheit, indem er Gefährten, die seiner nicht werth waren, aus einer Schlägerei rettete, in welcher sie ihn dann zurückließen; er half sich auch allein, aber seine schwache Brust litt seit dieser Anstrengung immer mehr, und er starb an der Schwindsucht zu meiner tiefen Trauer. Von jüngern Gefährten, die mir förderlich geworden, habe ich noch Diebeck, Reygenfind und Kluge dankbar zu erwähnen. Außerhalb des Instituts war ich mit Doktor d'Oleire aus Bremen, mit Doktor Renner, der nach Moskau ging, und noch einigen Andern befreundet, die mit mir dem Brown'schen Systeme sich zuneigten.

Kiesewetter warnte mich, den Lockungen des Umgangs und der Geselligkeit nicht zu sehr zu folgen, sondern vor allem der Studien eingedenk zu bleiben. Doch er selbst und auch die Studien führten mich unaufhörlich in solche Lebens-

beziehungen zurück. Nicht nur war ich täglich bei Kiesewetter, und fast jedesmal wenn er Gesellschaft gab, sondern auch mit andern Lehrern kam ich in nähern Verkehr, der so ehrenvoll als in jedem Betracht wünschenswerth erscheinen mußte. Der Lektor der lateinischen Sprache, Professor Schlosser, war ein jovialer Niederrheiner, der zu Köln dem Kloster, wo er Mönch werden sollte, durch die Flucht entgangen war; er hatte darauf beim Militair sich anwerben lassen, aber bald nachher, wegen seiner guten lateinischen Kenntnisse, durch Begünstigung wieder den Abschied erlangt. Er fühlte sich überglücklich, im Schutze Preußens gegen jede kirchliche Anfechtung gesichert zu sein, und verspottete nach Herzenslust Pfaffen und Rigoristen jeder Art. In das medizinische Latein hatte er sich tüchtig hineinstudirt, und seine Lektionen über den Celsus waren vortrefflich zu nennen. Mit den unsaubern Scherzen und Neckereien, durch die er seine Lehrstunden für die gröberen Gesellen zu würzen pflegte, verschonte er mich gänzlich, dagegen lud er mich öfters zu sich ein, wo seine Unterhaltung durch Lateinreden, durch Lesen seiner lateinischen Verse, und durch manches Anregen und Bemerken mir nützlich wurde, ich aber auch mit seinem Sohne und seiner sehr artigen Tochter zuweilen vergnügte Stunden hatte. Ein von mir besonders geschätzter und geliebter Lehrer war Professor Nolte, dessen deutscher Sprachunterricht, wie seine Lehrstunden in der Erdbeschreibung und Geschichte, mir großen Vortheil brachten; seine Gutmüthigkeit, seine Sitte und faßlicher Vortrag wurden ihm von uns Allen dankbar angerechnet, und ihn zu kränken hätte jeder für unverzeihlich gehalten. Mir gab er freundliche Nachhülfe bei meinen metrischen oder prosodischen Anliegen, lieh mir Bücher, und behandelte mich mit gleichstellender Artigkeit. Dem unverändert gütigen und liebreichen, und dabei stets in gleichmäßiger edler Bildung erscheinenden Manne, der gewiß in seinem ganzen Leben nie Schaden und Unrecht ausgeübt, habe ich in allen folgenden Jahren nur stets erhöhte Verehrung und Liebe treu gewidmet.

Wenn sonst junge Leute durch Lehrer und Vorgesetzte streng und sorgsam von der Richtung zur Poesie pflegen

abgehalten zu werden, so war dies mein Fall im geringsten nicht. Da meine eigentlichen Studien nicht darunter litten, sondern in fast allen Lehrgegenständen ich fortwährend mit den Besten voran blieb, und belobende Zeugnisse empfing, so war selbst Görcke meinem Versemachen geneigt, und sah darin für die Anstalt eine neue Zierde, die er auch gelegentlich zu rühmen wußte. Ich gewann ihn ganz durch ein Gedicht, das ich auf Andringen meiner Vorgesetzten als Glückwunsch an ihn richtete, und ihm sogar vordeklamiren sollte, welches letztere jedoch mir in der Seele zuwider war und eine Geschmacklosigkeit dünkte, der ich mich denn auch glücklich entzog, indem ich eine zufällige Störung benutzte, um den günstigen Augenblick des Hervortretens zu versäumen, ohne daß mir ein Verschulden dabei nachzuweisen war. Aus eignem Antrieb konnt' ich in Zuneigung und Lob überschwänglich sein, den Verhältnissen und gar fremdem Gebote hierin nachzugeben, empfand ich den größten Widerwillen. Ich war daher auch zu keinem zweiten Gedichte solcher Art zu bewegen, richtete aber meine Verse desto lieber an Kiesewetter, durch den ich immerfort die wirksamsten Anregungen empfing, obschon er mich dabei in meinen ästhetischen Vorurtheilen nur bestärkte.

Mein dichterischer Trieb war eigentlich ganz technisch, und hielt sich an die äußere Kunstform überlieferter Vorbilder. Lyrisches wie Horaz und Klopstock und Voß, Episches wie Virgil, und Dramatisches wie die Franzosen zu liefern, das dünkte mich der Gipfel alles poetischen Bemühens. Nun hatte zwar Kiesewetter größere Vorliebe und Achtung für Homer, Sophokles und Euripides, so weit er sie kannte, unter den neuern Deutschen waren ihm Schiller und Goethe vor allen werth und vertraut, aber seltsamerweise gab er sich hierin schon einigermaßen Unrecht, meinte über das wahre Maß korrekter Schönheit hinauszuschweifen, und glaubte mich, bei meinen alt-hergebrachten trocknen Mustern eigentlich auf dem bessern Wege. Ich aber suchte, bei leidlicher Gewandtheit in den äußeren Formen, nun auch einen befriedigenden Inhalt, bemühte mich, Kantische Lehren poetisch einzukleiden, politische Freiheit anzupreisen, und dann auch,

wie ſich von ſelbſt verſteht, Gefühle der Freundſchaft und Liebe auszuſprechen. Es war ein ungemeines Wagniß, daß ich zu letztern mich der verrufnen Form der Sonette zu bedienen anfing.

Ich heftete den Ausdruck meiner Begeiſterung an die nächſten Gegenſtände, denen ich, wie ich insgeheim ſehr gut wußte, im Grunde doch nur lieh, was ich von ihnen ausſagte. Ich erhöhte mir aber gewaltſam die ganze Umgebung in's Edelſte und Zarteſte, und wollte eine ungeheure Lüge mir ſchlechterdings als wirkliche Wahrheit aufbürden. Durch das nicht zu vertilgende Bewußtſein darüber, war jedoch eine große Ironie gleich anfangs in die Entzückungen gelegt, ſie konnte, oder mußte vielmehr, durch ihr eignes Reifen aufwachen, und dann ihrer zerbrechlichen Hülle übel mitſpielen. Der Bruch kam aber noch früher von außen herbei. Ich mußte erfahren, daß Perſonen, von denen es mir weh that, ſich ſchlimm über mich geäußert hatten, mich für einen Heuchler hielten, der zwar auf der Oberfläche fein und ſittlich thue, aber im Hintergrunde wild und frech ſei wie die Andern, ja auch wohl gemein wie die Andern. Das war nun gar nicht mein Fall. Ich log dichtend wohl die Andern und mich mit ihnen empor, und inſofern heuchelte ich allerdings; aber meine Forderungen waren — darin irrte man ſich völlig — durchaus wahr und rein, und zielten auf das Höchſte und Edelſte. Im Verdruß über dieſe Mißkennung wollte ich die entweihten dichteriſchen Beziehungen zu den Menſchen lieber ganz aufheben, verbrannte alle meine Gedichte, und verſchwor es, jemals neue zu machen, indem ich zugleich in Proſa eine umſtändliche Erklärung darüber aufſetzte, und ſie ein paar Freunden, die ihrerſeits auch eine verdiente Beſchämung dabei empfinden ſollten, zu leſen gab. Die Tage, in welchen dieſe Stimmung verarbeitet werden mußte, waren hart, aber die Thätigkeit erleichterte ſie gleich wieder, und am Ende fand ich mich durch dieſe gemachte Erfahrung noch mit poetiſchem Inhalt bereichert, und nur ſelbſtſtändiger und freier unter die Menſchen hingeſtellt, mit denen ich mich zu ſo zarter Rechnung nicht mehr verpflichtet glaubte.

Unmerklich zur Poesie zurückgerufen, fühlte ich mich bald wieder in ihren Genüssen einheimisch, doch nur um neue Verwirrung und Kämpfe zu bestehen. Ich hatte die italiänische Oper besucht, in welcher die große Sängerin Marchetti-Fantozzi durch die Macht ihres Gesanges und ihres leidenschaftlichen Spiels alles bezauberte, ich hatte Schiller's Wallenstein und Jungfrau von Orleans auf der deutschen Bühne gesehen, wo die letzten Lebensgluthen des schon sterbenden Fleck nochmals aufflammten und seine Frau nebst Friederike Unzelmann und Henriette Meyer — nachherige Hendel-Schütz — durch ihre vollblühenden Talente den größten Beifall ärnteten, und diese Erscheinungen mußten meinen ästhetischen Gesichtskreis ungemein erweitern. Ich sann diesen Eindrücken nach, und als ich die Schiller'schen Stücke sodann mit Aufmerksamkeit las, fand ich freilich die Regeln nicht wieder, die mir fortwährend als die höchsten angepriesen waren und galten. Der Zufall that mehr für mich, er führte mir einige Theile der Schlegel'schen Uebersetzung des Shakespeare in die Hände, ich las den Hamlet, Romeo und Julia, den Julius Cäsar. Ich sah das Gegentheil aller bisherigen Vorbilder, und mein Verstand sollte nun verwerfen, was meinen tiefsten Sinn aufregte und hinriß. In derselben Zeit hatte ich mich, unter Kiesewetter's eigner und seines Freundes Blandow Leitung, mit einer Ueberarbeitung von Addison's Cato beschäftigt, von der sich beide die größte Wirkung auf der Bühne versprachen, und es stand fest, daß dies eine durchaus korrekte Arbeit werden sollte. Zwischen zwei solchen äußersten Gegensätzen konnt' ich nicht lange ausdauern. Das Lesen der römischen Elegieen und venetianischen Epigramme von Goethe kam dazu, und dieser starke frische Hauch warf mich ganz auf die Seite der lebensvollen Poesie, deren stürmische Wogen weit in das offne Meer führten; zwar dünkte mich noch immer das in den Regeln abgestandne Wesen von höherem Werthe, aber ich verließ es, wie man eine langweilige Arbeit für entzückende Lust verläßt, mit Anerkennung und Scheu! Wie mir auch Kiesewetter zuredete, von dem Cato wollt' ich nicht mehr hören; und alles Ansehn Blandow's, der als ein erfahrner,

reicher, litterarisch und philosophisch gebildeter Weltmann großes Uebergewicht in seinem Kreise ausübte, bestritt ich mit Erfolg. Schon draugen auch Schlegel'sche kritische Urtheile zu mir durch, und bestärkten mich in meiner neuen Richtung. Dies geschah noch mehr, als der Ion von August Wilhelm Schlegel auf die Bühne kam, und auch die Gegner hier große Vorzüge anerkennen mußten, doch insgeheim sich freuten, daß der Arzt Dr. Heinrich Meyer seiner Frau nicht mehr erlauben wollte die allerdings zweideutige Rolle der Kreusa zu spielen, und dadurch die Vorstellungen des mit größtem Beifall aufgenommenen Stücks auf immer hemmte. Ich war empört diesen Einspruch gutgeheißen zu sehen von Männern, welche darin ihre sonstigen freien Grundsätze verläugneten, und verhehlte meine Meinung keineswegs. Bei solchen Verhandlungen kam ich auch mit einigen hohen Personen in Widerstreit, denen, wie ich wohl merkte, meine Kühnheit auffiel; allein in geistigen Dingen schreckte mich kein äußeres Gewicht. —

Ich gab den größten Beweis von Unabhängigkeit, indem ich mich unterstand, die Vorlesungen August Wilhelm Schlegel's ein paarmal zu besuchen; ich bedurfte dazu einer Einlaßkarte, die ich bei ihm selbst abholen mußte. Sein persönliches Benehmen war gefällig; was er mir sagte, traf mich als bedeutungsvoll, und seine Vorträge schlossen mir eine Welt neuer Beziehungen auf. Die ganze Folge derselben zu hören, hätte ich nicht gewagt, und überdies wären mir die Stunden dafür nicht frei gewesen. Auch Bernhardi, bei welchem Schlegel wohnte, sah ich damals zuerst. Die Bekanntschaft litterarischer Männer hatte für mich einen unaussprechlichen Reiz; sie nur zu sehen, wie z. B. Jean Paul Richter'n in dem Garten seiner Wohnung in der Neuen Friedrichsstraße, war mir schon Gewinn. Leider entging mir durch ein Ungefähr damals Friedrich Wilhelm von Meyern, der mit dem Grafen Hugo von Salm durch Berlin kam, und mit Kiesewetter bekannt wurde; sein Werk Dya-Na-Sore las ich mit Begeisterung, und seine Anwesenheit frischte dasselbe auch bei Andern lebhaft auf.

Aus allem Vorbemerkten ergiebt sich, daß ich den beschränkten Verhältnissen meiner äußerlichen Lage nach allen Seiten entwachsen war, eine bedenkliche Auszeichnung, die mir seitdem noch vielmals im Leben, und oft ungünstig genug, sich wiederholt hat, und wobei wirklich eben so sehr ein Mangel als ein Uebermaß zum Grunde liegen mag. Durch die Freundschaft Kiesewetter's, der als Direktor des schulwissenschaftlichen Unterrichts in der Pepiniere nach Görcke der höchste Vorgesetzte war, stand ich in der That höher als die meisten Obern, denen ich in der äußeren Stufenordnung doch tief untergeben blieb; einige derselben bewiesen mir gleichfalls freundschaftliches Wohlwollen, und Oberchirurgus Bruckert in Verbindung mit Doktor Hempel wünschte sogar mich als Bruder in der Freimaurerloge zu sehen, welches sich aber wegen meiner Jugend noch unzulässig erwies. Andere hingegen verargten mir die Anerkennung, die ich erfuhr, und suchten mich fühlen zu lassen, daß ich tief unter ihnen stünde. Die mancherlei Gebrechen der Anstalt, und dazu die geringe Denkart und Gesinnung mancher Vorsteher, welche den Geist der Zöglinge geradezu niederdrückten, waren oft der Gegenstand vertraulicher Gespräche, und daher des spöttischen Verlachens wie der herben Rüge; Kiesewetter, der mit solchen Leuten seine meiste Noth hatte, legte sich selbst und mir in diesem Betreff keinen Zwang auf. Aber auch Görcke, der durch mich einen sorgfältigen Aufsatz über den Studiengang in der Pepiniere zur verlangten Mittheilung an die russische Regierung hatte ausarbeiten lassen, und dafür aus St. Petersburg mit einem Brillantringe war beschenkt worden, wollte gegen mich besser scheinen als der schlechtere Theil seiner Gehülfen, und gab diese unter vier Augen nur allzugern preis. Natürlich entstand hieraus einiger Uebermuth in mir, und ich ließ, wohl manchmal auch am unrechten Orte, zu sehr blicken, daß ich mich über die Anstalt und ihre Leiter hinaus fühlte. Die roheren und geistlosen Vorgesetzten wurden mir dadurch nur immer feindlicher; ich lernte in hundert Armseligkeiten da einen Schlag von Beamten kennen, die ich später auch in höheren Gebieten leider oft wiedergefunden habe; stolz auf

ihre Stelle, wäre diese auch noch so gering oder unverdient, wollen sie nur vor allem das ganze Gewicht dieser Aeußerlichkeit zeigen, wollen durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit, wie sie selber gegen Höhere sie ausüben, bestochen sein, und dann alles, was damit zusammengeht, aber sonst nichts, gut heißen. Einer der Oberen bewilligte mir aus meinen von ihm verwalteten Geldern alle kleine Ausgaben ohne Prüfung und Belege, so lange ich für ihn einige Abschreibereien besorgte, war aber in Weigerungen und Schwierigkeiten unerschöpflich, nachdem ich diesem Dienste mich allmählig entzogen hatte. Derselbe Obere hatte mich im Racine lesend gefunden, und glaubte mich auf einem Vergehen ertappt zu haben, daß ich statt medizinischer Bücher französische Komödien läse, daher gab er mich deßfalls böslich an, als Görcke durch die Stuben, wie es zu geschehen pflegte, seinen Umgang hielt. Ich hatte das Buch aber von dem Lektor der französischen Sprache ausdrücklich zu einer mir empfohlenen Sprachübung geliehen erhalten; dies rechtfertigte mich nicht nur vollkommen, sondern da Görcke auch seine belles lettres zeigen wollte, die Sache gar nicht zu tadeln, vielmehr sehr schön fand, und mir noch Molière und Boileau dazu empfahl, so mußte freilich der Angeber in Aerger und Beschämung dastehen.

Mit dem Lehrer des Französischen, dem Prediger Saunier, hatte ich dagegen von andrer Seite eine Mißhelligkeit, die ich nur mir zur Schuld rechnen kann. Er pflegte von uns Beispiele zu den vorgetragenen französischen Sprachregeln zu fordern, und ich machte die meinigen stets zu seiner größten Zufriedenheit, doch nur in Betreff der Form, denn der Inhalt, der sich fast immer gegen Bonaparte richtete, als dessen heftigen Bewunderer er sich kund gegeben hatte, verursachte ihm großen Aerger. Erst wollte er meine Ansicht kurz berichtigen, dann mit Gründen bestreiten, und da beides ihm schlecht gelang, so verklagte er mich bei Kiesewetter, wo denn wieder das zweideutigste Verhältniß erfolgte, denn dieser bedeutete mich zwar, ich thäte besser mich aller politischen Anspielungen bei solcher Gelegenheit zu enthalten, freute sich aber im Grunde meines ihm vortrefflich

dünkenden Eifers, nahm später den guten Mann bei Seite, und es wurde ihm nicht schwer, den Bewundrer des Tyrannen alsbald mit geübten Redesätzen hart an die Wand zu drängen.

Nicht selten war ich bei den Kämpfen und Verdrüssen, die ich zu bestehen hatte, durchaus unschuldig, öfters hatte ich wenigstens in der Sache Recht, wenn auch vielleicht nicht in der Form. Man nahm mir zum Beispiel höchst übel, daß ich nicht gleich den andern Zöglingen die polnische Sprache lernte, nachdem doch Görcke selbst, auf Kirchhof's Wunsch, daß ich statt des Polnischen lieber in Privatstunden das Englische treiben sollte, mich jener Lektionen überhoben hatte. Daß ich die Pathologie des abgelebten Professors Gönner verachtete, und dagegen mit Eifer die Schriften von Röschlaub las, daß ich bejammerte, nicht bei Willdenow die Botanik und bei Knape die Osteologie hören zu dürfen, sondern mein gutes Honorar dem Schlendrian zufolge an Mayer, der im Sterben lag, und an Walter den Sohn, der so gut wie gar nichts that, fruchtlos hingeben mußte, und anderes dieser Art, wurde mir auch zum Verbrechen gemacht, so gut wie der Freimuth, mit dem ich das Wort erhob und über Ungerechtigkeit klagte, als bei Gelegenheit einiger vorgefallenen Unordnungen nicht bloß den Schuldigen, sondern ohne Ausnahme allen Zöglingen das Tragen von Stöcken verboten und die Ausbleibezeit am Abend beschränkt wurde, wobei ich, wenigstens als Ausnahme für mich, das Verbleiben beim Alten auch glücklich erstritt. Manchen Unglimpf hatte ich offenbar nur um Kiesewetter's willen zu erleiden, den man in mir zu kränken suchte, so daß er öfters seine eigne Sache daraus machte, die schlechte Absicht entlarvte, und durch Görcke sogar ihre Bestrafung erwirkte. Allein für mein Verhältniß war damit nichts gebessert, im Gegentheil; und ich fing an mich herzlich aus der Pepiniere wegzusehnen, und schrieb auch deßhalb an Kirchhof, der mich mit nicht größeren Kosten auf einer Universität konnte studiren lassen.

Während der drittehalb Jahre, die ich in der Pepiniere zubrachte, lebte ich in ununterbrochenem Eifer und selten

unterbrochenem Fleiße. Auch die Ferien gaben hierin eher Wechsel als Nachlaß; nur zweimal bracht' ich sie zum Theil außerhalb des Instituts in andern Lebenskreisen hin, bei dem Doktor Hempel, einem der merkwürdigsten Karakter-Sonderlinge, und in dem Hause des Obersten von Reitzenstein, wo mich Kiesewetter einführte, um der Ausbildung der Söhne, und, wie er hoffte, meiner eignen, während einiger Wochen förderlich zu sein. Beim Wiederbeginne der Vorlesungen war ich gewiß jedesmal einer der Eifrigsten, und erschlaffte nur dann, wenn die Behandlungsweise lahm und träge wurde, was nur zu häufig der Fall war. Die Lehrgegenstände, welche nach der im Ganzen zweckmäßigen Studienfolge auf diese fünf Semester vertheilt waren, zogen mich freilich nicht in gleichem Grade an, doch vernachlässigte ich keine, und in den meisten machte ich gute Fortschritte. Daß in manchen Fällen durch die Lehrer selbst, oder vielmehr durch den Zwang des Instituts, welches bisweilen statt der bessern die schlechtern aufnöthigte, die Fortschritte gehemmt oder doch erschwert wurden, habe ich schon angedeutet; doch wo die Vorlesungen nicht ausreichten, schafften wir selber Rath, und eilten der Leitung voraus, so in der höheren Anatomie, wo uns zwar des alten Walter praktische Tüchtigkeit in Ehren stand, aber der leere Gedächtnißkram, welchen sein Sohn in unregelmäßigen Vorträgen eilig abschnarrte, nur zuwider sein konnte; ferner in der Physik und Chemie, wo der gute freundliche Hermbstädt wohl sein Bestes that, aber in seinen Erklärungen meist sehr geistlos wie in seinen Experimenten fast immer ungeschickt erschien. Am leichtesten hatten wir es, wo mit Büchern zu helfen war, z. B. in der Theorie der Heilkunde, die wir bei dem Lehrer von Anfang an nur polemisch hörten, denn es war niemanden zu verargen, in einer Zeit, die einen Reil hatte, den Humoralpathologen Gönner nicht mehr zum Führer zu wollen. Die an das Institut gebundenen Eleven wagten gegen diese Uebelstände nicht laut zu murren, sie nahmen dieselben als unvermeidliche Nachtheile seufzend hin; ich aber, der keinerlei Verpflichtung hatte, verhehlte mein Mißvergnügen nicht, und brachte unsre Beschwerden wiederholt zur Sprache. Ver-

gebens wollte man die Autorität dessen, was eingeführt sei, retten, Görcke selbst vermochte das nicht, und schämte sich, den veralteten Wortschwall eines Gönner oder die Lächerlichkeiten des jüngern Walter zu vertreten; wenn der Letztere sich in Wendungen erging, für welche die berühmt gewordene: „In jenen warmen Ländern, wo Gott die Welt erschaffen hat", als Probe gelten mag, so blieb freilich nur er allein ernsthaft, und die zum Lachen gezwungenen Zuhörer konnten nicht bestraft werden. Doch jemehr der vorlaute Tadler in der Sache Recht haben mochte, um so größere Ungunst weckte er für sich.

Das neue System der Heilkunde von John Brown, aus England nach Deutschland verpflanzt und hier von Aerzten und Philosophen mit Eifer gepflegt und ausgebildet, stand in voller Blüthe. Die Einfachheit der Grundsätze, die leichte Gliederung und die klaren Schlußfolgen, durch welche die neue Lehre sich auszeichnete, bestachen den Verstand; die denkenden Aerzte waren längst des überkommenen medizinischen Wustes überdrüßig, und gern bereit, sich desselben auf Einmal zu entledigen; die sich erhebende Naturphilosophie gab lauten Beifall. Nicht immer ist es die Sache, oft sind es bloß die Streiter, welche die Meinung gewinnen; der lebendige, sprühende Eifer eines Röschlaub, die ruhige Gedankenkraft Erhard's, die großen, ideenreichen Andeutungen Schelling's erregten überall Theilnahme; auch ganz außerhalb des Streites Stehende freuten sich der jungen muthigen Helden, welche gegen verjährte, zusammengeflickte, längst unhaltbar gewordene Theorieen mit der frischen Kraft einer neuen glücklich zu Felde zogen; glücklich insofern, als die neue Waffe den alten Lehrkram augenscheinlich zerschlug, in wie weit aber die Krankheiten auch bezwungen wurden, das war der Erfahrung noch abzufragen. Im Anfange verknüpfte sich dem neuen Heilverfahren wirklich ein auffallender Erfolg, der freilich Mißgriffe nicht ausschloß, wie denn besonders der übertriebene Gebrauch des Opiums manches Unheil veranlaßte, und namentlich die Stieftochter August Wilhelm Schlegel's, Augusta Böhmer, die im Sommer 1801 im Bade zu Boklet starb, als ein Opfer dieser Art Vergiftung

bezeichnet wurde, ein Fall, der wegen der dabei Betheiligten ein unglaubliches Aufsehen machte. Der Brownianismus aber breitete sich unter allem Widerspruche nur stärker aus, und erlosch erst in später Zeit, nicht durch seine Gegner, sondern durch den Rücktritt seiner bedeutendsten Anhänger, Röschlaub's und Erhard's insonderheit. Wir Jüngern waren damals alle mehr oder minder Brownianer, ein jeder nach seinen Kräften; es war ein Aufschwung, eine Kühnheit, eine Vornehmheit, sich zu der neuen Lehre zu halten. Das Mißfallen der Vorgesetzten, ihr Abmahnen und Verbieten vermochte nichts gegen den großen Reiz. Johannis Brunonis elementa medicinae, die deutschen Bearbeitungen von Pfaff und Röschlaub wurden von uns eifrig studirt, ihre Grundsätze laut verkündigt, als kritischer Maßstab angelegt. Wir tadelten an Reil, daß er nicht völlig Brownianer sei; wir verwarfen alle Mittelstellung und verlangten unbedingten Beitritt. Unser Treiben wurde von einigen Obern als förmliche Rebellion angesehen und man wollte uns dafür bestrafen; eine Ode von mir gegen die Sumpfbewohner, wie ich die Humoralpathologen nannte, verursachte die größte Bewegung, und mir wurde mit dem Karzer dafür gedroht! —

Ein besonderer Vorfall brachte mich sogar mit Kiesewetter in eine Lage, wo ich die bisherige Aufrichtigkeit zwischen uns vermissen mußte. Ein Stabschirurgus hatte bei geringfügiger Veranlassung sich grober Worte gegen mich bedient, und da ich dergleichen nicht hinnehmen wollte, so diktirte er mir in erhitzter Wuth Stubenarrest und verließ mich unter pöbelhaftem Schimpfen. Ich eilte zu Kiesewetter, der vor dem Potsdamer Thore ein Landhaus bewohnte, berichtete ihm die Sache, und erklärte, nun wollte ich gar nicht mehr in die Pepiniere zurückkehren. Weiß der Himmel, was dem Manne, der sonst leicht genug in Feuer gerieth, gerade jetzt im Sinne liegen mochte, er war zu meiner Verwunderung ganz kühl und gelassen, vernahm die empörenden Schimpfreden ohne Entrüstung, theilte mein gekränktes Gefühl gar nicht, sondern redete mir besonnen zu, ich solle zurückkehren, mich gehorsam dem Manne stellen, der mir zu befehlen habe,

und dessen neuesten Befehl, die Stube nicht zu verlassen, ich eben jetzt mit größtem Unrecht gebrochen; er stellte mir eifrig vor, was die Pflicht sei, welche Opfer sie fordern dürfe, welch ein Heldenthum es sei, ihr die stärkste Leidenschaft, ja das Recht selbst unterzuordnen. Niemals war mir ein Vortrag Kantischer Weisheit so gering, so leer und so wenig an seinem Platze vorgekommen, ich hatte in mir die gewisse Ueberzeugung, daß auch Kiesewetter diesmal solche Philosophie nur zu dem Zwecke des Augenblicks gebrauchte, und also mißbrauchte, daß er mich nur los sein und beschwichtigen wollte; aber das Netz dieser Rede fühlte ich mir deßhalb nicht minder übergeworfen, und ich sah kein Mittel, mich da herauszuwinden; einzig, weil ich nichts anderes wußte, noch möglich sah, willigte ich zuletzt mit Ueberdruß ein, erklärte mich bereit, zu thun, was er mir rieth, und als er mich darauf umarmte, und im stolzen Gefühle der Kraft seiner Weisheit und Rede mit freudiger Rührung zu mir sagte: „Auf diese Art sind Sie mein würdiger Schüler!" — und mich mit weiteren Lobsprüchen überhäufte, da glaubte ich vor Widerlichkeit mich erbrechen zu müssen, denn ich empfand nur allzu klar, wie häßlich wir einander gegenüber standen, und in wie falschem Scheine wir uns anglänzten. Indessen trat ich entschlossen den Rückweg an und gelangte nach Hause, ohne daß meine Abwesenheit bemerkt worden war. Als ich aber nichtsdestoweniger dem Stabschirurgus meldete, ich hätte den Arrest gebrochen, und meine Zuflucht zu Kiesewetter genommen, dieser aber habe durch die Vorstellung der Pflicht mich bewogen zurückzukehren, und hier wäre ich nun und stellte mich wieder, — so hatte ich den belohnenden Genuß, daß der Mann, dem eine solche Geschichte schlechterdings unverständlich war, und ihn wie ein unvermutheter Schwindel und Schrecken überfiel, in rathloser Verdummung gar nichts, aber auch rein gar nichts zu sagen noch zu bezeigen wußte, sondern nur, nachdem ich seiner Verlegenheit lange genug gegenüber gestanden, mich mit dem zaghaften Bedeuten entließ, der Arrest sei aufgehoben; und so war er auch weiterhin nur froh, daß der Sache nicht mehr gedacht wurde. —

Was konnte aber aus solchen Kämpfen Gutes herauskommen? Auch erneuerten sie sich bei schon erbitterten Gemüthern allzu leicht. Meinem Fleiße, meinen Fortschritten, auch meinem sittlichen Betragen, konnte man keinen Vorwurf anbringen; aber man gab mir andere Dinge Schuld, z. B. daß ich die von Görcke eingeführten Uebungsversammlungen verachtete und mich ihnen unter allerlei Vorwänden entzöge, daß ich einen schlechten Karakter hätte, das heißt, keine Subordination und Schmiegsamkeit; und alle diese Vorwürfe wurden zugleich Schimpfreden. Ich antwortete auf die Schimpfreden mit Trotz, und erklärte bestimmt, ich wolle aus dem Institut ausscheiden, wurde aber dafür endlich auf das Karzer gebracht. Kiesewetter'n ließ ich jetzt aus dem Spiel, benachrichtigte ihn nur von meinem Unfall, und erwartete durch Kirchhof die Lösung dieser schon unheilbar gewordenen Mißverhältnisse. Die Lösung kam, aber in einer ganz anderen Weise, als ich sie erwartet hatte. Nach wenigen Tagen wurde mir meine Entlassung aus dem Karzer und zugleich die aus der Pepiniere angekündigt, dabei bemerkte man aber auch, daß ich kein Geld mehr aus der Kasse zu empfangen hätte, weil schon seit längerer Zeit die Sendungen für mich ausgeblieben wären. Jetzt erst erfuhr ich, daß Kirchhof die sonst gewöhnlichen Vorausbezahlungen seit einem Vierteljahre unterlassen, und auch auf mehrere Zuschriften nicht geantwortet habe. Dies befremdete mich zwar, doch glaubte ich ihn nur auf böse Berichte hin mit mir unzufrieden, und hoffte ihn bald von allem Vorgegangenen nach der Wahrheit, und zu gutem Erfolge für mich, in Kenntniß zu setzen. Uebrigens sah ich getrost jeder Wendung entgegen, ich war jung, gesund, nicht ohne Freunde und voll Muth. Mein Ausscheiden aus dem Institute freute mich unsäglich, und ich konnte nicht umhin, dies in einer symbolischen Handlung an den Tag zu legen; was uns Allen längst ein Gräuel war, den Zopf, der uns widerwärtig unter den andern Studirenden als Pepinieristen kenntlich machte, schnitt ich mir gleich zuerst ab, und nagelte ihn, zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Pepiniere, außen an der Hausthüre fest, nahm dann von guten Kameraden

frohen Abschied, miethete mir ein Zimmer in der Stadt, wählte mir ein paar medizinische Kollegia, welche bereits für das Sommerhalbjahr wieder anfingen, schrieb indeß auch wiederholt nach Hamburg, und erwartete, was kommen würde. Görcke entließ mich noch freundschaftlich genug, und meinte, Kirchhof würde mich nicht ohne Hülfe lassen. Später hatte man ihm fälschlich hinterbracht, ich wolle über die Pepiniere etwas in Druck geben, er schickte deßhalb zu mir, und ließ mir abrathen, mit der Drohung, er würde dann auch schreiben; ich aber lachte dazu, und ließ ihm sagen, seine Warnung könnte mich eher reizen als abhalten, indeß möchte er nur ruhig sein, denn bis jetzt dächte ich nicht an solche Arbeit.

Die Nachrichten aus Hamburg kamen nur allzubald. Die Meinigen schrieben mir, auf Kirchhof dürfte ich nicht mehr rechnen, weil er selbst in die äußerste Bedrängniß gerathen sei, und seine Zahlungen eingestellt habe. Mein Schicksal bedauerten sie schmerzlich, und wußten nicht, was mir zu rathen sein könnte. Im Besitze einiger Goldstücke glaubte ich mich für die allernächste Zeit geborgen. Ich freute mich fürerst der glücklichen Freiheit, in der ich athmete, und überlegte nebenher, wie ich mich einrichten könnte, was sich durch litterarische Arbeit und Unterricht etwa verdienen ließe, und dachte meine Studien auch gegen Wind und Wetter tüchtig fortzusetzen. Ich durfte dabei auf Kiesewetter's Unterstützung rechnen, wiewohl er seit den letzten Vorgängen einige Zurückhaltung blicken ließ, und Nolte's, Schlosser's, so wie meiner jüngeren Freunde Beistand war mir ebenfalls gewiß.

Doch ehe solch ein neuer Lebenslauf sich gestalten konnte, erkrankte ich. Meine Kräfte hatten so vielen Stürmen tapfer widerstanden, endlich ergab sich dennoch, daß die Spannung zu groß für sie gewesen. Die Wirkungen des Frühlings hatten meine Reizbarkeit nur erhöht; an demselben Tage, an welchem ich die Nachricht aus Hamburg empfangen und sie Kiesewetter'n mitgetheilt hatte, der diesmal wieder zärtliche Sorgfalt für mich bezeigte, mußte ich aus einer Vorlesung bei Professor von Könen, die ich Abends noch an-

gehört, mich fieberkrank nach Hause führen lassen. Die Krankheit wurde schnell bedenklich, und gab sich als ein Nervenfieber zu erkennen. Der Oberchirurgus Horlacher besuchte mich als sorgsamer theilnehmender Arzt, Zöglinge der Pepiniere wachten die Nächte bei mir, von allen Seiten kam Hülfe und liebevolle Pflege. Da die Krankheit aber schlimmer wurde, so rief man eines Morgens den Doktor Erhard herbei, dessen Wagen zufällig in der Straße hielt. Dieser scharfsinnige Denker und durchgreifende Arzt war mir durch Röschlaub's Magazin der Heilkunde und durch den Ruf seines praktischen Verfahrens genug bekannt, und seine persönliche Erscheinung flößte mir unbedingtes Zutrauen ein. Er behandelte mich auf Brownische Weise mit Einsicht und Entschlossenheit, und ich genas nach einigen schweren und zweifelhaften Tagen, in welchen ich den Tod schon vor Augen gehabt, und ein so frühes Sterben als ein nicht wünschenswerthes, aber auch als ein nicht mehr zu änderndes Geschick mit ziemlicher Fassung betrachtet hatte.

Während meiner Genesung traten die mannigfachsten Fürsorgen von Freunden, Bekannten, und sogar von Unbekannten, in größter Fülle und Thätigkeit hervor; von allen Seiten kamen Erquickungen, Nachfragen, Anerbietungen, und es sollte mir, der ich nach solchen Katastrophen fast alles bedurfte, an nichts fehlen. Kiesewetter und das Friedländer'sche Haus, die Hofräthin Wolff, vor allen meine jüngern Freunde Eberty und Detmold versäumten nichts, was meine Herstellung beschleunigen und vollenden konnte. Auch Erhard bezeigte mir die herzlichste Theilnahme, er freute sich lebhaft, mich gerettet zu haben, er gab mir Ermunterung und Rath, und seine geistvollen, eigenthümlichen Gespräche gereichten mir nicht weniger zur Stärkung, als seine Arzeneien und Weinverordnungen. Als ich in der Genesung schon ziemlich vorgeschritten war, dachte ich nun auch ernstlicher an meine künftige Lebensweise. Ich sann, was ich wohl schreiben könnte, und da eben die Uebersetzung des Calderon von August Wilhelm Schlegel frisch aus der Presse kam, so war ich versucht, diese Gattung von Drama mit der französischen, die mir sehr vertraut war, in einem

kurzen Aufsatze zu vergleichen. Auch ein eignes Trauerspiel, König Oedipus, worin ich besonders die Wahrscheinlichkeit und Richtigkeit der Irrungen und Uebergänge trefflich angeordnet zu haben meinte, hatte ich entworfen und in fünffüßigen Jamben auszuarbeiten angefangen; in derselben Form war eine Uebersetzung von Racine's Andromache ziemlich vorgerückt. Was mich aber innerlich am stärksten beschäftigte, waren Wilhelm Meister's Lehrjahre, die ich in dieser Zeit zum erstenmale las. Eine neue Welt ging mir in diesem Romane auf, und doch nur allmählig, denn ich fühlte, wie im Weiterlesen das Buch selbst mich zu seinem höheren Verständnisse reifte, und gleichwohl sich mir schon ganz aufzuschließen nicht vermochte, sondern dies einer auch anderweitig wachsenden Lebensbildung überlassen mußte.

Nicht lange hatte dies neue Dichten und Trachten begonnen, als meine Freunde mich ernstlich und dringend vor jeder Anstrengung warnten, und da diese, wenn Studien und Erwerb gleichzeitig fortzusetzen waren, auf keinen Fall vermieden sein konnte, so suchten sie mir einen andern Lebensgang auszumitteln, der bei mäßiger Beschäftigung eine ruhige sichere Lage und heitre Verhältnisse gewährte. Eines Tages fragten sie mich in diesem Sinne, ob ich nicht Lust hätte, nur für's erste, zur Erholung und keineswegs als Lebensplan, eine Erzieherstelle anzunehmen? Sie schilderten mir das reiche Haus des Fabrikanten Cohen, zwei prächtige Knaben von sechs und sieben Jahren, die vorzüglichen Eltern, eine gebildete Geselligkeit, Musikliebhaberei, fremde Sprachen im Gange, kurz eine wahre Bildungsschule für mich, zugleich genußreiches Leben und nützliche Thätigkeit. Diese Aussicht durfte mich allerdings reizen. Ich wurde zu einem vorläufigen Besuch eingeladen. Noch schwach, auf Freundesarm gestützt, richtete ich eines Vormittags den Weg nach der Münzstraße, wo Herr Cohen das große schöne Hotel des Ministers von Zedlitz theils bewohnte, theils zu einer Baumwollenfabrik eingerichtet hatte, welche viele hundert Leute beschäftigte. Man führte mich in das Bibliothekzimmer, das den Blick in den großen blühenden Garten hatte, und an Büchern schnell übersehen ließ, was mein Herz nur

wünschen konnte; deutsche, französische und englische Hauptwerke standen schöngebunden in dichten Reihen. Wenige Minuten war ich diesem bestechlichen Eindrucke überlassen, da erschienen die Hausbewohner. Herr Cohen aus Holland von einer angesehenen und reichen jüdischen Familie stammend, aber mit den Seinigen längst getauft und jetzt in Preußen heimisch, zeigte sich als ein lebhafter freundlicher Weltmann, der auch in Wissenschaften und Künsten wohl bewandert schien; die Frau, eine Berlinerin, sprach durch sanftes und verständiges Wesen an; zwei bildschöne feine Knaben, denen drei liebliche Töchter nachfolgten, kamen aus dem Garten herbei, wohin ein Spazirgang vorgeschlagen wurde. Die Personen, die Räume, die Umgebung, der ganze Zuschnitt des mir eröffneten Lebens, alles gewann mich schnell; auch auf der andern Seite war keinerlei Bedenken, die glänzendsten Zeugnisse waren mir vorausgegangen, meine Jugend, die sich aus dem Kampfe gegen die Krankheit sichtbar wieder zu frischen Kräften anließ, erweckte Theilnahme und Hoffnung, und so war unser Verhältniß leicht geschlossen, ohne daß äußere Bedingungen festgesetzt wurden, deren Verabredung ich gänzlich von mir ablehnte, und auf Kiesewetter's Gutdünken wollte ankommen lassen. Nach wenigen Tagen war ich dem Hause angehörig, und ich begann eine glückliche Zeit, vom herrlichsten Frühling in den schönsten Sommer hinein, in weichem kräftigendem Lebenselemente, jeder Verdrießlichkeit und Sorge überhoben, zu jeder freien Selbstständigkeit berechtigt und aufgefordert. Doch bevor ich zu neuen Schilderungen übergehe, muß ich einige Beziehungen aufnehmen und abschließen, die sich aus den früheren Verhältnissen in meinen neuen Zustand nur noch in der Absonderung herüberspannen, die sie längst bereitet hatten und bald vervollständigen mußten.

Das Thun und Treiben in dem geselligen Kreise, den ich bisher besucht hatte, konnte mich schon längere Zeit nicht mehr befriedigen, ich fühlte nur zu deutlich die vielen Uebelstände und Gebrechen, welche diesen Verhältnissen inwohnten, und durch das Bemühen und die Ansprüche, ge-

bildet zu erscheinen, nicht hinreichend gedeckt wurden. Daß es in Lebensansichten, Gewohnheiten und Aeußerungsweisen Besseres und Höheres geben müsse, davon war ich überzeugt, und einzelne Beispiele gaben zu ungünstiger Vergleichung sogar den Maßstab. Von vielem, was täglich vorging, war ich unangenehm berührt, ja unheilbar verletzt. Im Friedländer'schen Hause waltete Wohlmeinung und Gutmüthigkeit, die aber oft aller Zartheit entbehrten, bei manchen Anlässen schwand die nöthigste Zurückhaltung, und Kiesewetter selbst wußte öfters, vorzüglich wenn er am Spieltische saß, einen ungeberdigen Eifer nicht zu bezwingen, der den Mitspielenden zu heftigen Erwiederungen Grund gab, und mir den häßlichsten Eindruck machte. Mir persönlich wurde auch die Absicht empfindlich, die ganz offen darauf hinzielte, mich zu gebrauchen oder wenigstens zu benutzen, und statt eines edlen freien Umgangs ein wechselseitiges Leisten und Helfen zu bezwecken; es verschlug mir nichts, daß die Rechnung auch meine wesentlichen Vortheile nicht vergessen wollte, und ich ohne Zweifel mehr empfing als gab, ich hätte ja lieber ohne alle Rechnung den entschiedensten Nachtheil erwählt, als mit ihr den größten Gewinn. Von andrer Seite verband sich mit diesen Einwirkungen noch eine weit bedeutendere. Ich konnte, wie sehr ich mich auch sträubte, mir je länger je weniger verhehlen, daß gleich der geselligen auch die wissenschaftliche Bildung Kiesewetter's in gewissem Betracht schon weit hinter mir lag. Ich war durch ihn selbst aufmerksam geworden, daß die Kantische Philosophie in ihrer genommenen Stellung nun für immer Halt machen, und höchstens in ihrer Anwendung, aber durchaus nicht in ihrem Wesen, fortschreiten wolle, während doch andere tiefsinnige Forschungen mächtig voranstrebten, und jene bereits wirklich überflügelten. Einige Blätter von Fichte hatten mich stark angeregt, und was ich von Schelling hörte, ließ mich neue Gesichtspunkte ahnden, die ich unmöglich mit bloßer Nichtachtung zu beseitigen vermochte. Daß auch die Kantische Philosophie freier und eigenthümlicher, als durch Festhalten am strengen Buchstaben, aufzufassen sei, war mir durch Erhard klar geworden. Dies

alles aber mißfiel Kiesewetter'n auf's äußerste, ich sollte mit Gewalt bei dem alten Glauben verharren, die gestellten Schranken auf keine Weise überschreiten; er wollte mich in der Wissenschaft für sich behalten, wie in seinen Gesellschaftsbeziehungen. Sein Benehmen gegen mich war schon während der letzten Zeit, die ich noch in der Pepiniere zubrachte, merklich kühler geworden, als ich aber bald nachher auch von der ästhetischen Seite mich freier zeigte, durch die gehässigen Angriffe gegen Friedrich Schlegel's Lucinde, gegen das Athenäum, gegen Tieck's und Novalis Schriften gerade gereizt wurde, diese Bücher zu lesen, und an ihnen Gefallen fand, da galt ich entschieden für einen Abtrünnigen, gegen den man die bittersten Vorwürfe nicht sparte. Anstatt aber die Fesseln, die man meiner Geistesfreiheit anlegen wollte, ruhig hinzunehmen, mich der Autorität zu fügen und still in's Enge ziehen zu lassen, kehrt' ich die von Kiesewetter selbst empfangenen Waffen muthig gegen ihn, empörte mich ganz und sagte jeden Gehorsam auf. Durch die äußerliche Hemmung, welche unser bisheriger Verkehr durch mein neues Verhältniß nothwendig erfahren mußte, und durch die zahlreichen Einwirkungen, welche mich seitdem in entgegengesetzter Richtung beschleunigten, zerfielen wir endlich durchaus. Erbitterte Aeußerungen von seiner Seite, die mir entschiedenes Unrecht anthaten, meinen unschuldigsten Jugendlichkeiten einen falschen, bösartigen Sinn unterschoben, mich der Undankbarkeit im voraus beschuldigten, und eine Art Bann über mich aussprachen, indem sie mich alles Antheils am Kantischen Heil verlustig erklärten, machten die Sache nur schlimmer. Ich fand mich durchaus zu keiner Dankbarkeit verpflichtet, wo keine Freiheit sein sollte, und wo daher das Empfangene entweder gar nichts, oder doch nicht den Preis werth war, welchen man nachträglich als meine Dankespflicht dafür ansprach. Ich ließ mir daher die Feindschaft gefallen, und weit entfernt von Schmerz oder Rührung, benutzte ich manche Blöße, die man mir gab, nur allzu schonungslos. Kiesewetter kam in dieser Zeit immer mehr und mehr mit dem Hof in Verbindung, war viel bei der Königin, bei den Prinzen, die er unterrichtete, ordnete geistreiche Vergnügungen

an, und schien als Hofphilosoph, wie man ihn nannte, seiner sonstigen Grundsätze völlig uneingedenk; er mochte einigen leichten Spott und Tadel vielleicht verdienen, aber am Hofe wird beides durch Neid und Haß gleich zu ungeheuern Massen, und das Publikum trug sich damit, wie es gewöhnlich zu thun pflegt. Zu derselben Zeit war ich der ganzen Macht des Einflusses hingegeben, der von den Schlegel und ihren Freunden kam; durch Schriften, Vorlesungen und Gespräche wurde der Uebermuth, die Ironie, sogar die Frechheit obenangestellt; gegen einen selbstleuchtenden Philosophen wie Fichte, den ich nun persönlich kennen lernte, wurde Kiesewetter ein dunkler Schatten; die jüngern Freunde verhöhnten mich nur, wenn ich seiner noch im Guten gedenken wollte. Genug, in diesem Gedränge von Stimmen und Beispielen, welchen von keiner Seite Milderung zugemischt wurde, fühlte ich mich gestachelt, gegen den einst so verehrten und geliebten Mann auch meinerseits einigen Muthwillen zu üben, und versäumte die Gelegenheit nicht, über ihn und die Kantische Philosophie ungünstig zu scherzen, und späterhin einige neckende Zeilen, doch ohne ihn zu nennen, einem flüchtigen Blatt über Berlin, das für eine Zeitschrift verlangt wurde, einzuverleiben und drucken zu lassen. Diese Verhärtung in mir erstreckte sich durch mehrere folgende Jahre, und gab einige unerfreuliche Züge noch in Halle zu dem sogenannten Doppelroman, der dort entstand. Ich that Kiesewetter'n zu viel, das ist gewiß, wenigstens von mir war es zu viel, und ein geheimes Bewußtsein meines Unrechts war in mir, schon während ich es verübte; nur falsche Scham und der Versuch, ob das Unrecht nicht Recht werden wollte, ließ mich es so lange fortsetzen. Ich schätzte ihn eigentlich stets, ich war ihm wirklich noch zugethan, und handelte gegen mich selbst, indem ich ihn verhöhnte. In späteren Jahren, als ich wieder mit ihm zusammenkam, war ich erfreut und gerührt, ein freundschaftliches, vertrauensvolles Verhältniß, trotz jener Unbilden, leicht wieder hergestellt zu sehen, welches nur durch den freien großmüthigen Sinn des Mannes möglich war, der das vorgefallene Kleinliche gern vergessen mochte, um nur der Ueber-

einstimmung in so manchem Wichtigen eingedenk zu sein. Noch jetzt muß ich ihm dankbar nachsagen, daß ich durch ihn mächtig gefördert worden, und ihn als den Pfleger des Guten in mir anzuerkennen habe; ja selbst die Pietät, zu der ich für ihn zurückgekehrt bin, hatte er nach allen Seiten in mir früherhin als eine der edelsten und größten Tugenden zu wecken und zu nähren treulich gestrebt, und leider selbst nur so späte und sparsame Frucht davon geärntet. —

# Sechster Abschnitt.

## Jugendfreunde. Streben.

Berlin, 1803. 1804.

---

Selten mögen einem Menschen so beglückte Lebensauen sich ausbreiten, als mir der nächste Zeitraum darbot, in welchen ich seit der Aufnahme im Cohen'schen Hause, vom Ende des Maimonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend jetzt einging! Durch mein Verhältniß fand ich mich grade nur in so weit gebunden, um Anhalt und Maß für das höchste Freiheitsgefühl zu haben, meine Pflichten bezeugten mir nur meine Selbstständigkeit, ich genoß zum erstenmale die Vollempfindung des persönlichen Dastehens und Geltens. Was ich war, dachte, urtheilte, wünschte und that, rechnete mir niemand mit fremder Vorschrift in der Hand nach, suchte niemand durch äußere Rücksichten und Zwecke beengend niederzuhalten; meine Eigenschaften, die bisher gleichsam hinter ihrem Ertrag und ihrer Leistung hatten zurückstehen müssen, konnten nun als sie selbst hervortreten, mein eignes ungestörtes Wesen durfte mir Quell und Spiegel jedes Antriebs und jeder Handlung sein. Dieses Gefühl hätte in jedem Fall das Ergebniß meiner veränderten Lebensstellung sein können, daß ihm aber durch eine Dauer von Monaten eine nur stets gesteigerte Gewährung entsprach, war die Folge des glücklichsten Zuströmens von Begünstigungen, wie sie nicht oft sich vereinigen wollen!

Ich muß zuerst als eines wunderbaren Reizes, der in täglich erneutem Werthe sich als unschätzbar erwies, der Lokalität gedenken, welche nicht glücklicher sein konnte. Schloßartige Wohnung, weit über das Bedürfniß hinaus geräumig und vielfach, im Innern mit allem Behör einer behaglichen, theils holländischen, theils englischen Lebensart versehen, erhob sich, auch für den äußern Anblick bedeutend und geschmackvoll, zwischen tiefem Vorhof und ausgedehntem Garten. Von der Straße zurückgezogen wandte sich das ganze Leben des Hauses um so entschiedener nach der Gartenseite hin. Schattige Gänge, Rasenplätze, hochstämmige Bäume und mannigfaches Gebüsch, Blumenbeete, Obst- und Küchenpflanzungen, zuletzt ein Pavillon zwischen Treibhäusern, gaben dem weiten Raume in sinniger Anordnung die heiterste Mannigfaltigkeit, und dieser grünende und blühende Bezirk gab jedem Tag und jedem Augenblicke die nahe, offne und lockende Gelegenheit zu dem reinsten Genusse, welcher das Herz erfreuen kann, zu dem Genusse der Jugend und des Sommers in ihrem schönsten Verein.

Während der ersten Zeit, bevor meine Zimmer eingerichtet waren, schlief ich nach dem Garten hinaus, in einem Saale, der als physikalisches Kabinet diente. Mit dem frühsten Tage, vom Glanze der bewegten Wipfel, von den Stimmen der Vögel, dem erquickenden Morgenhauche getroffen, stand ich lebensfroh auf, eilte in das thauige Grün, frühstückte dort oder am offnen Fenster des Bibliothekzimmers, und hatte mit wechselndem Entzücken schon viel gelustwandelt und gelesen, wenn nach und nach das übrige Haus erschien, und die Eltern ihren Geschäften und die beiden muntern Knaben dem Lernen noch erst im Freien eine dem ganzen Tage zu gut kommende Frist gaben. Der hierauf beginnende Unterricht war für mich nur leicht; die Kinder hatten noch besondre Lehrer, auch für solche Gegenstände, in welchen ich recht gut hätte unterrichten können, und vorzüglich nahm die Uebung in der Musik Vor- und Nachmittags mehrere Stunden ein. Zum Mittagessen, dem gewöhnlich wieder eine Erlustigung im Garten voranging, waren nicht selten Gäste eingeladen, nähere Freunde und

Freundinnen des Hauses, auch wohl interessante Fremde. Die Unterhaltung, im Allgemeinen gütig und heiter, durch einige Prätension des Hausherrn auch wohl zu besonderer Lebhaftigkeit gesteigert, pflegte sich unter Spazirengehen fortzusetzen, und nach abermaligen Arbeits- und Lernstunden rief, von sechs Uhr an, der freiste Nachmittag und Abend die Hausgenossen und etwanigen Besuch zum Lustwandeln, Spielen, zu Gespräch und Theetrinken wiederum in den Garten, wo Zusammensein und Absonderung nach Belieben wechselte. Oefters zog ich mich zurück, um für mich allein zu lesen oder zu schreiben, und fand mich wieder ein, sobald eine neue Erscheinung mich anlockte. Ein glücklicher Verlauf schöner Tage, wie man sie auch spät noch wünschen möchte!

Ich war aber vor allem auf Erfüllung meiner neuen Pflichten bedacht, und wollte diesem Berufe vollständig genügen, bevor ich den Zwecken eigner Förderung oder Neigung nachhinge. Ich entwarf einen schriftlichen Erziehungsplan, der mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, ich begann in Gestalt eines Tagebuchs allerlei pädagogische Notizen und Erfahrungen niederzuschreiben; diese Uebung und das Lesen mancher empfohlener Werke, worunter auch Rousseau's Emile, gereichten mir zu großem Nutzen. Aufmerksam suchte ich die Wendungen des Lehrens und Mittheilens, wodurch richtige Auffassung und fester Eindruck am sichersten gewonnen wären; sorgfältig und theilnehmend schloß ich mich der kindlichen Sinnesart an, und ein freundliches Walten von Liebe und Vertrauen war der glückliche Erfolg. Da mir für mich selbst aber noch so viel zu erwerben und fortzusetzen oblag, so strebte ich, die Zeit, welche mir im Laufe des Tages und besonders am Anfange und Ende desselben reichlich gelassen war, so fruchtbar als möglich anzuwenden. Ohne Hülfe von Vorlesungen, deren regelmäßiger Besuch jetzt nicht möglich war, konnte mein medizinisches Studium nicht gedeihen, ich gab dasselbe nicht auf, aber schob es einstweilen beiseit, und suchte dafür andre, durch die Umstände nicht verschlossene, sondern wohl gar besonders eröffnete Wege um so besser zu benutzen. Ich legte es darauf an, die Haupt-

thatsachen der Geschichte mir im Zusammenhang aufzureihen, sie in ihrer nothwendigen Folge und Wechselwirkung einzusehen, und hatte hiezu, wie für begleitende geographische Studien, die schönsten Hülfsmittel zur Hand. Poesie und Litteratur jeder Art schlossen sich an; zu eignen Aufsätzen, Gedichten, und besonders auch zu Briefen an Freunde, wobei Eberty mir am nächsten stand, fand sich immerfort Anlaß. Damit meiner Ausbildung noch besser nachgeholfen würde, unternahm es Herr Cohen, der seine Kenntnisse gern lehrend übte und zeigte, mit mir höhere Mathematik und englische Sprache zu treiben. Auf diese Weise schien ich beschäftigt genug, und meine Zeit hinreichend ausgefüllt. Doch Fleiß und Freudigkeit leisteten in wenigen Stunden viel, die glücklichen Tage behielten noch weiten Raum, um andern Lebensinhalt aufzunehmen, andre Gebilde hervorzutreiben.

In dieser ersten Zeit war das Haus ungewöhnlich lebhaft, weil eine Schwester der Madame Cohen, die Baronin von Boye, dasselbe durch ihre gastliche Anwesenheit erfreute. Einem schwedischen Major verheirathet, der in Stralsund seinen Standort hatte, dachte sie ihm dorthin bald nachzufolgen, nachdem sie eben mit ihm aus Paris und dem südlichen Frankreich zurückgekehrt war, und nur einige Wochen bei den Ihrigen in Berlin noch verweilen sollte. Diese Dame war gewohnt, die Huldigungen größerer und kleinerer Kreise auf sich zu ziehen, die glänzendste Welt hatte sie eben in vollem Maße genossen, früher auch das Beste von Bildung und Litteratur sich fleißig angeeignet; dem vielleicht unzureichenden äußeren Reize gesellte sie gern die bedeutende Mithülfe der Gemüths- und Geistesregsamkeit, der vornehmen Eleganz und Eigenheit, und auch humoristische und geniale Wagnisse verschmähte sie nicht, um nur im Augenblicke voranzubleiben. Die Schwester war ihr mit treuer Freundschaft zugethan, mit höchstem Wohlgefallen die Mutter, Madame Bernhard, eine Wittwe, die das Leben noch genießen wollte, und ihren Reichthum deshalb gern aufwandte. Regelmäßig an den Sonntagen, aber auch außerdem nach Gelegenheit und Einfall, besuchte man letztere auf ihrem Landhause zu Charlottenburg, wo zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Ge-

sellschaft die gastfreieste und üppigste Bewirthung fand. Die kurze Zeit, welche Frau von Boye noch zu bleiben zugesagt, wurde bestens benutzt.

Fast kein Tag verging ohne Gesellschaft, theils in der Stadt, theils auf dem Lande. Graf Alexander zur Lippe, Professor Darbes, Graf Casa Valencia von der spanischen Gesandtschaft, die Hofräthin Herz, die herrliche Sängerin Marchetti-Fantozzi nebst dem italiänischen Dichter Filistri lernt' ich in diesem Kreise kennen; auch dem damals jugendlichen und geistesregen Adam Müller und der von ihm geführten Madame Sander, die als schöne Frau durch den Ruf mir schon bekannt war, begegnete ich hier zuerst, nicht ohne wechselseitige Anziehung.

Ein Fräulein von Selleutin, zwischen Alter und Jugend inne stehend, hatte ihre besondere Geistesart, äußerte sich lebhaft, und zeigte schon früh solche Eigenheiten, die man eine Zeit lang gern verzeiht, weil man sie belächeln darf, späterhin aber leicht unangenehm findet. Jüngere Frauenzimmer waren vorzüglich dem Cohen'schen Hause angehörig und bedeutsam. Ich neune zuerst Mademoiselle Seiler, eine zarte Schönheit, in erster Jugend bescheiden blühend, vortreffliche Klavierspielerin und als solche durch Unterricht dem Hause nützlich, war schon um der Musik willen gern gesehn und mit großer Sorgsamkeit behandelt; noch stärker aber wirkte die Neigung, welche Herr Cohen zu dem lieblichen Wesen kaum verläugnen mochte und durch tägliches Beisammensein nährte, wozu theils gemeinschaftliche Musikübung, theils Lehrstunden im Englischen, den gültigsten Anlaß gaben. Karoline Lehmann, nachherige Gattin des berühmten Tonkünstlers Clementi, war gleichfalls ausgezeichnet musikalisch; sie kam gewöhnlich mit ihrer Mutter, oft aber auch allein, und hatte mit besonderer Zuneigung in Madame Cohen eine mütterliche Freundin gesucht und zugleich eine für die Jugend noch mit reinstem Sinn antheilvolle Vertraute gefunden; konnte man sie nicht gradezu schön nennen, so stand sie doch im frischesten und üppigsten Reiz aufgeblühter Jugend, und ließ in munterer sowohl als schwärmerischer Unschuld noch unendliche Zauberkräfte ahnden, in deren Wir-

kungsbereich man sich gern stellen oder doch hineindenken mochte. Die dritte, Henriette Hübschmann, Tochter einer vermögenden, durch kalten Weltverstand und satyrische Bitterkeit nicht selten abstoßendenden Mutter, war dagegen durch freundlich kluge Theilnahme und durch scherzhaften Witz einnehmend, der das regsame Persönchen allerliebst kleidete.

Gegen den Reiz dieser jüngeren Mädchen war ich genug befestigt; gleiche Anmuth und Liebenswürdigkeit und größere Schönheit hatte ich schon verehrt, auch nahm ihr Wirken nicht grade mich zum Ziel. Mein Sinn war auf romantischen, poetischen Austausch, auf geistig gesteigertes Verhältniß gewandt, und mein Herz wollte sich nicht entzünden lassen, außer mit Beihülfe litterarischer Gluth; auch mußte dafür einiges Bemühen eintreten, um die im Allgemeinen vorschwebenden Phantasieflüge an einen näheren bestimmten Gegenstand festzubannen. Für alles dies war von andrer Seite her überflüssig gesorgt. Frau von Boye hatte mich in meinen Anlagen und Richtungen leicht aufgefunden, und noch leichter wurde es ihr, mich ihre Vorzüge wahrnehmen zu lassen und mit ihnen vollauf zu beschäftigen. Eine schmeichelhafte Berücksichtigung that mir um so wohler, als ich mit jedem Tage den Werth einer solchen Dame höher schätzen mußte, deren Gespräch mit allem Uebergewichte der Weltbildung das Gebiet der Poesie durchflatterte, und die nicht nur mit den Schriften, die ich am meisten verehrte, sondern auch mit den Autoren befreundet war, mit Jean Paul Richter, Friedrich Schlegel, Fichte, ja sogar mit dem wenig bekannten Meyern, dessen politischer Roman Dya-Na-Sore mich erst kürzlich mit erhabenen Entzückungen erfüllt hatte. Das Bedeutendste für mich aber war ihr während der Reise geführtes Tagebuch, in welchem alle Eindrücke der großen Erscheinungen aus dem Natur-, Gesellschafts- und Kunstleben, ja selbst die Gefühle eines bewegten Herzens, mit vieler Wärme niedergelegt waren. Nur dem engsten Vertrauenskreise wurde dies Tagebuch in ausgewählten, gegen jede Störung gesicherten Stunden vorgelesen, und dabei gleichwohl noch manches überschlagen. Zu solcher Begünstigung mitberufen zu sein, mußte ich mir hoch anrechnen.

Herrschte bei diesen Mittheilungen das Sentimentale vor, so ließ bei andern Gelegenheiten die freieste Laune sich aus, die unschüchternste Lebendigkeit, welcher vollauf beizustimmen die Andern bisweilen kaum den Muth hatten. In dergleichen Augenblicken rief sie einesmals ganz unerwartet unter vielen Anwesenden mich auf, meinend, mir sei auch noch zweifelhaft, was ich von ihr halten solle; ich aber faßte mich schnell, und antwortete beherzt, ich wisse es recht gut, und wolle es nöthigenfalls beweisen. Bald nachher trennte sich die Gesellschaft, mich aber trieb es zu schreiben, und nach einer halben Stunde war eine Karakterschilderung fertig, die ich nach ungefährem Rathen und Voraussetzen auf die herausfordernde Dame geschmiedet hatte; nach ihrem guten Beispiel entschlug ich mich schon der Schüchternheit, und brachte das Blatt den Frauen, die größtentheils noch beisammen waren, gab es aber an Madame Cohen, und bat, sie möchte zusehen, wiefern das Bildniß zu erkennen wäre. Nach dem ersten Durchblicken wurde das laute Vorlesen verlangt, und da ich es an Schmeichelhaftem und etwas Stechendem nicht hatte fehlen lassen, auch manche Züge wirklich getroffen und einige auf gut Glück versuchte Angaben zufällig die richtigen waren, so wurde des Wunderns und Rühmens so wie des Scherzes und der Fröhlichkeit fast kein Ende. Von dieser Karakterschilderung wurde weiterhin noch oft gesprochen, ich mußte erfahren, daß man sie als einen Beweis meiner großen Fähigkeiten ansah, und daß man mich deshalb höher stellte, als man vorher gethan. Die entschiedenste Wirkung aber übte das Blatt auf meine Bezüge mit Frau von Boye. Sie hatte schon bisher mich ausgezeichnet, jetzt that sie es nur um so mehr und gleichsam von Rechtswegen; mit großem Ernst und gefühlvoller Emphase trug sie mir Freundschaft und inniges Vertrauen an. Das letztere bewies sie mir alsbald dadurch, daß sie mir gestand, sie bedürfe meiner Mitwirkung und meines Einflusses, um auch abwesend in diesem Kreise manches nach ihrem bessern Sinne zu leiten und zu halten. Sie setzte mich deshalb sofort in Kenntniß von den innern Verhältnissen des Hauses, von dem Karakter ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihres Schwagers, und

wie jeder zu behandeln sei. Hauptsächlich warnte sie mich vor dem letztern, der bei wenig Gehalt viele Schwächen und Eigensinn und besonders in scheinseliger Eitelkeit kein Maß habe. Ihre Schwester, welche für sich selbst genug treue Festigkeit, aber in Betreff Anderer nur zu leicht duldsame Nachgiebigkeit zeige, wünschte sie durch mich unterstützt, und eben so die Kinder gegen die Einwirkung des Vaters möglichst gestärkt. Dergleichen Mittheilungen, welche sogar absichtlich für Madame Cohen kein völliges Geheimniß sein sollten, versetzten mich in die seltsamste Lage, und indem sie mich einerseits zur vorsichtigsten Haltung und Klugheit nöthigten, regten sie andrerseits mein Inneres zu den lebhaftesten Einbildungen und Ansprüchen auf, welche unter fortwährendem Nachschüren endlich als leidenschaftliche Empfindung auflammen wollten.

Ob mehr die Schlingen fremder Koketterie, oder das Gaukelwesen eigner Bethörung mich damals umfingen, vermag ich jetzt kaum abzuwägen, gewiß aber ist es, daß beides im Spiel war, und daß die beiderseits unwahren Elemente dennoch in Schmerz und Freude Wirkungen hervorriefen, welche nicht ungleich denen eines wahrhaftigern Ursprungs bestanden und wirkten. Was von den Aeußerungen jener Zustände sich in einigen Briefen noch erhalten hat, spricht mich selbst auf die wunderlichste Weise an, und ich finde darin eine Exaltation, die zwar Lächeln erregen muß, wenn sie zunächst in den persönlichen Beziehungen genommen wird, deren ganzes Wesen aber grade aus diesen mit aller Kraft ins Unpersönliche hinausstrebt, und einen lebendigen Menschen hinter den entzündeten Auswüchsen seiner unreifen poetischen und mimischen Anlagen und Triebe fast verschwinden macht.

Diese Stimmung gehörte jedoch nicht mir allein, sie war in ähnlichen Mischungen gleich einem Wetterstand über den ganzen Kreis verbreitet, und half sich gegenseitig tragen und erhitzen.

Graf Alexander zur Lippe, edel, zartsinnig, gebildeten und strebenden Geistes, aber auch wirrköpfig, einbilderisch und abschweifend, lebte in empfindsamster Seelenschwingung,

und verbreitete Rührung und Innigkeit um sich her, die aber bei leisen Anlässen wunderlich aus der unbefriedigten Spannung auch in Schärfe und Säure umschlugen, womit er sich und Andre dann nicht wenig quälte, bis man ihn wieder, was nicht schwer wurde, auf Scherz und Laune zurückbrachte. In erhabenen Freundschaften lebte er mit Frau von Boye und Madame Cohen, einen abwesenden Freund, Herrn von Brockes, führte er bei jeder Gelegenheit zärtlichst im Munde, auch mit mir tauschte er jetzt Händedruck und Vertrauensworte, und durchflocht meine Neigungen und seine; die Leidenschaft, zu welcher eine jugendliche Schöne ihn entflammt hatte, verbarg er keineswegs, wenn auch die letztere selbst als ein zartes Geheimniß verschwiegen blieb.

Einen neuen Mitstrebenden entdeckte und gewann ich in einem jungen Manne, der im Cohen'schen Hause von Kindheit an lebte, wie ein Sohn gehalten wurde, und auf dem Komtoir beschäftigt war, aber sich außer den bestimmten Zeiten wenig sehen ließ, und überhaupt in seiner schweigsamen Stille sich wenig bemerkbar machte, obgleich er für durchaus klug und kundig galt. Eines Tages führte zufälliges Gespräch uns näher zusammen, wir vertieften uns in Betrachtungen des Lebens und der Poesie, seine Verschlossenheit hielt gegen meine andringende Wärme nicht aus, er bekannte mir, daß auch er dichte, und wollte mir seine Erzeugnisse nicht vorenthalten. Seine Gedichte waren klar und empfindungsvoll, sie entzückten mich, und als ich den Andern meine gemachte Entdeckung mittheilen, ihnen die Verse wiederholt vorlesen durfte, wollte man das Wunder kaum glauben, vereinigte sich aber bald in Lob und Beachtung des aus seinem bisherigen Inkognito hervorgetretenen Dichters, und ich genoß die reinste Freude, in Wilhelm Neumann einen so würdigen als fähigen Freund erworben zu haben. Daß er eine Neigung im Herzen hegte, war nicht aus seinen Gedichten allein zu gewahren, seine Gewöhnung zu schweigen ließ jedoch keinen näheren Aufschluß erfolgen, erst ein Jahr später wurde dieser mir durch unglückliche Umstände enthüllt; inzwischen war die ganze Ge-

müths- und Geistesstimmung von dieser innern Wärme belebt und erhöht.

Neues Zuströmen erfolgte zu diesen schön anschwellenden poetischen und sentimentalen Fluthen durch die Bekanntschaft, die mir nach einiger Zeit in Charlottenburg mit einem preußischen Offizier zu Theil wurde, der, auf die ersten leisen gleichsam freimaureriſchen Zeichen einer solchen Brüderschaft, ebenfalls ganz unvermuthet sich mir als Dichter enthüllte, und zwar als einer von der seltsamsten Art, die großentheils schon darin begründet lag, daß dieser deutsche Dichter eigentlich ein Franzose war. Herr von Chamisso hatte als Knabe mit seinen Eltern die Heimath beim Ausbruche der Revolution verlassen, war als Emigrirter nach Berlin gekommen, hier bei der verwittweten Königin als Page und darauf als Offizier im Infanterie-Regiment von Goetz angestellt worden, und in diesem Verhältnisse geblieben, während seine Familie, gleich den meisten andern Emigrirten, denen es gestattet war, begierig das Vaterland wieder aufgesucht hatte. Den Franzosen konnte Chamisso in keinem Zuge verläugnen, Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren und Wendungen, alles erinnerte an seine Herkunft, nur war sein ganzes Wesen dabei mit einer besondern, seinen Landsleuten sonst nicht grade eignen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch vielfache Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihnen nur etwas Wunderliches zugesellte, woraus denn freilich allerlei hervorging, was er selbst oder Andre als Unfall oder Uebelstand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handschuhe, alles konnte ihm unvermuthet Aergerniß machen; am meisten aber und sichtbarsten kämpfte er mit der Sprache, die er unter gewaltigen Anstrengungen mit einer Art von Meisterschaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Theil mit Vorliebe beibehielt. Er hatte deutsche Lieder und Elegieen gedichtet, sogar einen Faust in Jamben angefangen, und ich hörte mit Staunen und Bewunderung, was er davon mit seiner zerquetscheuden Aussprache, in einer Thüre stehend und den Durchgang hemmend, mir aus dem Ge-

dächtniß hersagte. Auch dieser Poesie wurde ich sogleich ein rühmender Verbreiter, und alsbald des Dichters, der sich als der bravste Kerl von der Welt zu erkennen gab, vertrauter Herzbruder. Die deutsche Bildung und Sprache waren der Gegenstand seiner tiefsten Verehrung und Sehnsucht, und unsre Bestrebungen in diesem Gebiete arbeiteten seitdem in förderlichstem Verein. War aber sein Geist durchaus den Deutschen zugewandt, so hatte doch in seinem Herzen eine schöne Landsmännin den Vorzug behalten, welche durch Schicksale in das der Cohen'schen Familie verwandte Edeling'sche Haus zu Charlottenburg als Erzieherin verschlagen war; sie nannte sich Ceres Duvernay, hatte ein kleines Söhnchen bei sich, und vereinte mit tiefer Schönheit eine seltne Bildung, wie sie denn Englisch und Italiänisch vollkommen sprach, und eben so den Shakspeare und Tasso wie ihren Racine las. Ihre Auszeichnung und Lage deutete auf höhere, doch unglückliche Verwickelungen, deren Geheimniß aber, aller Forschungen ungeachtet, stets bewahrt geblieben.

Unser verstärkter Bund gerieth nun in thätige Bewegung, wir bereicherten durch Austausch unsre Gefühle und Ansichten, theilten einander unsre Schriftsteller mit, und suchten uns gemeinschaftlich zur Höhe der Litteratur emporzuheben. Ich begann Klopstock, Voß und Wieland weniger festzuhalten, wiewohl ich sie nicht aufgab, sondern ihren schon zu sehr mißkannten Werth noch mit Glück behauptete, selbst einmal gegen Adam Müller, der mir auch Hölty, Salis und andre solche noch einräumen mußte. Dagegen stieg Schiller mächtig empor, und allen überragte mehr und mehr Goethe, dessen Schriften und besonders Wilhelm Meister unsre Hauptbücher wurden. Die Paradoxen des Athenäums und die Sprüche des Novalis führte hauptsächlich Lippe bei uns ein, die Gedichte von Wilhelm Schlegel las ich still und laut zu vielenmalen. Neumann hatte sich manches von Tieck ersehen; Schleiermacher wurde genannt, ich erhielt seine Monologen durch Frau von Boye zum Geschenk, und dieser strenge, aber schwungvoll ausgedrückte wissenschaftliche Inhalt wurde mit dem lyrisch-sentimentalen des Hölderlin'schen

Hyperion als gleichartige Erquickung von uns Dürstenden genossen. Wir hatten Alle erstaunlich viel zu lernen, und nicht blos nach innen, sondern auch nach außenhin zu lernen, um unsrem geistigen Erschauen die erforderliche Unterlage zu geben, und dieses Lernen konnte für uns nur aus fortwährendem Erleben und Betreiben hervorgehen. Wir sahen einander bei allen Gelegenheiten; jeder sonst gleichgültige Besuch, jede Fahrt über Land, jedes Geschäft wurde uns bedeutend und fruchtbar, und wir waren weit entfernt, diese Bildungsschule unangenehm zu finden, so sehr wir deren Mängel in Betreff der wünschenswerthen gelehrten Kenntnisse und Uebungen einsahen. Die Gesellschaft gewann durch diese geistige Bewegung zusehends an Leben und Reiz, und die Sprüche des paradoxen Erostes, die Einfälle der Laune und des Witzes fielen so reichlich ab, daß ich anfing, sie in ein kleines, zu diesem Zwecke gehaltenes blaues Heft zu sammeln, wo besonders die wunderlichen und oft ungemein treffenden Schlagworte Lippe's sich anhäuften. Frau von Boye behauptete in diesem Treiben ihre Stelle, und war ihm nach Kräften förderlich, wiewohl schon mitunter einige Regungen zuckten, die wegen des Weitergehens bedenklich machen konnten, denn eine der ersten Wirkungen unsrer wetteifernden Thätigkeit mußte sein, daß wir gewahr wurden, wir seien bisher wie in der Litteratur so auch im Leben allzu zahm und billig gewesen, und nun annahmen, wir dürften vieles keck als gemein und gering verwerfen, was wir bisher geachtet, und müßten uns, um nicht als geduldige Hasenfüße zu gelten, als stößige Böcke gebärden. Die Schlegel'schen Gesinnungen und Beispiele hatten viel Verführerisches für junge Leute, welchen, bei schon befestigter feiner Bildung, ihre abgetragenen Unarten als etwas doch vielleicht Geniales zum nochmaligen Wiederanprobiren noch nicht zu entfernt lagen. Aber wir hielten, gutgeartet und brav, uns bei allen Lockungen doch bescheiden genug.

In diese chaotische Gährung, aus der sich nach Zufall und ohne Ziel und Ordnung alles neu gestalten sollte, fiel uns zum Glück bald ein stärkendes Licht der Autorität, durch welche neben so vielem Schwankenden und Verworrenen

auch wieder Festigkeit und Zusammenhang vor Augen stand. Ich lernte nämlich Fichte'n kennen. Frau von Boye, die ihn öfters besuchte, lud mich mit ihm zusammen in ihre Loge, um die Braut von Messina zu sehen. Späterhin sahen wir eben so die Eugenie von Goethe. Mit Ehrfurcht huldigte ich dem tiefen und großen Karakter, mit Freimüthigkeit forderte und bestritt ich seine Aussprüche, soweit meine Kräfte reichten. Er ließ mich freundlich gewähren, und beschied mich wohlwollend in seine Wohnung. Hier sah ich einen Weisen, dessen Handlungen mit seinen Worten und Lehren eins waren, und der vom Lichte der Gedanken wie von sittlicher Würde strahlte. Seine gedrungene, kräftige Gestalt und sein nachdruckvolles Reden mußten sich im ersten Moment dem Ohr und Auge unverlöschbar einprägen. Willig gab er mir Bedürftigen seine leitenden Rathschläge, ließ sich auf das Einzelne meiner Lage und meiner Studien mit mir ein, empfahl mir dringend das klassische Alterthum, sagte mir gradezu, ich müsse vollständiger die Römer und gründlich die Griechen kennen lernen, zeigte mir Ziel und Weg, gebot strengen Wandel und eisernen Fleiß, und wies mich dagegen für jetzt noch von aller Bemühung mit eigentlicher Philosophie entschieden zurück. Ich glaubte einen göttlichen Mann vor mir zu sehen, wenn er so sprach, die Gradheit und Redlichkeit leuchteten ihm aus den Augen, und liebevolle Güte begleiteten seinen erhabenen Ernst. Wenn seinen Ermahnungen ganz nachzuleben auch weder mein Sinn noch selbst die Gelegenheit erlaubte, so blieb doch dies Vorbild tief in meiner Seele, und ich nahm von Zeit zu Zeit immer wieder meine Zuflucht zu dem herrlichen Manne, der dann jedesmal mit Nachsicht und Kräftigung meinem guten Willen beistand. Auch Chamisso machte seine Bekanntschaft und erfuhr gleiche Einwirkung von ihm, die andern Freunde nicht minder, und für uns Alle blieb fortan über allem trüben und irren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuversichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu stärken.

Inzwischen war die Zeit herangerückt, da Frau von Boye

die schon immer aufgeschobene Abreise nach Stralsund wirklich anzutreten dachte. Die zarten und vertraulichen Beziehungen hatten sich bis dahin nur gesteigert und nach außen möglichst geheim zu halten gesucht. Wiewohl dergleichen Geheimniß selten eines bleibt, und die Betheiligten selbst es am wenigsten zu bewahren pflegen, so behielt doch eine besondre Zusammenkunft, welche an einem ausgewählten Tage, da zwiefacher Vorwand unsre Abwesenheit genugsam entschuldigte, für den ganzen Abend in völliger Freiheit und Sicherheit mir beschieden war, den strengen Gewahrsam undurchdringlicher Umhüllung und unverbrüchlicher Verschwiegenheit. Frau von Boye bewohnte ganz allein die während des Sommers leerstehende Stadtwohnung der Madame Bernhard, die Bedienung war entfernt, ich wurde ungesehen eingelassen, und mit der Thüre hinter uns war eine Reihe von Zimmern abgeschlossen, in welchen wir uns nach Wunsch zu gegenseitiger Mittheilung so behaglich als ungestört vereinigt fanden. Der Reiz dieses Erlebnisses war ungeheuer, so viel Romantisches hatte mir noch kein früherer Moment geboten, ich schwelgte in den erhebendsten Vorstellungen. Früheres Leben, gegenwärtige Verhältnisse, Menschen und Zwecke, künftige Aussichten, die Welt der Dichtung und der Liebe, alles wurde mit Erregtheit und Vertrauen, ja sogar mit Heftigkeit durchgesprochen. Leicht konnte diese wunderliche Gluth, die sich nur immer in sich selber aufwirbelte, als eigne Phantasterei erscheinen, und die Gefahr eines üblen Eindrucks mag nahe genug gewesen sein; aber in den, wie ich sie schon einmal genannt, poetischen und mimischen Gestalten, zu denen ich mich begeisterte, lag nichtsdestoweniger ein so starkes Element wahrhafter Empfindung, ein so fester Grund von Seele und Geist, daß auch eine so verständige und erfahrene Frau, wie Frau von Boye war, nicht nur ohne Verdruß, sondern sogar mit bewegtem Antheil dem so doch wohl nicht erwarteten Schauspiele zusehen und einigermaßen in dessen Sinne mitspielen konnte, indem sie doch gestand, daß ihr dergleichen noch niemals vorgekommen sei. Der lange Sommerabend, dessen leidenschaftliche Gespräche auch zuweilen durch schweigendes Auf- und

Abgehen, oder Vorlesen von Briefen, und durch Genuß einiger Erfrischungen unterbrochen wurden, verging mir wie ein Augenblick, und Mitternacht war vorüber, als ich wieder eben so geheim und unbemerkt, wie ich gekommen war, entlassen wurde, und langsam durch die stillen sommerlichen Straßen den herrlichsten Heimweg zurücklegte. Vielmals ist es gesagt worden, und täglich erneut sich die Bestätigung, daß die frühen Triebe der Jugend vorzugsweise eine geistige Wendung nehmen, und Unschuld und Reinheit oft am sichersten da bewahrt sind, wo sie am meisten gefährdet scheinen. Frau von Boye wußte ohne Zweifel, wie sicher hierauf zu vertrauen sei, und sie irrte sich keineswegs, denn hätte die günstige Gelegenheit eine Prüfung auferlegt, so wäre sie vollkommen bestanden worden; allein selbst eine solche Benennung wäre schon zu viel, wo nicht einmal eine Spur von Gedanken, die mit einander in diesem Betreff gekämpft hätten, zu finden war. Die Erneuerung solchen Zusammenkommens hatten wir uns zugesagt, sie unterblieb indeß durch mancherlei Umstände, die bei ernstlicherem Willen vielleicht kein Hinderniß gewesen wären; der Argwohn, daß auf jener Seite einige Lauigkeit eingetreten sei, verbitterte mir die letzte Zeit vor dem Abschied. Als dieser wirklich Statt finden mußte, erhoben sich die schmerzlichsten Regungen, welche nur durch liebevolle Theilnahme und die schönsten Zusagen eines belebten und reichen Briefwechsels einigermaßen besänftigt wurden. Auch gleichgültige Personen unsres Kreises, denen blos das Aeußerliche sichtbar geworden, sprachen es ohne Hehl aus, daß durch diese Abreise besonders ich viel müsse verloren haben, da solch täglicher Umgang voll aufstörender und durcheinander mischender Beweglichkeit sich ihnen selbst als schätzbar erwiesen und als besonders mir zu Gute kommend wohl hatte erkennen lassen.

Die Lücke war in der That groß, und der Abstich der nächsten Zeit von der vorigen durch öde Stille in der ganzen Umgebung sehr bemerkbar. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden Schwestern beförderte anfangs auch mir manches Blatt, allein die Fortsetzung wurde weiterhin für mißlich erklärt, und unterblieb endlich, ohne daß doch in den Ge-

sinnungen etwas verändert sein sollte, man getröstete sich vielmehr eines nahen Wiedersehens, das aus mancherlei Gründen wahrscheinlich wurde. Mir bot inzwischen das umgebende Leben manches Neue und in dem Alten manches Uebersehene zur Beachtung dar. Die junge Mädchenwelt des Hauses Edeling, unter Obhut der schönen Erzieherin Duvernay, drang lebhafter heran, und veranlaßte kleine Bewegungen; größere bewirkte die schöne Mariane Saaling, welche in Madame Cohen eine würdige Freundin ehrte und sie jetzt häufiger besuchte; der Eindruck dieses Mädchens war der einer jungen Göttin, und wer sie nur sah, mußte ihr huldigen; dies geschah von allen Seiten, von mir doch am wenigsten, der ich ihren Geist vielleicht zu gering anschlug, durch ihn wenigstens nicht angezogen wurde. Mehrere meiner Bekannten umseufzten sie förmlich als Liebhaber; das war mir sehr gleichgültig; grade mit einem ernstlichen Bewerber aber bekam ich ihretwegen fast Händel. Ein Herr von Hake, gewesener Offizier, den ich von Kiesewetter her kannte, durfte sich auf seinen Erfolg bei Frauen etwas einbilden, ein Fräulein von Alvensleben hatte sich, weil er sie verlassen, sogar erschossen, worauf er gegen die als Rächer auftretenden Verwandten die so schimpfliche als abentheuerliche Verpflichtung eingegangen war, sich von jedem Orte augenblicklich zu entfernen, wo vier Herren von Alvensleben ihre Anwesenheit ihm kund thun würden. Er galt schon damals, wie noch jetzt, für einen Taugenichts, selbst bei seinem Bruder, dem jetzigen Kriegsminister, und die Art, wie er dem Zustande seiner Sachen aufzuhelfen meinte, widersprach diesem Rufe nicht. Er machte nämlich die Spekulation, das schöne Mädchen um ihres Vermögens willen zu heirathen, ließ sich durch mich bei Cohen's einführen, wo er die Gelegenheit zur Förderung seiner Absicht zu finden dachte, und vertraute mir diese sogar, die ich noch dazu sehr klug und richtig finden sollte. Ich aber brach kurz mit ihm ab, und ließ seinen fernern Besuch fehlschlagen; da dies nicht ohne Unhöflichkeit möglich war, so beklagte er sich bitter über mich, und meinte, er würde mich deshalb zur Rechenschaft ziehen. Ich war auf alles gefaßt, allein er ließ nichts von sich

hören, und als ich ihn in späteren Zeiten wiedersah, wollte er sich nur der alten Bekanntschaft freuen. Der geringfügige Vorgang machte auf mich doch großen Eindruck, und war mir als erste Erfahrung dieser Art wichtig; ich hatte mich einem Edelmann und Offizier in einer Sache, wo das Ritterliche wahrlich ganz auf meiner Seite war, als persönlich gegenüberstehend und alle möglichen Wendungen eines solchen Falles wenigstens denken müssen, und ich wußte nun zuverlässig, wie ich es freilich auch vorher nicht bezweifelt, daß ich mir auch in dergleichen Gelegenheiten nicht fehlen würde.

Karoline Lehmann bekam ebenfalls um diese Zeit einen Bewerber, der uns Allen ein Gräuel war, den wir aber leider nicht so bei Seite schaffen konnten. Es war der alte Muzio Clementi, der durch sein Talent und seinen Reichthum stark empfohlen war, und das junge, mittellose Mädchen gleichsam zu erkaufen dachte. Die Eltern waren für ihn, das Mädchen, einer aufgeregten Neigung zu einem vornehmen jungen Manne schon im Stillen entsagend, wankte nur noch zwischen jenem Beifall und der heftigen Mißbilligung, die wir Jüngern laut werden ließen, und die in zweien von uns einen tiefern Quell hatte, als wir Andern vermuthen konnten. Ein besondrer Jammer war es, daß auch die liebliche Seiler, gleich in ihrem ersten Frühling, einem tölpischen Bräutigam vorausbestimmt wurde, welchem ihr Vater Verbindlichkeiten hatte, die er durch seine Tochter ganz bequem abzutragen dachte. Die einzige Henriette Hübschmann erschien frei von Neigung und frei von drohenden Banden, und erhielt sich noch eine Weile so, bis ihr später das Glück wurde, eine Heirath ganz nach ihrem Sinne zu treffen, wobei wenigstens das künftige Unglück, das sich auch hier nachgehends gewaltsam eindrängte, in der ersten guten Zeit völlig verborgen blieb.

Was wir in dieser Art vor Augen hatten, sowohl von geschlossenen als von noch zu schließenden Ehen, war nicht gemacht, uns von solcher Verbindung einen guten Begriff zu geben, im Gegentheil, die ganze Einrichtung, der nur Liebe und Achtung zum Grunde liegen sollte, und die wir in allen diesen Beispielen eher auf alles andre gegründet

sahen, wurde uns gemein und verächtlich, und wir stimmten schreiend in den Spruch von Friedrich Schlegel ein, den wir in den Fragmenten des Athenäums lasen: „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur Eine werden sollen.“ Auch der höhnische Uebermuth am Schlusse jenes Fragments, wo gesagt wird, es lasse sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre Gründliches einwenden könnte, und daß der Staat die mißglückten Eheversuche nicht zusammenhalten, sondern vielmehr neue befördern solle, gefiel uns ungemein, und wir führten dergleichen ärgerliche Reden oft und auch zur Unzeit im Munde. Die schlechte Meinung aber von Heirath und Ehe blieb mir eingepflanzt, und bei allen Vorstellungen und Absichten, die ich meiner Zukunft aneignete, war der Gedanke, Bräutigam und Gatte zu werden, als ein lächerlicher und verkehrter gänzlich ausgeschlossen.

Inmitten dieses jugendlichen Umgangs erfuhr ich doch die meiste Annäherung zu Madame Cohen, die als sorgsame Mutter und tüchtige Hausfrau höchst verehrungswerth erschien, und mit edlem Sinn und warmer Empfindung auch unsern Jugendlichkeiten Antheil und Nachsicht schenkte. Sie war durch die laute Schwester schweigsam gewöhnt, wenn sie aber sprach, vernahm man Wahrhaftes und Herzliches. Da Herr Cohen sowohl auf den Abendspazirgängen im Garten, als bei den Musikübungen im Zimmer, wenn Mademoiselle Seiler zum Besuche da war, sich vorzugsweise mit dieser beschäftigte und absonderte, so fühlten wir Andern uns um so zwangloser, sprachen und lasen was uns gefiel, und so wurde z. B. der ganze Wilhelm Meister von mir vorgelesen, wobei nur einigemal Neumann oder Lippe mich ablösten. Gegen den Hausherrn, der mit Goethe nicht zufrieden war, sondern an Wieland hielt, und uns zuweilen auch seinerseits mit Vorlesungen aus Agathon oder Aristipp quälte, machten wir gemeinschaftlich eine wenig verhohlene Opposition, und er hatte den Verdruß, seinen Geschmack und

sein Talent im eignen Hause am wenigsten gelten zu sehen; um so lieber wandte er sich damit an das schöne Kind, dem in Vergleich des bevorstehenden Looses die Bewerbungen eines solchen Mannes noch als geistreich und liebenswürdig gelten konnten. Madame Cohen, schon durch ihre Schwester in ein gewisses Vertrauen zu mir gestellt, konnte die augenscheinliche Lage der innern und äußern Verhältnisse mir nicht verhehlen noch läugnen wollen, die Erziehungsangelegenheiten forderten dringend mancherlei Verkehr und Rücksprache, und es erfolgte aus allem diesen eine wahrhafte Freundschaft, gegründet auf Hochachtung und Zutrauen, die sich in späteren Stürmen und Unglückslagen nur verstärkt und stets erhalten hat. Die Freundin, welche Frau von Boye nach oberflächlicher Laune und Gelegenheit mir hatte sein wollen, und deren Rolle sie nur mit sichtlich erblassendem Eifer noch einigermaßen fortsetzte, hatte sie mir in der That durch ihre Schwester zugewendet.

Wegen der Kinder hatte wirklich die Mutter alle Ursache, mit dem Erzieher ernstliche Rücksprache zu nehmen, denn von dem Vater her drohte in diesem Bezug nur erschreckendes Unheil. Ein weichlicher, verwöhnter, höchst sinnlicher und eitler Mann, suchte er in seinen Knaben zuvörderst nur einen schmeichelnden Genuß für sich selbst, sodann für sie die umgebende Welt eben so zu Genüssen einzurichten; der Trieb nach sinnlichem Wohlleben wurde auf alle Weise gepflegt, wenn auch nicht immer durch Befriedigung, doch durch die noch weit verderblichere Richtung darauf; weichliche Empfindelei und rücksichtslose Willkür zeigten sich als traurige Keime einer künftigen harten und kraftlosen Selbstsucht. Dabei forderte der Vater, im Widerspruche mit jenem Verhätscheln von den Knaben die kraftvollsten Anstrengungen und Leistungen, seine Kinder sollten körperlich und geistig die ausgezeichnetsten Eigenschaften entwickeln, früh hervorglänzen, und seiner Eitelkeit unausgesetzt den überschwänglichsten Ertrag liefern. Sie waren daher, wiewohl kaum acht und sieben Jahre alt, mit Unterrichtsstunden überhäuft, besonders sollte die Musik mit Gewalt aus ihnen hervorgerufen werden, die Lehrer konnten nicht genug leisten,

denn die Fähigkeiten der Knaben waren über allen Zweifel gesetzt. Als nächste Folge hievon ergab sich, außer dem Schaden der Knaben, daß der Vater getäuscht wurde. Ein Pädagog, wie heutiges Tages schwerlich noch einer möchte zu finden sein, wirkte besonders zu jenem Schaden und dieser Täuschung mit. Der alte Seiler, Vater der schönen Tochter, war aus der ungründlichen spielerischen und aufgeklärt nützlichen Erziehungsperiode, an deren Spitze Basedow und Salzmann gestanden hatten, und die sich durch Campe und Andre noch weithin wirksam erhielt; er lebte träumerisch plappernd und spielend einher, angelernter Schlendrian, theils tändelnd, theils pfiffig eingerichtet, half nothdürftig zum Unterricht und zum Vergnügen; übrigens suchte der schlaffe, wohlbeleibte, schleichende, aber vielfach lüsterne und bei Tisch gradezu gefräßige Alte sich die Stunden und Tage so behaglich und leicht zu machen, als nur immer möglich. Er wußte es geschickt so zu leiten, daß die Knaben, wenn sie geprüft wurden oder ihre Arbeiten zeigen mußten, rühmlich bestanden, legte ihnen die Antworten in den Mund, oder sprach statt ihrer, und der entzückte Vater sah nur zu gern über die auffallenden Nachhülfen hinweg, um seine Sprößlinge um so gültiger zu bewundern. Zum Theil mußten auch der Rechen- und der Schreibmeister in diese Art eingehen; am wenigsten vermochte es der Musiklehrer. Genug, die guten Kinder glänzten mit mancherlei Wissen und Können, das ihnen noch gar nicht angehörte; der ältere Knabe, bildschön, des Vaters Liebling und am meisten nach ihm geartet, konnte nach jahrelangem Unterricht noch nicht lesen, so oft er auch schon zu lesen geschienen hatte. Ich erkannte alsbald, daß fast alles, dessen der Vater sich freute, nur Schein war, und deckte den Mangel auf, den man nicht läugnen konnte. Allein die Abhülfe war nicht so leicht, denn vor allem sollte der alte Seiler geschont werden, und die besondere Triebfeder, warum dies mit äußerster Rücksicht geschah, war auch leicht zu entdecken. Er gab eine Zeit lang noch immer drei Stunden täglich, und wurde nur nach und nach entfernt, indem er zuletzt doch einsehen mußte, daß er das reichliche Honorar mit Sünden einstrich, besonders, da

außer den andern Lehrern nun auch ein eigner Hauslehrer vorhanden war. Das Hauptübel aber blieb leider durch den Vater fortgesetzt, der mit unwürdiger Zärtlichkeit die gespanntesten Forderungen machte, durchaus keine Strenge zulassen, und doch die übertriebensten Früchte sehen wollte. Aus diesem Zwiespalt entstanden die unseligsten Plagen, die widrigsten Erörterungen, die nachtheiligsten Hemmungen. Der ältere Knabe brachte es auch bei mir in Hunderten von Lesestunden doch nicht zum fertigen Lesen, weil er sich jeden Augenblick zerstreute, und auf geschehene Anmahnung statt zur Aufmerksamkeit lieber sich zur schmerzlichsten Rührung wandte, mir zehnmal mit Thränen um den Hals fiel, bei jedem falschgelesenen Wort mich reuevoll anblickte, und doch unmittelbar wieder in dieselbe Unachtsamkeit verfiel; weinend sagte er mir einst: „Ach wenn ich doch nur fleißig wäre, ich bin aber so sehr faul!“ — und er hatte nicht ganz Unrecht, die Eigenschaft, die ihm fehlte, als eine solche anzusehen, die ihm von außen her versagt wurde in sich zu finden. Herr Cohen war dann zu Thränen gerührt über das unvergleichliche Herz und herrliche Gemüth des Knaben, der auch wirklich sonst Anlagen genug verrieth, und im Spielen sich durch Lebhaftigkeit, ja durch Wildheit und Herrschsucht vor Andern auszeichnete.

Unzähligemal besprachen wir diesen Jammer, suchten Abhülfe, Auswege, aber stets vergebens. Hatten Geschäfte zufällig einige Tage den Vater abgehalten, sich viel mit den Kindern zu befassen, so war die glückliche Wirkung gleich merkbar; allein das nächste Zusammensein hob unfehlbar allen Gewinnst wieder auf; die Zärtlichkeit verhinderte nicht die stärksten Ausbrüche augenblicklicher Unzufriedenheit, allein die Rührung kam schnell hinterher, und jede Kräftigung der jungen Gemüther wurde darin erstickt. Da das vertrackte Lernen täglich die traurigsten Auftritte veranlaßte, so gab ich den Rath, jeden Unterricht einzustellen, und dem Vergnügen und Spiel noch eine Jahresfrist zu gestatten, wobei ich mein eignes Beispiel anführen konnte, und mich verbürgte, daß die geistige Förderung dabei nicht zu kurz kommen sollte. Aber davon wollte Herr Cohen nichts hören, er

hätte im Gegentheil die Lehrer und Stunden lieber verdoppelt, wenn es angegangen wäre. Mit Bekümmerniß sah die Mutter den Abweg, in welchen ihre Söhne hineingezogen wurden, und wobei sie noch mehr die Verbildung ihres Karakters als ihrer Fähigkeiten befürchten mußte. Auch andre Personen, beiderseitige Anverwandte, Freunde, und sogar Fremde, welche dies Wesen mitansahen, ließen bedenkliche Worte darüber fallen, und Fichte fand es für so verderblich als grausam, daß Kinder solchen Alters täglich sechs bis sieben Stunden abgemessenen Unterrichts haben sollten. Doch gegen den herrischen Dünkel eines eitlen Vaters, der schon als solcher eine besondre Einsicht und Weihe zu haben wähnte, war schlechterdings nichts anzufangen. Ich lernte jetzt erst erkennen, warum Frau von Boye mich so früh und ernstlich über den Karakter ihres Schwagers hatte aufklären wollen, und weshalb sie nicht nur selbst ihren Rath und ihre Hülfe mir angeboten, sondern auch so dringend mich zum Einverständniß mit ihrer Schwester angeleitet hatte. Zu thun war indeß nichts, als die Sachen im Ganzen so fortgehen lassen, und im Einzelnen dennoch die Gelegenheit, wo Gegenwirkung möglich war, nicht zu versäumen.

Für mich gab es jedoch in diesen Verhältnissen fortwährend auch Zerstreuung und Ertrag genug, um von dem, was sie Widriges und Lästiges hatten, mich nicht gänzlich befangen zu lassen. Eine Fahrt nach Potsdam ließ uns heitre gesellige Freude an diesem schönen Orte genießen, und ich wurde mit diesem denkwürdigen Aufenthalt eines großen Königs umständlich bekannt. Ich sah Fichte'n von Zeit zu Zeit, und immer mit nachhaltiger Herzstärkung. Mit den jüngern Freunden ging der poetische Verkehr lebhaft fort, und unsre Poesie athmete nicht blos in unsern Gedichten, sie war das Element, in welchem wir lebten. Mit Chamisso knüpften sich die Bande stets fester; sein wunderliches Wesen machte ihn nicht für jederman willkommen, und ich mußte ihn oft vertheidigen, besonders scheuten die jungen Frauenzimmer seine etwas derbe Anmuth; der versprochne Preis für ein Gedicht, der mir von Karolinen durch einen Kuß

bezahlt wurde, blieb ihm, der doch gleichfalls sein Gedicht lieferte, versagt; eine Schaukelszene im Garten, wo er nicht minder zu kurz kam und sich in sein Mißgeschick finden mußte, ist in Karl's Versuchen und Hindernissen verewigt. Dagegen war mit Lippe mehrmals Gefahr völliger Entzweiung, er nahm alles übel, auch die Erwiederung dessen, was er doch selbst eben verübt hatte, und einst ging er in düstrer Wuth grimmig von mir weg, weil ich ihm den schlechten Spaß, daß er mir den Knoten der Halsbinde im Gespräch neckend gelöst hatte, nicht ohne die gleiche Vergeltung hingehen ließ, da er dann schmerzlich bei Chamisso klagte, daß ich ihn hätte erwürgen wollen, bis dieser von mir den Anlaß erfuhr, und mit mir darüber lachte, ja sogar einige spöttische Verse lieferte. Dergleichen begütigte sich doch auf der Stelle wieder, und solche Vorfälle und Begegnisse trugen unsrem Zusammenleben nur eine stärkere Unterlage von Geschehenem und Verarbeitetem zu.

Aber auch an wichtigern Gegenständen konnt' ich meine Betrachtung in dieser Zeit üben. Unerwartet fand ich mich mit der Freimaurerei beschäftigt. Ich hatte gehört, daß Fichte, nachdem er weder bei den Gelehrten noch beim großen Publikum hatte durchdringen können, zu dem Versuche gekommen war, seine Lehre dem Freimaurerorden zur Pflege und Ausbreitung zu übergeben, und diesem selbst dadurch eine neue Weihe zu verschaffen. Der Gedanke, diese geheimnißvolle Gesellschaft, die sich in ihrer eignen Geschichte und Bedeutung längst nicht mehr zurechtzufinden vermag, und deßhalb nach Umständen, bald abentheuerlicher Selbstsucht, bald menschenfreundlichen Allgemeinheiten ihre weite Form und bequeme Masse leiht, diesen in allen Welttheilen wirksamen Bund von Verbrüderten zu einem Organ der Philosophie zu machen, die Stufen seiner Weihe nach dem Lichte der Wissenschaft bestimmen zu lassen, und gleichsam ein Pythagoräisches Institut in unsrer Zeit wieder hervorzurufen, ein solcher Gedanke hat allerdings etwas Großes und Lockendes, womit grade ein Fichte die hoffnungsvollsten Aussichten verbinden durfte. Freilich war die Sache gleich bei der ersten Berührung völlig gescheitert, und es zeigte

sich, daß man über die Fähigkeit des Ordens wie über die Stimmung der Mitglieder durchaus falsch geurtheilt hatte, und daß die Zwecke, Gewohnheiten, Liebhabereien und Kämpfe der Loge auf tausend Meilen weit von der Wissenschaftslehre abstanden. Aber daß Fichte auch nur einen Augenblick hatte glauben können, hier festen Grund zu finden, gereichte noch immer der Maurerei zum Ruhme, und durfte das Interesse nähren, mit welchem gelegentlich die Geheimnisse zur Sprache kamen, über die man am liebsten doch persönlich zu erfahren wünschte, wie es damit beschaffen und was eigentlich daran sei. Meine Aufmerksamkeit war durch obige Erwähnung wieder auf die Freimaurerei gewandt, und ich äußerte wohl einmal die Ungeduld, noch nicht das in Preußen gesetzlich erforderte fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht zu haben, um zu diesen Mysterien zutrittfähig zu sein.

Dies war nicht unbeachtet geblieben. Professor Darbes, ein nicht ungeschickter Portraitmahler, vorzüglich aber als heitrer und kundiger Lebemann geschätzt und gesucht, war in der Berliner Gesellschaftswelt sehr ausgebreitet; seine Kunst, sein unterhaltender Humor, seine gewandte Sprachfertigkeit, und besonders auch die Freimaurerei, welche er von Grund aus zu kennen und mit Eifer zu treiben im Rufe stand, gaben ihm in den vornehmsten wie in den mittlern Kreisen leichten Zutritt und ein gewisses Ansehn. In Kopenhagen geboren, von katholischen Eltern stammend, die ihn zum geistlichen Stande bestimmt hatten, aber bald verwaist, und früh in die Weltschule gekommen, hatte er sich in St. Petersburg und Riga, wo er am meisten gelebt, französische Denkweise, Bildung und Betragen, wie sie in der vornehmen Geselligkeit andrer Nationen wiederzufinden waren, und eben so den vollkommen freien Gebrauch der französischen Sprache glücklich angeeignet; die Freimaurerei fügte so vielem Leichtfertigen einen gewissen Ernst und feierlichen Hintergrund bei, wodurch die ganze Persönlichkeit eine vortheilhafte Bindung erhielt. Man konnte ihn für einen Abbé halten, für einen klugen und abgearbeiteten, dem das Geistliche nur ein Mittel zum Weltlichen ist. Er war ein kleiner, blonder, rascher Mann, auf magern aber breit und fest ge-

stellten Beinen mit zurückgebogener Haltung, einen etwas hängenden Leib und ein zugespitztes kahles Haupt tragend, von strenggehaltener Miene, die sich aber jeden Augenblick in die possenhafteste Grimasse verziehen konnte, aus grauen lebhaften Augen fest und keck umherblickend, dabei stets bereit zu reden und vorzutragen, sei es, daß er Geschichten erzählte, oder Lebensmaximen dozirte, oder auch, indem er bald die Gesellschaft anredete, bald Einzelne heranzog, bald wieder allein sprach, die wunderlichsten Possen mehr aufführte als vortrug, und dies alles mit einem Sprudel von Humor und Gebärden begleitete. Die Aufmerksamkeit der Hörer fehlte ihm nie, ihres Lachens war er gewiß, und ihr Beifall entging ihm selten. Seine Hauptmaxime war, man müsse es gut haben und fröhlich sein, und indem er sich fast zum Narren der Gesellschaft machte, bezeigte er den größten Abscheu, der Narr des gemeinen Lebens zu sein. Er hatte den Uebermuth, den vornehmen Leuten an ihrer reichbesetzten Tafel mit heftiger Beredsamkeit begreiflich zu machen, daß er ja nur deßhalb zu ihnen komme, weil er sich gern hören lasse, und lieber bei ihnen Kapaunen und Champagner genieße, als für sich allein magres Rindfleisch und Weißbier. Seine betriebsame Klugheit erstreckte sich auf hundert kleine Erfindungen und Vortheile, die er höchlich anpries, und in allen kleinen Verlegenheiten des Lebens war er unerschöpflich an Auskunft und Hülfsmitteln. Mit Stolz rühmte er, daß, ich weiß nicht welcher geistreiche Minister von ihm gesagt: „C'est un grand homme dans les petites choses!" Eben so wußte er sich viel damit, daß er seine Dienstfertigkeit streng auf solche Fälle beschränke, wo dieselbe als letzte Zuflucht in Anspruch genommen werde, nur wenn man bei allen andern Freunden schon vergebens gewesen, dann erst solle man zu ihm kommen, und dann ließ er sich auch keine Mühe und Aufopferung verdrießen. Von seinen Sonderbarkeiten und Einfällen wäre noch viel zu erzählen, der Stoff bedürfte aber eines Diderot, um nach allen Seiten gebührend ausgebildet zu werden. Denn neben dem oberflächlichen Weltgetriebe war ihm eine tiefere Richtung nicht abzusprechen, und im Grunde seines Wesens wohnte die

menschenfreundlichste Gutmüthigkeit, rechtliche Gesinnung und wahrhafte Tugenden der Geselligkeit. Er hatte Zeiten der tiefsten Schwermuth, in denen er sich aber nicht sehen ließ, sondern einsame Spazirgänge machte, oder sich auf sein Zimmer verschloß. Als seine Einkünfte schwächer wurden, schränkte er sich mit vielem Gleichmuth ein, ging z. B. in das gröbste Tuch gekleidet, und zeigte sich so mit Behagen in den Sälen der Reichen und Vornehmen, von denen er jede Hülfe stolz verschmähte. Bei den Eindrücken, die ich von dem Manne so lange Jahre in der Seele trug, war es mir keine geringe Freude, als ich vor einiger Zeit seinen Namen unerwartet in des Architekten Weinbrenner Selbstbiographie vorkommen fand, begleitet von Erzählungen und Zügen, worin ich ihn ganz wiedererkenne. Auch freut es mich, bei Weinbrenner die guten Eigenschaften des Mannes bei anfangs zweideutiger Erscheinung durch den Verfolg in helles Licht gesetzt zu sehen.

Dieser Mann ersuchte mich eines Nachmittags in Charlottenburg, wo er bei Madame Bernhard als Gast einige Tage wohnte, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er geheim und vertraut mit mir zu reden habe. Wir setzten uns auf das Sopha, den Thüren gegenüber, die er weit offen stehen ließ, denn so, sagte er, nicht durch Zuschließen, sichere man sich am besten gegen alles Lauschen, indem man die Thüren des Vorzimmers im Auge habe und jeden Kommenden gleich in der Ferne wahrnehme. „Sie sprachen neulich", so hob er an, „von der Freimaurerei, und wünschten von ihren Geheimnissen näher unterrichtet zu sein. Ich kann Ihre förmliche Aufnahme in den Orden nicht bewirken, weil hier das obrigkeitliche Verbot nicht zu umgehen ist, und dann bin ich selbst auch ohne Einfluß und Verbindung mit den hiesigen Logen, seitdem die Feßler'sche Spaltung, von der neulich die Rede war, sein und mein Ausscheiden zur Folge gehabt. Allein ich kann dennoch ihren Wunsch erfüllen. Hören Sie mir zu! Seit langer Zeit schon fühlen wir, die wir höher im Orden stehen und tiefer eingeweiht sind, daß seine Grundlagen verändert werden müssen. Die großen Geheimnisse und der

furchtbare Eid, ſie zu verſchweigen, kamen uns längſt als veraltet vor, wir entbanden uns dieſer Feſſeln, und berechtigten uns gegenſeitig, mit dem Inhalte wie mit der Form der Sache im Intereſſe derſelben nach eignem freien Urtheil zu ſchalten. Was als weſentlich der Maurerei noch inwohnt oder mit Wahrheit ihr beigelegt werden kann, hat mit ihrer jetzigen Beſchaffenheit nur ſchwachen Zuſammenhang. Man iſt nicht Maurer, weil man in die Loge aufgenommen worden, man kann es in höherem und ſelbſt von der Loge anerkanntem Sinne auch außerhalb derſelben ſein. Ich finde bei Ihnen alle Eigenſchaften, die Ihnen Anſpruch geben, dem Orden anzugehören, und ich will, wenn es Ihnen genehm iſt, Sie in denſelben vollſtändig einweihen.“ Dieſer Rede, die ich mit Dank und Eifer aufnahm, folgten weitläuftige Mittheilungen aus der Geſchichte und über die gegenwärtigen Verhältniſſe der Freimaurerei, über ihre Gebräuche, Einrichtungen und andre Aeußerlichkeiten. Mir wurde empfohlen, der Sache weiter nachzudenken, und gegen niemanden ein Wort davon zu reden. Dieſe Belehrungen wiederholten ſich, wobei meine Erwartung doch im Ganzen wenig befriedigt wurde; weder der eigentliche Urſprung der Geſellſchaft noch ihre beſtimmten Zwecke wollten recht hervortreten, die Zeichen und Worte und Ceremonien erſchienen als iſolirte Alterthümer, deren Bedeutung in dem Schwall modernen Auslegens und Hinzumiſchens ganz untergegangen; das Vorhandene wurde größtentheils als gemein und verwerflich vorgeſtellt, das Beſſere als erſt in Künftigem zu hoffen. Und bei allen dieſen Gebrechen und Scheinſamkeiten ſollte das freimaureriſche Treiben überhaupt doch in höchſtem Werthe ſtehen, und die Neigung des ausgeſtoßenen und abtrünnigen Bruders hielt der Einſicht entgegen an demjenigen feſt, was durch ſo lange Jahre die wichtigſte und vertrauteſte Lebensgewöhnung, der Gegenſtand ſo vieler Thätigkeit und die Quelle ſo mannigfachen Ertrages geweſen war —! Aus dieſem Zwieſpalt der Zuneigung und des Widerwillens kam Darbes nicht heraus, wie ein Liebhaber, der die ungetreue Geliebte zugleich ſchelten und doch noch preiſen möchte, und in dem Mißgefühle, welches ſich einſtellte, wenn

ich dergleichen Widerspruch nicht mitmachen konnte, fanden auch unsre Lehrstunden nach und nach ihre Stockung. Mir aber war der Blick in ein weites Feld menschlicher Thätigkeiten und Beziehungen eröffnet worden, in die lockendsten Fluren der Begeisterung und der Schwärmerei, deren Eintritt mir aber nur als gleichzeitige Enttäuschung gewährt wurde, wie sie wohl selten einem jungen Manne an solcher Schwelle vorausgegeben wird.

Von einer andern Seite her sollte nicht minder ein Streifen der Welthändel aus ihren dunklen Wirrgängen mich einen Augenblick hell anschimmern. Ein englischer Jude, Lewis Goldsmith, damals gerühmt als Verfasser freimüthiger politischer Schriften, dann als Herausgeber des zu Paris in englischer Sprache erscheinenden Tagesblatts Argus bekannt, und später als Urheber der lügenhaften Schmähschrift über den Hof von St. Cloud berüchtigt, kam während des Sommers 1803 nach Berlin, und sprach als alter Bekannter im Cohen'schen Hause ein. Er schien mit Geld überflüssig versehen und in großem Behagen zu leben, von den politischen Verhältnissen und Personen wußte er viel Merkwürdiges mitzutheilen, und für den ersten Konsul Bonaparte nahm er heftig Parthei, doch sichtlich weniger aus Ueberzeugung, als aus Prahlerei und Vortheil; denn er verhehlte nicht, daß er sein Glück auf jenen Mann gestellt habe, und noch weniger daß sein Glück im Wohlleben bestehe. Seine Munterkeit gefiel sich im Anstößigen und im Schadenfrohen, und so sehr uns Andern dies widrig war, so sehr unterhielt es Herrn Cohen, dem der kecke Ton des Gesellen fast nicht weniger imponirte, als die Sendung, auf welcher derselbe jetzt begriffen war, und die er dem alten guten Freunde nicht hatte verhehlen wollen. Er befand sich nämlich auf einer Reise nach Warschau, mit geheimen Aufträgen Bonaparte's und großen Vollmachten und Kreditbriefen versehen, um den dort wohnenden französischen Kronprätendenten, nachherigen König Ludwig den Achtzehnten, zu versuchen, ob er gegen große Geldvortheile, die ihm Bonaparte anbieten ließ, zu dessen Gunsten auf die Krone von Frankreich würde verzichten wollen. Gleich nach der Abreise

Goldsmith's vertraute mir Herr Cohen dies Geheimniß, wodurch er, zur Berichtigung meines geringschätzigen Urtheils, seinen Freund mir recht hoch zu stellen meinte. In der That war die Sache bedeutend und sehr geheim; sie gab einen frühzeitigen Blick in die damals noch sorgsam verhüllten Plane des Ersten Konsuls, und man hat späterhin den Vorgang läugnen wollen. Der Mann kam nach einiger Zeit von Warschau zurück, ich sah ihn auch dann wieder, aber nur flüchtig; seine mißmuthige Eile ließ genug errathen, daß er keinen Erfolg gehabt, wie denn auch seine eigne Aussage gegen Herrn Cohen bestätigte. Mir war in meiner damaligen Stimmung nichts gleichgültiger, als die politischen Angelegenheiten, ein Gedicht war mir wichtiger, als der ganze Staat, ein Ereigniß im Kreise unsrer Herzens- und Geistesbeschäftigung bedeutender, als alle Schlachten und Friedensschlüsse; aber gleichwohl war mir das nahe Vorbeigehen einer so beziehungsreichen Staatssache zu merkwürdig, als daß ich nicht vielfach darüber nachgedacht und ein frühes Vorbild für viele spätere Erfahrungen darin aufgefaßt hätte.

Ein Staatsmann besserer Art und höherer Ordnung wurde mir in dem portugiesischen Geschäftsträger Silvester Pinheiro Ferreira vertraulich bekannt. Aeußerst klein und schmächtig von Gestalt, fast nur ein Knäbchen von Ansehen, so daß Henriette Hübschmann von ihm sagte, er sei ein Küchlein über der Sparlampe ausgebrütet, wußte er doch durch gemessenes und feines Betragen, und durch einen schönen Ernst, wie er Südländern öfters eigen ist, einen wirksamen Eindruck von Würde zu geben und um sich her Achtung zu gebieten. Ich weiß nicht, wodurch eigentlich seine Zuneigung mir gewonnen wurde, allein er schenkte sie mir in hohem Grade, und sprach viel mit mir über deutsche Dichter, denen er anhaltenden Fleiß widmete, so wie er mir auch von portugiesischer Litteratur vieles erzählte, und besonders den Dichter Dinis anrühmte, von dem er Verse mit Begeisterung hersagte. Auch über Homer und Homerische Mythologie nahm er unsre deutschen Einsichten, so weit ich sie mittheilen konnte, begierig auf, und bezeigte nur einiges

Mißtrauen gegen das, was unmittelbar von den Schlegel herrührte. Er machte mir kein Geheimniß aus seiner politischen Lage, und ich erschrak zu hören, daß er ein Gefangener der Inquisition gewesen, und vom sichren Tode nur durch den großmüthigen Freisinn des Prinz-Regenten von Portugal gerettet worden, der ihm eine diplomatische Anstellung im Auslande zum Schutz gegeben, welchen im Inlande dauernd ihm zu gewähren alle seine Macht nicht ausgereicht haben würde. Die erlittenen Drangsale hatten ihm ein trübes Gewölk auf der Seele zurückgelassen, das ihn doch nicht hinderte, auch den zarteren Gefühlen ihr Recht zu geben. Denn das unscheinbare Männchen hatte schon von Portugal einen hübschen Knaben mitgebracht, der auf frühere Verbindungen deutete; in Berlin aber durfte er sich der Aufmerksamkeit zweier Damen zu gleicher Zeit erfreuen, die gleichsam um ihn wetteiferten. Er heirathete später die eine derselben und nahm sie mit nach Brasilien, wo er zwanzig Jahre später als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und darauf als solcher auch in Portugal selbst, eine wichtige Rolle spielte, und den gemäßigten Konstitutionellen angehörte, bis die Umgestaltung der Dinge ihn seinen Aufenthalt in Paris nehmen ließ. Ich las den Namen des trefflichen Mannes in den Zeitungen nie ohne innigen Antheil, und begrüßte ihn fernhin mit Worten seines Lieblingsdichters Dinis, die er mir in mein Stammbuch geschrieben hatte.

Hier ist nun auch eines persönlichen Erscheinens zu gedenken, dessen erster Eindruck mir in jener Zeit wurde. Eines Abends, da Herr Cohen, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, das Bette hütete, und ich daneben sitzend den zum Thee Versammelten aus Wieland einiges vorlas, wurde Besuch gemeldet, und bei dem Namen entstand sogleich die Art von Bewegung, welche sich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günstigem verknüpft. Es war Rahel Lewin oder Robert, denn auch den letztern Namen führte sie schon damals. Oft schon hatte ich sie nennen hören, von den verschiedensten Seiten her, und immer mit einem so besondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außer-

ordentlichste, mit keinem andern zu vergleichende Wesen denken mußte. Was von ihr insonderheit Lippe und Frau von Böye mir gesagt, deutete auf ein energisches Zusammensein von Geist und Natur in ursprünglichster, reinster Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen sie versuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenschaft viel gesprochen, einer Verbindung mit einem Spanier von der Gesandschaft, Raphael Urquijo, die, nach den Erzählungen, an Größe, Erhebung und Unglück alles von Dichtern Besungene übertraf. Ich sah in gespannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritte der Angekündigten entgegen. Es erschien eine leichte, graziöse Gestalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch festen dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Sie bewegte sich in dunkler Bekleidung fast schattenartig, aber frei und sicher, und ihre Begrüßung war so bequem als gütig. Was mich aber am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele heraufönende Stimme, und das wunderbarste Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anspruchslosen Aeußerungen der eigenthümlichsten Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Stärkste gleich fühlte, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Eine wohlthätige Wärme menschlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringsten gern an dieser Gegenwart sich erfreuen. Doch kam dies alles nur wie schnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfalten und Verweilen war diesmal kein Raum. Kleine Neckereien mit Graf Lippe, der kürzlich bei ihr nicht war angenommen worden, und deßhalb böse thun wollte, erschöpften sich bald; der ganze Besuch war überhaupt nur kurz, und ich wüßte mich eigentlich

keines bestimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägt Geistreiches, Paradoxes oder Schlagendes sich zur Bewahrung dargeboten hätte; aber die unwiderstehliche Einwirkung des ganzen Wesens empfand ich tief, und blieb davon so erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwürdigen Besuchs einzig von ihm reden und ihm nachsinnen mußte. Man scherzte darüber, und weil der Scherz fast verdrießlich wurde, so trotzt' ich ihm desto eifriger durch Niederschreiben eines Sonetts, das den empfangenen Eindruck begeistert schildern wollte, und das ich die Dreistigkeit hatte, eben weil man sie mir bezweifelte, am andern Tage versiegelt abzuschicken, ohne daß ich weiterhin etwas von der Sache gehört oder ihr nachgefragt hätte. Rahel Lewin selbst wiederzusehen war mir darauf Jahre lang nicht beschieden. Ihr Namen aber blieb mir als ein ungeschwächter Zauber in der Seele, nur ahndete ich auf keine Weise, daß mit jenem frühen Begegnen und jenen vorlauten Zeilen ein erster Ring gefügt worden, an welchen viele folgende sich einst anreihen und die entscheidendste Wendung und die dauerndste Vereinigung meines Lebens geknüpft sein sollte.

Alles und jedes mehrte nur immer unsre Gedichte, und sie wuchsen bald allzu gedrängt, als daß sie nicht endlich aus dem Pult unruhig an das Licht gestrebt hätten. Der Gedanke des Druckenlassens ging mir und Chamisso'n plötzlich auf, als wir am späten Abend allein im Garten wandelten, wir vereinigten uns auf der Stelle zu seiner gemeinsamen Ausführung, zu welcher die Herausgabe eines Musenalmanachs so bequem als anständig erschien. Wir theilten die Sache Neumann mit, der voll Eifer beitrat. Als wir aber unsre Vorräthe näher untersuchten, fanden wir das Meiste wegen persönlicher Rücksichten kaum mittheilbar, und da wir nur das Beste liefern wollten, so fiel die Auswahl so klein aus, daß wir uns nach andern Zuschüssen umsehen mußten. Chamisso unternahm es auf Werbung auszugehen, und einige Freunde anzusprechen, von deren poetischen Liebhabereien er schon Kenntniß hatte. Allein, noch ehe wir selbst gedruckt waren, sahen wir uns gleich zuerst in Stolz und Macht des Richteramts versetzt, und mußten die ersten

Beiträge, die uns angeboten wurden, des Druckes unwerth erklären. Besser gelang es mit andern. Der damalige Referendarius beim Kammergericht, jetzige Kriminaldirektor Hitzig, übergab willkommene Uebersetzungen aus dem Spanischen, Englischen und Italiänischen, nebst ein paar eignen Stücken unter seinem Vornamen Eduard; Ludwig Robert, Bruder von Rahel Lewin, steuerte aus seinem Schatze reichlich bei, und ein Kandidat des Predigtamtes von der französischen Kolonie, Franz Theremin, beglückte uns mit einigen Blättern, denen er aber jede Andeutung seines Namens versagte. Durch eine unglückliche Nachgiebigkeit von Chamisso kam auch ein Gedicht von dem sogenannten Naturdichter Gottlieb Hiller hinein, das wir nachher hundertmal verwünschten. Nun war ein leidliches Manuskript beisammen und geordnet, allein jetzt mußte damit ein Durchbruch bei irgend einem Verleger versucht werden, und hier zeigten sich große Schwierigkeiten. Chamisso's und meine Bemühungen bei Buchhändlern die wir kannten oder nicht kannten, schlugen sämmtlich fehl, man wagte nicht an der Vortrefflichkeit unsrer Gedichte zu zweifeln, aber man wollte Namen, die schon bekannt und berühmt wären, und wir mußten voll Ingrimm sehen, daß man dafür auch solche gelten ließ, über die wir uns weit erhoben glaubten, und deren wir uns nur geschämt hätten. Endlich war nichts anders zu thun, wenn wir gedruckt sein wollten, als es auf unsre Kosten zu werden, und Hitzig schaffte einen guten Mann in Leipzig, der seine Firma dazu hergab. Chamisso war es eigentlich, der mit seinem Gelde das Unternehmen machte, und obgleich Neumann und ich einen Theil der Exemplare ihm abkauften, wird er doch bei dem sonstigen geringen Absatz nicht ganz ohne Einbuße davongekommen sein. Genug, wir waren gedruckt, wir Alle zum erstenmal, und das war keine Kleinigkeit!

Von dem litterarischen Werthe dieser Jugendversuche kann gar keine Rede mehr sein; ganz unabhängig von diesem aber verknüpfte sich für uns Theilnehmer jedoch ein unendlicher Lebensgewinn mit diesem grünen Buche, wie es von der Farbe seines Umschlags fortan hieß. Unsre Freundschaft

befestigte sich durch dieses gemeinsame Auftreten, neue schlossen sich zahlreich an, verwandtes Streben und empfänglicher Sinn nahmen, wenn auch nur im Stillen von uns Kunde, und in weiter Ferne und späten Jahren begegneten uns noch werthe Wirkungen einer damals erregten günstigen Aufmerksamkeit. Aber auch unmittelbar durften wir unsern Muth, unsre Zuversicht und selbst unser Talent durch ein Erscheinen erhöht fühlen, daß wir unter keines fremden Namens Gunst und Schutz, sondern als Neulinge selbstständig in eigner Leitung gewagt. In den Stand eines Autors zu treten, wäre es auch nur mit so geringen Mitteln, als die unsrigen damals, dürfte zu keiner Zeit, so lange nicht die litterarischen Verhältnisse und selbst die Sitten eine große Umwandlung erfahren, als etwas Gleichgültiges anzusehen sein. Die Ehre und der Reiz, welche damit verbunden sind, schimmern lockend auch den Königen und Helden, und von allen Genüssen, die dem Alter nach und nach absterben, hält dieser am längsten aus. Man denke daher, welch ein Schritt für uns Jünglinge dies war; wir empfingen damit eine neue Mündigkeit, die wir selbst uns gaben; wir traten auf das Feld, wo die Kränze lagen, und wenn wir Dichter zu sein behaupteten, so mochte dies im ästhetischen Sinne noch ferner wie bisher bejaht oder verneint werden können, im litterarischen waren wir es aber einmal gewiß.

Aufsehen genug bewirkten wir; in unserm nächsten Kreise das außerordentlichste; die Frauen besonders waren gereizt und geschmeichelt, an dem Schmuck unsrer Dichtung, der jetzt erst gefaßt worden, so nahen Theil zu haben. Herr Cohen war fast empfindlich, und prüfte sich, ob er selber nicht auch zu dem Musenalmanach hätte beitragen können, er wollte sich das gar nicht verneinen, und gab zu verstehen, sein schlummerndes Talent hätte wohl gleiche Aufmerksamkeit wie das seines Neumann verdient. Kiesewetter, den ich noch von Zeit zu Zeit sah, fand unter meinen Gedichten zwar die Ueberbleibsel dessen, was er an mir gerühmt und gefördert hatte, allein zugleich ein Sonett an Friedrich Schlegel und überhaupt so viel Sonette, daß er mich gradezu für verloren

gab. Bald kamen aber auch die öffentlichen Kritiken, einige Tagesblätter gaben uns ein mäßiges Lob, andre setzten uns tief hinab. Man wußte nicht recht was man aus uns machen sollte; die Hauptfrage, ob wir der neuen oder der alten Schule angehörten? war nicht leicht zu entscheiden, da wir keine Fahne trugen und sowohl für das eine wie für das andre sich Zeichen fanden. Einige Schlegelianer sahen das Alte für überwiegend an, und geißelten uns tüchtig, indem sie auch das, was zu dem Neuen strebte, für verfehlt erklärten. Am schlimmsten aber verfuhr Garlieb Merkel mit uns, der verrufene kleine Kritiker, der den Verstand und Geschmack gegen die neue Schule zu verfechten unternommen hatte, und in diesem Kampfe das possirlichste Schauspiel und die traurigsten Blößen gab. Doch galt er bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten Litteratur, und weil er uns unbedingt für Jünger der neuen Schule erklärte, so mußten wir es auch sein, obgleich weder durch litterarische Richtung noch durch persönliches Anschließen irgend einer von uns bis jetzt dahin zu rechnen war, sondern bei Einigen vielmehr noch Abneigung und Widerwillen bestand. Der Fall, daß ich Partheifarbe tragen sollte, die mir fremd war, hat sich in der Folge oft genug wiederholt, und wird sich immer da einfinden, wo ein redlicher Sinn dem eignen Lichte folgt, ohne dieses so stark leuchten lassen zu können, daß Andre ihm folgen, denn nichts will die Welt schwerer glauben, als daß man nicht sein Heil in der Menge suche, und daher, wenn man nicht Dienste austheilen kann, solche nehme.

Ich kann es noch heute (1831), da achtundzwanzig Jahre seitdem verflossen sind, mit tiefster Wahrheit eben so wie damals betheuern, daß mir diese ungünstigen und zum Theil höhnischen Kritiken wenig Kummer machten, sie empörten mich eher, aber mich niederschlagen konnten sie nicht. Der ächten Lebensquelle in mir war ich versichert; daß sie strömte, war nicht meine Willkür, ob meine Gedichte für sich selbst vor dem Publikum bestehen konnten, oder nur zu dem Gedichte meines Lebens gehören sollten, das mußte sich eben erweisen, und wie sehr ich das erstere wünschen und hoffen

mochte, so blieb doch das letztere auch noch ein gutes Loos. Auch wandten wir Freunde den Sinn von dem Publikum völlig ab, und suchten Gewinn und Lust einzig im Innern unsers eignen Treibens, welches in sich selbst erhoben wurde, und auch von außen Zuwachs erfuhr.

Chamisso machte mich zuvörderst mit den Poeten des Almanachs, die mir persönlich noch fremd waren, bekannt. Ich sah Hitzig und Robert, und endlich auch Theremin, der mir sogleich als ein höherer unter diesen Geistern erschien, und mich besonders durch seine schöne, wohlklingende und edle Sprache einnahm. Was für Ideen wir austauschten, mit welchen Kenntnissen wir einander gegenseitig aushalfen, in was für Ansichten und Urtheilen wir uns abwechselnd einigten und schieden, welche Entdeckungen uns aufgingen, das ließe sich für solche, die nicht ähnliches erlebt haben, kaum darstellen. Weil jeder den Tag über seine Geschäfte hatte, so verlegten wir unsre Zusammenkünfte auf den späten Abend bis tief in die Nacht. Diese poetischen Thee's des grünen Buches, wie wir sie nannten, weil dasselbe die Grundlage und Hauptbeziehung unsres Zusammenkommens blieb, nahmen ihren Anfang sehr einfach bei Hitzig, der vielen Raum hatte, und durch liebenswürdigen Sinn und geselligen Geist den anziehendsten Vereinigungspunkt bildete; und so gaben uns diese Zusammenkünfte durch innige Wärme der Freundschaft und durch geistige Erhebung ein reines Glück zu kosten, welches die Nacht uns von den Sternen herabzurufen schien, im Gegensatze des Tages, der die Verbundenen wieder in die mannigfachsten Geschäfte einer Wirklichkeit zersplitterte, die sich auch noch von jenem geheimen Lichte möglichst erhellen sollte. Die späteren Thee's, die dann abwechselnd auch bei Lippe, Robert und Theremin gehalten wurden, hatten schon die Einfachheit und Unschuld der ersten nicht mehr, es drängten sich schon mehr Ansprüche und Absichten herzu. Auch hatte die Gesellschaft schnell zugenommen. Ein sinnvoller gutmüthiger Stubengenosse und nachheriger Schwager Hitzig's, Adolph von Uthmann, und ein liebenswürdiger Schicksalsgefährte Chamisso's, Graf von Lafoye, französischer Emigrirter und preußischer Offizier wie

er, und auch in Kenntniß und Uebung des Deutschen ihm nachstrebend, brachten dem ursprünglichen Ton und Behagen keine Aenderung. Unruhiger, verschiedenartiger, belebter und zerrissener wurden die Abende durch die Einführung Koreff's, eines jungen Arztes aus Breslau, der seine Studien in Berlin vollendete, und seine universelle Genialität auch in Gedichten, unerschöpflich aber in jeder Redeweise, in erhabenen, humoristischen und possenhaften Ausbrüchen an den Tag legte; mit ihm gleichzeitig wurde auch der Buchhändler Georg Reimer, der Geheimrath Pistor, Herr von Redtel und darauf noch einige andre wirkliche oder angebliche Poesiefreunde zu unsern Versammlungen gezogen, wo nun die glänzendste Unterhaltung gepflegt wurde. In der Folge kehrte mehr Einfachheit und Innigkeit zurück, die Gesellschaft war kleiner, Koreff tiefer mit uns befreundet und gefühlvoll-ernst in seinen Mittheilungen; meistens trafen wir bei Chamisso auf der Wache zusammen, wenn er sie am Brandenburger oder Potsdamer Thore hatte, und zwischen den militairischen Unterbrechungen hin verwachten wir halbe und ganze Nächte in Gesprächen über Poesie oder Studien- und Lebensplane, deren Ausführung uns leider noch ferne lag.

Manches Aufmunternde kam uns während dieser Zeit noch von andern Orten zu. Zacharias Werner, Verfasser der Söhne des Thales, sandte von Warschau eine umständliche Rezension unsres Almanachs an seinen Freund Hitzig mit einem begeisterten Brief; er nahm jeden von uns einzeln vor, urtheilte mit verschiedenen Modifikationen von jedem günstig, und belegte sein Urtheil durch angeführte Stellen; dies war so schmeichelhaft, als belehrend, und setzte uns in einige Bewegung, doch blieb die Rezension ungedruckt, weil wir den nöthigen Betrieb nicht daran wandten. August Wilhelm Schlegel hatte sich, so hörten wir, aufmunternd für uns geäußert, und nahm als unzweifelhaft an, daß wir Jünger der neuen Schule seien, schon weil uns Merkel als dahin gehörige geschimpft hatte. Mit Bernhardi machten wir Bekanntschaft, mit Winzer, der als Schriftsteller Adolph Werden hieß, und damals einen stärkeren Schwung nehmen

wollte, als er ausführen konnte. August Bode bezeigte von Weimar her seine Theilnahme für uns. Den größten Werth aber behielt Fichte's Urtheil, und dasselbe war besonders mir vortheilhaft, wie ich bei folgender Gelegenheit erfuhr. Als ich eines Tages die Treppe zu ihm hinaufstieg, hörte ich hinter mir einen Offizier gleichfalls nach ihm fragen, wir wurden beide vorgelassen, und der Offizier übergab einen Brief aus Warschau von Mnioch. Es war der Hauptmann von Löwenstern, ein Freund von Hitzig und Uthmann, und schon längere Zeit von ihnen erwartet. In diesem rauhen Kriegshelden hatte sich die schäumendste poetische und philosophische Begeisterung angesetzt, und trieb ihre Bläschen innerfort bis zur größten Berauschung. Von Mnioch und Werner aufgereizt kam er nach Berlin, blos um Fichte und Schlegel zu hören, und nebenher einige wilde Aufsätze drucken zu lassen, welche er wie Thaten behandelte, die für ihn und die Welt gleiche Wichtigkeit hätten. Der wunderliche Heilige, der mich späterhin besuchte und langweilte, war nahe daran, verrückt zu werden, denn ein paar eingesehene philosophische Sätze freuten ihn so unmäßig, daß er sie überall im Munde führte, und einst durch die nachdrückliche Behauptung, er sei Gott und schaffe als Gott, die er ohne besondern Anlaß und Widerstreit in demselben baaren Tone, wie er etwa hätte sagen können, er sei vierzig Jahr alt, unaufhörlich wiederholte, meine Zöglinge nicht wenig erschreckte, die ihn seitdem nur mit ängstlicher Scheu von der Seite anblickten. Er hat nachher im Kriege sich sehr brav gehalten, und diese Wirklichkeit scheint ihn von seinen Phantasieen geheilt zu haben. Damals aber mußte man ihm seinen guten Willen anrechnen, wie auch Fichte that. Dieser nun fragte mich bei Gelegenheit dieses Besuchs, ob ich Mnioch kenne, welches ich verneinte. Aber aus seinen Schriften würde ich ihn doch kennen, meinte jener, und als ich auch dies verneinte, und eine Art Befremden darüber durch die Bemerkung beseitigen wollte, daß ich erst seit wenigen Monaten freie Zeit habe, mich in der neuesten Litteratur umzusehen, wunderte sich Fichte und setzte unerwartet hinzu: „Wenigstens geschafft haben Sie länger, das sieht man!“ Ein bestimmtes Urtheil

über meine Gedichte, um welches ich jetzt ihn zu bitten wagte, wollte er weiter nicht geben, und meinte, es liege schon in dem vorigen, sagte aber denn doch, er halte mich für den kunstreichsten unter den Genossen, wiewohl um Dichter zu sein, jetzt kleine lyrische Stücke nicht ausreichten, sondern man müsse ein größeres Ganze, einen Roman, ein Epos oder ein Drama geliefert haben. Das letztere nahm ich mir tief zu Herzen, dem ersteren Theil seines Spruchs aber konnt' ich im Innern nicht beistimmen, als höchstens in Betreff einiger prosodischen Fertigkeit; für das Wesentliche der Poesie setzt' ich Chamisso größtentheils und Theremin unbedingt über mich.

Da August Wilhelm Schlegel zum Winter ästhetische Vorlesungen ankündigte, so ließen wir uns diese gute Gelegenheit nicht entgehen. Seine Uebersicht der deutschen Dichtkunst in ihrer geschichtlichen Entwickelung und die Beispiele, die er aus früheren Zeiten reichlich mittheilte, waren mir von großem Nutzen. In den Wust von einzelnen Kenntnissen und Ansichten, die ich nach Zufall aufgehäuft, kam mehr Ordnung und Zusammenhang, ich lernte auch für mein eignes Dichten festere Bahn betreten, und was zu vermeiden und zu erstreben sei, wurde mir klarer. Uebrigens muß ich gestehen, daß Schlegel uns schon damals schien mehr Talent als Geist zu haben, und wenn ihm auch Neumann und ich noch großes Zutrauen widmeten, so wollte er doch den Andern wenig mehr genügen, besonders Robert und Theremin sprachen geringschätzig von ihm, welches ich ihnen als Uebermuth anrechnete. Eine starke Stütze gab ihnen freilich das Urtheil Fichte's, der einmal unumwunden erklärte, Tiefe fehle dem ältern Bruder und Klarheit dem jüngern, gemeinsam sei ihnen beiden aber der Haß, welchen sie allerdings gegen das Gemeine hätten, und die Eifersucht, die sie gegen das Höhere empfänden, welches sie weder zu sein noch zu läugnen vermöchten, und daher aus Verzweiflung übermäßig lobten, so ihn selbst und Goethe'n. Unwillkommen schlossen solche Aeußerungen mir das zerrüttete Innere von litterarischen Zuständen und Verhältnissen auf, die ich für die reinsten und einträchtigsten gehalten hatte.

Allein mir schien, daß auch der Eigenheit Fichte's etwas nachzusehen sei, und ich wollte daher die Sachen nicht ganz so schlimm glauben, als er sie aussprach, und am wenigsten konnt' ich den Andern zugestehen, ihrerseits so zu richten und zu verdammen, wie dies etwa Fichte thun durfte, weil er eben Fichte war.

Einen lustigen Abend brachte uns die Aufführung von Robert's „Ueberbildeten", eines satyrischen Lustspiels, das er nach Molière's précieuses ridicules sehr artig bearbeitet und den neuesten Thorheiten angepaßt hatte. Wir waren sämmtlich im Theater, und obwohl die Ausfälle auf die neue Schule und besonders das Lächerlichmachen der Sonettform und der Assonanzen im Alarkos uns zum Theil nicht behagten, so dachten wir doch schon partheiisch genug, um darüber hinzusehen und durch vereintes Klatschen sowohl das Einzelne wie das Ganze gegen Wind und Wetter durchzubringen. Nach geendigtem Schauspiel gingen wir zum Italiäner, ließen Punsch und süße Weine geben, und berauschten uns mehr noch als in diesen in unsern eignen Reden, Stegreifgedichten und theatralischen Auftritten. Ich zog im erhitzten Taumel Chamisso's Degen, und als man mich entwaffnen wollte, wurde Lafoye an der Hand geritzt, glücklicherweise nicht bedeutend, auch ging der Abend ungestört so fort bis tief in die Nacht, wovon mir weiter keine Erinnerung blieb, und ein paar wüste Tage die strafende Folge waren.

Der Winter war unter solchen Freuden und Fahrten verstrichen und ein neuer Frühling angebrochen. Unsrer Dichtergenossenschaft aber drohte, nachdem sie kaum sich recht einzuleben angefangen, leider auch schon ein nahes Auseinandergehen. Hitzig wurde durch seine juristische Laufbahn von Berlin nach Warschau entführt, Theremin sollte in Genf seine geistlichen Weihen empfangen, Koreff wollte nach Halle zurückkehren um zu promoviren, Lafoye erhielt die Nachricht von dem Todesfall seines Vaters, und seine Mutter berief ihn dringend nach Cann, wo er fortan ihr zum Trost immer verbleiben sollte. In dieser Zeit grade schlossen sich auf's innigste unsre Herzen aneinander, unsre Empfindungen,

Vorsätze und Geistesrichtungen entfalteten und erhoben sich auf den Schwingen der glühendsten Vereinbarung, unser Vertrauen kannte keinen Rückhalt, alles Aeußere lag zwischen uns wie vernichtet. Als Haupt und Meister unsres Bundes stand jetzt entschieden Koreff da, welcher an Kenntnissen und Geistesregsamkeit uns Alle übertraf, und durch sein tiefergriffenes Gemüth, in welchem eine hoffnungsvolle Leidenschaft für Mariane Saaling mehr und mehr aufwogte, und ihn weicher und lyrischer stimmte, wie durch seine verschwenderische Phantasie uns hinriß und fesselte. Was wir noch zu lernen hatten, war ihm längst erworben, er gab uns Anleitung und Rath, selbst den ersten Unterricht, z. B. im Griechischen, wollte er bestreiten. Seine Liebe und sein Wollen für uns zeigten sich gränzenlos. Besonders galt mir seine Zuneigung und Aufmunterung. Er tadelte mich heftig, daß ich der Medizin entsagen wolle, er pries die göttliche Heilkunst als den erhabensten Beruf, er stellte sie in das hellste poetische Licht, und versetzte sie aus dem dürftigen Boden, auf welchem ich sie nur kannte, in die Mitte alles Ideenreichthums der Naturphilosophie, die mir durch ihn zuerst aufging, als auf ihr wahres Gebiet, wo sie als Königin schalte. Mit der Poesie ließ er die Medizin Hand in Hand gehen, ein Sonett und ein Rezept waren in seiner Darstellung nur verschiedene Ausflüsse derselben Göttlichkeit. Genug, es war ihm ausgemacht, daß ich den Homer und Platon griechisch lesen, aber daneben Schelling und Reil studiren, und zugleich eigne Dichtungen hervorbringen müsse. Seine Vorstellungen waren lebhaft, eindringlich, bezaubernd, sein eignes Beispiel wirkte verführerisch, denn selten mag sich in einem Menschen ein solch angeborner Sinn und Geist für die Heilkunst mit so zustimmend entwickelter allgemeinen Bildung vereinigen, wie in Koreff der Fall war, der auch als Student schon nach allen Weltseiten hin ein gemachter Mann war, und als Arzt mit größtem Zutrauen und Erfolg vielfältig in Anspruch genommen wurde. Da er wußte, daß mein Erziehungsgeschäft und die ganze Lage im Cohen'schen Hause mit vielem Beklagenswerthen und wenigen Hoffnungen verbunden war, so lag er mir an,

dieses Verhältniß ungesäumt, oder sobald ich in der Folge mich entschließen könnte, völlig aufzugeben, und mit ihm nach Halle zu gehen, und seine Studien wie seine Mittel, die für uns beide zureichen würden, mit ihm zu theilen. Trotz aller Exaltation, in welche diese Mahnungen und Anerbietungen mich versetzten, hatte ich doch Besonnenheit genug, das Bedenkliche und Ungewisse einzusehen, ob ein solch überschwänglich guter Wille des Augenblicks seine strengen Folgerungen durch eine lange Reihe schwerer Ausführungen auch wirklich werde leisten können, und lehnte daher den sonst unaussprechlich reizenden Vorschlag beharrlich ab. Doch kam Koreff immer auf ihn zurück, betheuerte mir mit tausend Schwüren, ich könne jederzeit, wo er auch sein möge, mein Loos an das seinige knüpfen; und er ließ mich unter gleichen Betheurungen ihm das Versprechen geben, daß, wenn Noth oder Ungeduld dazu trieben, ich nicht säumen würde, mich zu ihm auf den Weg zu machen. Ich sah Koreff nun immer häufiger, sowohl bei mir als bei ihm, oft auch Abends in der Familie von Mariane Saaling, wo auch Neumann, Robert und Eberty sich gern einfanden.

Um bei so vielfacher Trennung, die uns bevorstand, durch ein äußeres Zeichen auch in der Ferne uns verbunden zu halten, mit dessen Verleihung weiterhin auch neue Freunde gleich an dem gesammten Bunde Theil haben könnten, wählten wir den Polarstern zu unsrem Sinnbilde, und es wurden Siegelringe angefertigt, die mit dem Stern die griechische Bezeichnung τὸ τοῦ πόλου ἄστρον enthielten. Ein Geheimnißbild von August Wilhelm Schlegel, welches dieser aus Franz Baader's pythagoräischem Quadrat entlehnt hatte, und worin Religion, Sittlichkeit, Poesie und Wissenschaft mit den vier Himmelsgegenden verknüpft werden, die Wissenschaft aber dem Norden entsprechen soll, hatte uns den Nordstern wählen lassen, als welcher auch die andern Richtungen zu bestimmen helfe. Ich empfing den Ring als Geschenk von Koreff, Chamisso und Lafoye mit beiderseitiger Freudigkeit und Rührung. Wir siegelten fortan alle unsre Briefe mit diesem Zeichen, fügten die Buchstaben τ. τ. π. α. überall unsrer Namensunterschrift bei, und selbst zum Anruf

und Gruße gebrauchten wir die uns angenehm tönenden Worte gleich mauriſchen Erkennungslauten. Die Sache ging nicht weiter und wurde neben ihrem Ernſt, auch häufig zwiſchen uns im Scherz betrieben; nach Außen aber gab ſie uns bisweilen das Anſehn einer geheimnißvollen Geſellſchaft, die für beſtimmte Zwecke arbeite.

Im Frühjahr 1804 ſah Berlin bedeutende litterariſche Gäſte ankommen. Schiller's Anweſenheit erregte große Bewegung, nicht nur in allen Geſellſchaftskreiſen bemühte man ſich um ihn, auch im Theater und auf der Straße vor ſeiner Wohnung ſchallte ihm der Jubel entgegen. Leider hab' ich ihn nicht geſehen; ich war grade verſtimmt, und mochte die Gelegenheit, die ich beſonders bei Fichte ſehr gut finden konnte, nicht aufſuchen. Eben ſo entging mir Frau von Staël, von der allgemein geſprochen wurde, und die uns ſchneller, als ihre Abſicht war, wieder entſchwand, weil ſie die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit ihres Vaters empfangen hatte. Sie entführte Schlegel'n mit ſich nach der Schweiz, was wir nicht umhin konnten ihr zur Ehre zu rechnen, obgleich wir es ihm verdachten. Ungefähr in dieſer Zeit kam auch Johann von Müller von Wien, um in Berlin eine höchſt liberale Anſtellung zu genießen, und der Geſchichtſchreiber Friedrich's des Großen zu werden. Auch dieſe Erſcheinung machte Aufſehn, und der Name klang uns bedeutungsvoll entgegen, wenn auch wenigſtens mir der Mann ſelbſt damals noch nicht bekannt wurde.

Noch ehe der Sommer kam, und bevor die Freunde ſich dahin und dorthin nach ihrem Berufe zerſtreut hatten, ſchien auch für mich die Nothwendigkeit eines Entſchluſſes zur Aenderung meiner Lage ſich dringender aufzuſtellen. Einerſeits waren mir neue Lockungen, Entwürfe und Ausſichten zum Studiren geworden, andrerſeits mußte ich mein bisheriges Verhältniß als völlig unterhöhlt erkennen, ich konnte meiner Arbeit auf dieſem Boden täglich weniger Frucht und Gedeihen verſprechen, auch ſeine Lebensblüthen für mich waren abgeblüht und ſchienen keiner Erneuung fähig, und endlich durfte ich mir die ſteigende Gefahr von Ausbrüchen nicht verhehlen, welche bisher nur durch ängſtliche und rück-

sichtsvolle Wachsamkeit waren vermieden worden, aber trotz aller Vorsicht doch unvermuthet ihren Augenblick finden, und dann zwischen Herrn Cohen und mir plötzlich alles enden konnten. Von dieser Lage der Sachen durchdrungen, besprach selbst Madame Cohen mit inniger Theilnahme die Möglichkeit einer andern und besseren Zukunft für mich, als mir in der gegenwärtigen Bahn zu erwarten sein konnte. Jedoch drängte grade nichts zur Eile, alles ging im täglichen Geleise ruhig fort, es bedeckte den innern Widerstreit sogar ein täuschender Anschein von fröhlicher Zufriedenheit; bei einem italiänischen Sprachmeister hatten Herr Cohen und ich heimlichen Unterricht, um später glänzend mit der neuen Kunde zu überraschen; es war vielfach davon die Rede, das Schauspiel: „Was ihr wollt" nach Schlegel's Uebersetzung aufzuführen; musikalische Vergnügungen wurden nicht verabsäumt, und sich das Leben angenehm zu machen hatte man auch sonst noch allerlei Betrieb. Daß Madame Bernhard erkrankt war, und seit Monaten mit krampfhaften Anfällen und neben wirklichen auch mit eingebildeten Leiden zu ringen hatte, durfte keine zu große Störung in dem gewohnten Lebenszuge sein, und gab nur der Tochter Mühen und Sorgen, zu deren Erleichterung sie ihre Schwester anrief.

Doch mittlerweile war im Stillen ein Verderben reif geworden, welches schon längst am tiefsten Innern dieser Zustände gezehrt hatte, und jetzt sich anschickte die dünne Oberfläche zu durchbrechen, welche nur noch von Täuschungen bekleidet war. Von dieser Seite war denn auch meinen Verwickelungen unerwartet die Lösung bereitet, die in jedem Fall auch aus ihnen selbst erfolgen zu müssen schien, nur daß zweifelhaft bleibt, zu welchem bestimmten Zweck und mit welcher Wendung dies ohne jene besondre Schickung geschehen sein würde.

Mitten im Laufe der vergnüglichen Tage zeigte sich plötzlich die heitre Laune des Hausherrn gewichen, und an ihrer Statt verdrießliche Befangenheit; die Mißstimmung dauerte am nächsten Tage fort, und zugleich wurde von früh bis spät auf dem Komtoir mit ungewöhnlicher Beeiferung

gearbeitet. So war es auch die folgenden Tage, Neumann hatte keinen Augenblick frei, mit Freunden von bewährten kaufmännischen Kenntnissen fanden langwierige Berathungen Statt, und es blieb endlich auch mir nicht verhehlt, daß das Haus in Gefahr sei zu stürzen und seine Zahlungen werde einstellen müssen. Der Schrecken und die Verwirrung, welche dieser Entdeckung folgten, sind nicht zu beschreiben. Madame Bernhard, deren ganzes Vermögen bedroht war, wurde von dem Schlage fast gesund, wenigstens verließ ein Theil ihrer Uebel sie von dem Augenblick; Frau von Boye, die schon der kranken Mutter wegen hatte kommen sollen, kam nun um so eiliger von Stralsund herbei, auch ihre Habe, die jetzige und künftige, stand auf dem Spiel. Jetzt enthüllte sich Zug um Zug ein immer größeres Verderben. Die Handlungsbücher waren in Unordnung, es bedurfte vieler Zeit und Mühe, um nur zu einer klaren Uebersicht zu gelangen. Hätte man diese von Anfang gehabt, so wäre noch vieles zu retten gewesen, allein es herrschte vielmehr bis an's Ende die wahnsinnigste Verblendung. Herr Cohen hatte sein Geschäft gleich seinem geselligen Wesen betrieben, mit Einbildung, Unwissenheit, Leichtsinn und Täuschung. Er hatte aus Holland kein Vermögen mitgebracht, sondern Schulden, das Vermögen seiner Frau, der Mutter und Schwester derselben und einiger Fremden war die alleinige Grundlage eines Unternehmens, das den Schein eines fünfmal größeren Reichthums geben sollte, und in diesem Verhältnisse waren auch die Ausgaben. In weichlichem, eitlen Genusse des Tages hatte er sich über den Zustand und Ertrag der Fabrik willkürlichen Vorstellungen überlassen, und um diese desto sichrer zu behalten, weder selbst auf den Grund sehen wollen, noch Andern einen solchen Blick gestattet. Auch bei schon eingetretener Verlegenheit, und als die nöthigen Gelder zu fehlen anfingen, beharrte er in diesem strafbaren Selbstbetrug, wollte sich und Andern aus Schwäche und Eitelkeit den Umfang des Uebels abläugnen, und handelte noch stets in dem Sinne, als sei die Grundlage gut und fest, und als komme es nur darauf an, eine vorübergehende Stockung mit geringen Opfern zu heben. Auf diese

Weise bewirkte er, daß seine Frau, die ein Vermögen von 100,000 Thalern als Eingebrachtes vor allen andern Gläubigern zu fordern hatte, nach und nach die größten Summen, und endlich alles, zur Deckung der am stärksten herandrängenden Gläubiger verschrieb, immer nicht einsehen wollend, daß das Flickwerk schon für morgen nicht mehr ausreichen könnte, und der Riß schon unheilbar das Ganze durchdrang. Die Hoffnung, daß der Staat ein Unternehmen, wobei er selbst betheiligt, nicht würde fallen lassen, schlug fehl; vermeinte Gönner zeigten sich als Feinde, und Herr Cohen mußte erfahren, daß er durch sein bisheriges Treiben mehr Achtung und Zuneigung verscherzt als gewonnen habe. Auch seine sonstige Unwissenheit kam jetzt schrecklich an den Tag; der große Mathematiker, der von der höheren Analysis wie von einer Kleinigkeit zu sprechen pflegte, konnte der Schmach nicht entgehen, wegen einer gewöhnlichen Theilungsrechnung, mit der er auf keine Weise fertig werden konnte, in Gegenwart der Familie, freilich unter verzweiflungsvollen Kämpfen der sterbenden Lüge, den Rechenmeister seiner Kinder herbeirufen zu müssen, der als tüchtiger Mathematiker allgemein bekannt, doch bisher vor den höheren Einsichten des Mannes sich hatte beugen sollen. Auftritte der Erbärmlichkeit und hinwieder der Leidenschaft traten hier ein, die ich nicht zu schildern unternehme. Das Unglück offenbarte sich endlich ganz. Für Frau von Boye, von der ich, durch den Stand der Sachen und das Benehmen, welches sie in dieser Spannung zeigte, mehr und mehr mich geschieden fühlte, wurden einige Kapitalien gerettet, für Madame Cohen nichts, und Madame Bernhard verlor alles. Die Wechselgläubiger drangen heran, und setzten den Schuldner unter Bewachung, seine Abführung in's Gefängniß war schon festgesetzt. Noch wurden thörichte Opfer gebracht, um nutzlose Fristen zu gewinnen. Für den Mann selbst war nichts mehr zu hoffen, als langwieriges Gefangensitzen, ihm und den Seinigen nur zu täglich erneutem Jammer, für die Sache war grade seine Gegenwart das sichtbarste Unheil, das mit jedem Tage sich als solches noch mit frischer Thätigkeit bewies. Unter diesen Umständen riethen wir Alle, die im Rath und Geheimniß

waren, zur Flucht. Sie wurde im letzten Augenblicke, da sie noch eben möglich war, beschlossen und ausgeführt. Neumann mußte den jetzt völlig Verzagten bis über die Gränze begleiten, und kehrte dann zurück. Herr Cohen aber gelangte glücklich nach Holland, wo seine Verwandten ihn aufnahmen. Er wußte sich dort bald wiederum, nur nach kleinerem Maßstabe, sein Leben in eitle Geschäfte und genießenden Müßiggang zu theilen, gab sich gleichen Einbildungen hin, und übte gleichen Trug, und eben jetzt, da ich dies schreibe, nach 28 Jahren, hat der elende Greis dort einen gleichen Bankrott verübt, wegen dessen er abermals flüchtig werden mußte, und durch den wiederum zumeist die Seinigen, und darunter sein ältester Sohn, den er als verzogenen Liebling bei sich hatte, ihre geringe Habe eingebüßt!

Seine Flucht entzog ihn dem Gefängnisse, aber nicht den Steckbriefen der Gerichte, die auch den Prozeß wegen muthwilligen oder gar betrüglichen Bankrotts einleiteten. Der Untergang eines noch vor kurzem so blühenden Hauses, des Sammelplatzes und Anhalts so vieler Beziehungen, die Verarmung der dazu gehörigen, bis dahin reich geschienenen Familien, war nun entschieden und unaufhaltsam. In der Folge der einzelnen Tage und Begegnisse dies mitzumachen, war furchtbar, und von durchaus tragödienhaftem Eindruck. Ich hatte mit allen Kräften, seit dem Beginn der Krisis, die lebhafteste Theilnahme auf alle Weise bethätigt, in die Geschäfte schreibend und redend eingegriffen, persönlich manches ausgeführt oder vertreten, und mir blieb daher von dieser schrecklichen Erfahrung kein Theil erspart. Der Gegensatz des noch äußerlich fortdauernden Scheins und der Gewißheit einer Wirklichkeit, die unabwendbar an die Stelle treten mußte, war schneidend. Noch wohnten die Zurückgebliebenen in dem Palast, in den schönen Zimmern, umgeben von dem gewohnten Hausgeräthe, das aber größtentheils durch Versiegelung dem Gebrauch schon entzogen war, derselbe Garten stand noch offen, die Roßmühle trieb ihr gewohntes Getöse, die Spinnmaschinen rauschten auf und nieder, die Fabrikleute zu Hunderten kamen und gingen, und alle äußere Lebhaftigkeit dauerte fort, wie sonst, aber im Innern war Trübsal

und Oede, schon gehörte dies alles nicht mehr den früheren Besitzern, sondern fremden Gläubigern, und die Gerichte führten die Verwaltung. Kaum auf einige Monate war Aussicht hier nur noch wohnen zu dürfen, und für mich nicht einmal so lange. Denn Madame Cohen hielt mit Recht für ganz unstatthaft, daß in der verarmten Familie, welche grade jetzt die vielfachsten Rücksichten zu nehmen hatte, ein Hauslehrer bliebe, denn daß dieser uneigennützig nur eine jetzt doppelt erwünschte Stütze, und noch immer der wohlfeilste Unterricht den Kindern sein würde, war nicht für jederman sogleich offenkundig noch wahrscheinlich.

Nach einigem Rathschlagen und Ueberlegen schied ich aus dem Hause, nicht ohne den innigsten Schmerz; denn die theuersten Erinnerungen und die treuste Anhänglichkeit hielten mich ihm auf immer verknüpft. Ich zog zu Chamisso, der mir gastliche Zuflucht angeboten hatte. Meine Mittel waren äußerst beschränkt, ich mußte selbst für die Zwischenzeit, bevor ich einen weiteren Beschluß fassen konnte, auf Erwerb denken. Ein paar begehrte Aufsätze für eine Monatschrift, die in Hamburg erschien, konnten nur unbedeutendes Honorar bringen, die Hauptsache sollten Unterrichtsstunden thun. Zwei französische Kaufleute nahmen deutschen Sprachunterricht bei mir, und die Sache war mir mehr Vergnügen als Last. Der gute Professor Nolte, der dem Grafen Casa Valencia Stunden im Deutschen gab, übertrug mit dessen Zustimmung mir diesen Unterricht, der sich bald in Gespräche über Poesie, und in Unterricht, den ich im Spanischen erhielt, auflöste. Casa Valencia war selbst ein glücklicher Dichter, und oft schrieb er in meiner Gegenwart improvisirend artige Verse hin, oder übersetzte die eben gelesenen deutschen in spanische; die Spinnerin von Goethe und ein Lied von mir waren ihm in Assonanzen, die ich noch bewahre, besonders wohlgelungen. Zwei Bändchen seiner handschriftlichen Gedichte, die er als Offizier im Felde mitführte, hatte er durch einen Ueberfall in den Pyrenäen eingebüßt, aber da die Quelle seiner Lieder ihm nach Wunsch immer strömte, so bekümmerte jener Verlust ihn wenig. Die spanische Litteratur kannte er gut, und als gründlicher Sprach-

kenner wurde er dem Professor Ideler bei seiner in Berlin erscheinenden vortrefflichen Ausgabe des Don Quijote sehr behülflich. Er sprach mir auch von Rahel Levin, die er oft sah, und deren Witz und Art ihn lebhaft anregte; er konnte ihr Wesen nicht ganz begreifen, bewunderte aber dessen Eigenheiten, indem er zugleich versuchte, wiefern sich ihnen widersprechen ließe. Meinen eifrigen Wunsch, dort eingeführt zu werden, wollte er erfüllen; wir kamen aber zu schnell aus einander. Er wurde nach einiger Zeit vom Geschäftsträger, welches er damals war, zum Gesandten befördert, und verließ Berlin noch vor dem Jahre 1806. In der spanischen Revolution nahm er, gleich den meisten spanischen Diplomaten, mehr gezwungen als willig, Parthei für Joseph Bonaparte, gerieth später in's Gedränge und zog sich nach Amerika, wo er das Unglück hatte, in einer Volksbewegung zu Mejico das Opfer des Hasses zu werden, der ihn als Vornehmen und als Altspanier treffen mußte.

Die freie Zeit benutzt' ich nach Herzenslust. Ich war jeden Tag im Cohen'schen Hause, gewöhnlich Abends, und auch Chamisso bezeigte der Familie treue Anhänglichkeit. Dort sahen wir in dieser Zeit den von Brockes und Lippe empfohlenen Heinrich von Kleist, einen liebenswürdigen, belebten jungen Mann, der sich uns freundschaftlich anschloß, aber sorgfältig noch verhehlte, daß er schon als Dichter aufgetreten und Verfasser des Trauerspiels „Die Familie Schroffenstein" sei, und überhaupt den Genius und die Kraft noch nicht verrieth, durch die er sich nachher berühmt gemacht; er gab sich nur als einen antheilvollen Strebenden, und schrieb mir in solchem Sinne in mein Stammbuch: „Jünglinge lieben in einander das Höchste der Menschheit, denn sie lieben in sich die ganze Ausbildung ihrer Naturen schon, um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die sich eben entfalten. Wir aber wollen einander gut bleiben.

Heinrich Kleist."

Eine stärkere Bewegung verursachte Julius Klaproth unter uns, der von Halle ankam, und Briefe, Empfehlungen und Gedichte von Koreff an uns mitbrachte. Ein gemachter Gelehrter, der in seinem Fache, der chinesischen Sprachkunde,

für einen Adler galt, oder zum wenigsten gelten wollte, der ganz frisch von Weimar, Jena und Halle kam, überdies von Koreff uns gesendet und in den Polarsternbund aufgenommen war, und sich unsren jungen, unreifen Sachen mit nachsichtsvoller Gleichstellung anschloß, mußte uns von außerordentlichem Reize sein. Für seine orientalische Studien und einige Poesieen der neuen Schule bezeigte er vollen Ernst und einige Achtung, alle andern Gegenstände behandelte er mit Scherz und Uebermuth. Poesieen deklamirte er in Fülle, und meist ging er aus dem ursprünglichen Text in parodirenden Humor und in die tollsten Stegreiffratzen über. Wir gingen viel mit ihm, und brachten Tage und Nächte mit einander zu, im Thiergarten, beim Italiäner, bei ihm, bei uns, oft bei ganz geringer, zuweilen bei üppiger Bewirthung. Er schien darauf auszugehen, alle Leute und Verhältnisse zu verhöhnen, und leistete darin alles, was geübter Witz, muthwillige Ausgelassenheit und freche Dreistigkeit vermögen. Aus kleinen Unfällen machte er sich nichts, gegen manche schützte ihn das Ansehn des berühmten und geachteten Vaters, bei welchem er auch wohnte, andern wich er zu rechter Zeit durch Davonreisen aus. Wir erlebten tausend Spaß mit ihm, und ließen uns um deswillen auch manche Verlegenheit oder üble Nachrede gefallen, besonders hielt sich Neumann zu ihm, und war fast sein beständiger Begleiter. Wir waren indeß so leicht nicht abzufinden, auch eine ernste und fruchtbare Seite mußte das Verhältniß uns gewähren. Klaproth konnte nicht umhin, uns mit der Lage und dem Inhalt seiner näheren Studien bekannt zu machen, und dies blieb nicht im Allgemeinen stehen, sondern bildete sich auch im Besondern zu förmlichen Unterrichtsstunden im Persischen aus, das er uns als leicht und gewinnreich anrühmte, und Chamisso drängte ihn sogar zu den Anfangsgründen des Chinesischen. So wenig diese Studien eigentlichen Grund bei uns hatten, und sobald sie auch abbrachen, so lieferten sie den Gewinn, für alle Folgezeit immer auf's neue schätzbar, diese eigenthümliche Welt einmal aus einem ihr selbst angehörigen, mit ihren eignen Mitteln errichteten Standpunkt auch nur von der Gränze näher angesehen zu

haben. Klaproth war auf diesem Gebiete, wenn auch nicht ganz gründlich und zuverlässig, doch noch am meisten fest und sicher, in jeder andern Richtung durfte man ihm keinen Augenblick trauen, er windbeutelte mit Kenntnissen wie mit Versprechungen, und seine fabelhaften Thorheiten gingen ohne viel Bedenken auch in böse Streiche über. Wenn er einen mahnenden Gläubiger in unsrer Gegenwart wegkomplimentirte, und dem Vertrösteten, den kaum die Thüre entlassen hatte, feierlich den Homerischen Vers anwandte:

„Jener hofft's! Doch mit nichten gewähret ihm solches Kronion!"

Oder wenn er die Akademie der Wissenschaften, in deren Versammlungssaal er bei Gelegenheit, daß Handwerker darin zu thun hatten, als müßiger Herumstörer einen Augenblick mit hinein gedrungen war, dadurch verhöhnte, daß er einen alten Degen am Bindfaden von der Decke des Zimmers auf den grünen Tisch herabschweben ließ, und auf diesen dazu die Verse aus Horaz mit dicker Kreide schrieb:

Destrictus ensis cui super impia
Cervice pendet . . . .

so war dies allerdings nur possenhaft, und im Nothfall bezahlte der Vater die Schulden, wußte auch den Zorn seiner akademischen Mitbrüder zu besänftigen. Aber es gab andre Fälle, wo die Tücke wirklichen Schaden anstiftete, oder gar polizeiliche Strafe zur Folge haben konnte. Die bald nach meiner Abreise von Berlin vorgefallene Schändung der Marmorstatue des alten Dessauer's im Lustgarten, welche man eines Morgens mit einer ätzenden Lauge schwarzfleckig besudelt fand und auf keine Weise von dem Schmutze zu befreien vermochte, dieser Frevel, dessen Thäter auch ungeachtet hoher ausgebotenen Belohnungen nie ausgemittelt werden konnte, ist allen Vermuthungen nach von niemand anders, als von Klaproth verübt worden, der in dem Laboratorium seines Vaters ganz bequem die fressende Mischung dazu hatte bereiten können. Schlimm genug war auch die andre Richtung seiner Unarten, daß er unsittliche und gräuelhafte Schriften und Bilder begierig aufkaufte und als

Kostbarkeiten vorzeigte; doch war sie wieder mit der Laune verbunden, daß er mit vielem Anstand und Ernst behauptete, er beabsichtige die ganze Sammlung, wenn sie erst vollständiger und der Mühe werth geworden, der Regierung zum Kauf anzubieten, die für den Gewinn, eine solche Masse Gift mit einemmale aus der Welt schaffen zu können, ihm gewiß eine namhafte Summe verabreichen lassen und seinen löblichen Sammlerfleiß belohnen werde.

Inzwischen konnte ich mir nicht läugnen, daß ich mich in einem zwecklosen und wenig fruchtbaren Lebensgange befand. Die mir nöthigsten Studien lagen brach, meine Tage verwilderten, und so fand ich mich überall in unbequemer Enge, was selbst meine Kleider mir zu bezeugen anfingen, die Unterrichtsstunden mehrten sich nicht, und der geringe Ertrag reichte für die täglichen Bedürfnisse nicht hin. Die Anerbietungen Chamisso's auch seinen Tisch mit mir zu theilen, durft' ich nicht annehmen, eben so wenig hätte ich die offne Aufnahme in der Cohen'schen Familie zu diesem Zweck auch nur gebrauchen, geschweige denn mißbrauchen mögen, und so fand ich mich überall beengt und gestört. Fichte, nachdem er mich scharf gefragt, ob ich mir genug Muth und Entsagung zu dem allerdings heroischen Unternehmen zutraue, machte mir den Vorschlag in das strenge und kärgliche, aber meine Lage nothdürftig sichernde, meinen Studien gewiß heilsamste Verhältniß eines Schülers an der Fürstenschule zu Pforta einzutreten; er selbst war dort erzogen worden, Griechisch und Lateinisch, meinte er, würde ich dort aus dem Grunde lernen. Ich sagte mit Freuden ja, und er schrieb sogleich an den Rektor Ilgen. Allein die Antwort fiel verneinend aus, die Freistellen waren nur für sächsische Landeskinder und auch andre Umstände nicht entsprechend. Während nun allerlei Plane und Zweifel sich bei mir durchkreuzten, meine Freunde in Hamburg und Berlin noch hofften, mir für die Universität hinlängliche Stipendien zu verschaffen, und ich bald Schüler, bald Lehrer werden sollte, denn auch an einer Pensionsanstalt in Berlin bot man mir ein festes Verhältniß an, ich aber um so weniger einen Entschluß fassen konnte, als zur glücklichen

Zeit eingegangenes Honorar wieder freieren Spielraum gab, in dieser Stimmung und Lage empfing ich unerwartet den Antrag zu einer neuen Erzieherstelle in Hamburg, bei dem reichen jüdischen Banquier Hertz. Die Familie war Eberty'n und auch Mariane'n Saaling verwandt, und jener war abermals der thätigste Vermittler. Die Verhältnisse waren von allen Seiten höchst günstig und reizend, die äußern Vortheile überstiegen alles, was in Berlin als möglich zu denken war, unter solchen Bedingungen konnten ein paar Jahre mir schon die Mittel zur Freiheit der folgenden gewähren. Ein angeknüpfter Briefwechsel bestätigte alle Verheißungen und überbot sie noch. Wenn ich nicht in Berlin bleiben, oder nach Halle gehen konnte, so war mir der Gedanke in Hamburg zu leben noch am liebsten. Mutter und Schwester waren mir dort und liebe Freunde. Fichte, Madame Cohen, Nolte und andre Freunde redeten mir eifrig zu, und ich ging den Vorschlag ein. Man erwartete mich in Hamburg mit Ungeduld. Schmerzlich nahm ich Abschied von der Cohen'schen Familie, von den lieben Zöglingen, den theuern Fremden, von Fichte, der mir eine Empfehlung an Klopstock, den Bruder des Dichters und Oheim der Fichtin, mitzugeben nicht unterließ, und so reiste ich gegen Ende des Monats August meinem neuen Schicksale zu. Die Reise war schwermüthig, ich verließ den Postwagen mehrmals, um weite Strecken einsam zu Fuß zu gehen, wo ich an Feldblumen und Wolken mich erfreute, und meine besondern Betrachtungen hatte, wie jede Gestalt und Bewegung in der Natur, durchaus ohne Rücksicht auf den Menschen, sondern zunächst für ihr eignes Wesen angeordnet, und grade deswegen für dessen Zwecke am ergiebigsten sei, und daß der Mensch wohl am besten thue, sich eben so zu verhalten, indem er dann nicht verfehlen werde, grade dadurch auch für die Absichten der Götter sich trefflichst darzubieten. Auf diesen Wanderungen führte ein zufälliges Begegniß mich unerwartet in meine Kindheit zurück. Ich traf zwei Fußgänger, die es nicht aus Wahl waren, sie ließen sich leicht als Schauspieler erkennen, muntre Gesellen die in Hamburg bei dem Vorstadttheater erwartet wurden; ich hörte von ihnen ein paarmal den Namen Nuth,

fragte eifrig nach, und erfuhr, daß sie zu der Kindertruppe dieses Theaterhaupts gehört hatten, und es fand sich, daß wir in Düsseldorf als Knaben Spielkameraden gewesen waren. Die Freude dieses Wiederfindens war groß, ich erleichterte sogleich ihre Reise und bezahlte die Post für sie bis Hamburg. Wir schieden aber noch vor der Ankunft, denn mir war der erwachsene Bruder meiner Zöglinge mit einem Freunde ein paar Stunden entgegen gefahren, nahm mich in seinen Wagen, und brachte mich rasch und freudig in den Kreis meiner neuen Bestimmung.

# Siebenter Abschnitt.

## Hamburg.

1804—1806.

---

Nach den ersten Begegnissen der freundlichsten Aufnahme und günstigsten Einführung in die reichlichen und angenehmen Verhältnisse meiner neuen Lage, den gerührten Liebesbezeigungen meiner Schwester und allem Antheil der erfreuten Mutter, und nachdem ich auch alte Freunde und die werthen Oertlichkeiten der Stadt und Gegend im Fluge wieder begrüßt, war mir nun Muße und Reiz genug, mich in meinem nächsten Lebenskreise genauer umzusehen.

Ein angesehenes thätiges Handelshaus, das aus beschränkten Anfängen sich durch Fleiß und Redlichkeit zu großen Glücksgütern und allgemeinem Vertrauen emporgearbeitet hatte, verbreitete über seine Mitglieder Fülle des Wohlstandes, die man doch weniger zu genießen als stets noch zu mehren trachtete, da Geschick und Lust für letzteres ohnehin vorhanden waren, für ersteres hingegen noch größtentheils erst hätten erworben werden müssen, wohin weder der herrschende Bildungszustand der älteren jüdischen Glaubensgenossen noch ihre sonstigen Verhältnisse so leicht führen konnten.

Der Hausherr, Jakob Hertz, erschien auf den ersten Blick als ein biedrer, zutraulicher, muntrer, heftig wollender und doch stets nachgiebiger Alter, der sein Geschäft mit höchstem Eifer trieb, und von früh bis spät, besonders an Posttagen, sich in Arbeit vergraben mochte. Einen reichen

Vorrath von Scherzen, Maximen und Gleichnißreden, die der lebhafte Mann in seiner Jugend theils aus eignen Erlebnissen, theils aus dem fleißigen Besuche des damals unter Schröder's Leitung so glänzenden hamburgischen Theaters aufgesammelt, pflegte er in den Zwischenzeiten, wo er an Gespräch und Unterhaltung Theil nahm, besonders auch bei Tisch, zur Erinnterung mitzutheilen, wobei auch seine ernsthaften Ansichten und Meinungen, nicht selten auf Beweisreden des vielgesehenen und vielbewunderten Hamlet gestützt, sich stark und entschieden aussprachen, ohne jedoch den Sinn und die Handlungen der Andern im geringsten bedingen zu wollen; niemand willigte leichter und vollständiger in fremde Weise, wenn man ihm nur die seinige auch ließ, denn als seinen wahren Grund und Boden sah er nur das Komtoirgeschäft an, dem er mit Einsicht, Eifer und unermüdetem Fleiße vorstand, gemeinschaftlich mit zweien älteren Brüdern, und von einem eignen und einem Brudersohn unterstützt. Für den achtungswürdigen Karakter dieser Gemeinschaft und zum Lobe ihrer Theilhaber läßt sich kein beßres Zeugniß anführen, als die Thatsache, daß bei einem Geschäft, welches wesentlich auf Gewinn absehen muß, der persönliche Vortheil unter den Brüdern ganz außer Betracht gelassen war. Die beiden älteren Brüder arbeiteten am wenigsten und verbrauchten am meisten; der eine pflegte große Reisen zu machen, der andre hatte außer dem eignen Hauswesen auch den besondern Aufwand einer anspruchsvollen und verwöhnten Schwiegertochter zu bestreiten; dagegen arbeitete der jüngste Bruder Tag und Nacht, lebte am eingezogensten, erwarb noch persönlich große Summen durch Maklergeschäfte, und gleichwohl war für alles nur eine und dieselbe gemeinschaftliche Kasse, wohin alles floß und woher alles kam; was die drei Haushaltungen jährlich gebraucht hatten, ohne Rücksicht, in welchem Verhältnisse jede — und dabei kamen Summen vor, wie für die Ausstattung einer Tochter, den Ankauf eines Hauses, je nachdem Bedürfniß oder Belieben es fügte —, wurde beim Abschlusse des Jahres ungeschieden in Rechnung gebracht, und dann das Vermögen jedesmal auf's neue dreifach gleichgetheilt. Ein merkwürdiges und vielleicht einziges Beispiel

brüderlicher Eintracht und großartiger Geschäftsverbindung, durch vierzigjähriges ehrenvolles Bestehen und gesegnetes Gedeihen inmitten stürmischer und drangvoller Zeiten geprüft und bewährt! In solchem uneigennützigen Sinne war auch das übrige Benehmen dieser sonst persönlich nicht eben liebenswürdigen Männer, die jedem kleinen redlichen Gewinne unverdrossen nachgingen, im Nehmen vorsichtig, im Geben großmüthig waren, und eintretenden Verlust ohne Bekümmerniß verschmerzten.

Jakob Hertz hatte von einer ersten Frau zwei schon erwachsene Söhne. Als Wittwer und bereits in reiferen Jahren ward er aber durch den Anblick eines jungen blühenden Mädchens so eingenommen und hingerissen, daß er ungeachtet des Unterschiedes im Alter und trotz vielfacher Abmahnungen der Brüder um die Schöne zu werben beschloß. Sie war aus Potsdam, von wenig bemittelten Eltern, und lebte in Hamburg als Gesellschafterin bei einer kränklichen Dame. Der Antrag erschien als ein glänzendes Glück, Neigung war nicht vorhanden, aber auch nicht gefordert, alles drängte zur Annahme, und die Heirath fand Statt. Drei Kinder, worunter meine beiden Zöglinge, waren die Frucht dieser in jedem gewöhnlichen Sinne überaus glücklichen und beneideten Verbindung.

Fanny Hertz war als Mutter und Hausfrau in der That glücklich zu nennen; daß ihr Loos aber allen Ansprüchen ihres Wesens genügen könnte, und gerade den tiefsten und besten, durfte schon der erste Anblick zweifelhaft machen. Sie war eine hohe schlanke Gestalt, von schönen Gliedern getragen, voll heitrer Anmuth und reizender Beweglichkeit; ihre wohlgebildeten Gesichtszüge vereinigten den Ausdruck von Lebhaftigkeit und Sanftmuth, besonders durch die lieblichsten blauen Augen, die mit reichem dunklen Haarwuchs glücklich kontrastirten. Unbefangen folgte sie jeder Eingebung, deren sie nur gutmüthige und heitre hatte, sie war theilnehmend, menschenfreundlich, wohlthätig bis zum Uebermaß, freisinnig, vorurtheilslos, das Nächste mit Billigkeit schätzend, dabei doch nicht selten von ihm verletzt, einer feineren Bildung schon theilhaftig und zu höherer eifrig emporstrebend.

Eine jüngere Schwester hatte sie als Gehülfin und zur Erziehung bei sich, ein rothwangiges muntres Mädchen von gutem Willen und schönen Anlagen; eine andre Schwester war in Pension bei Madame Meyer, einer Tochter Mendelssohn's, die in Altona eine Erziehungsanstalt mit Verstand und Anmuth leitete. Der älteste Stiefsohn Moses, durch auffallende Häßlichkeit, über die er selber zu scherzen nicht unterließ, aber eben so durch unverwüstliche gute Laune und ungemeine Gutmüthigkeit ausgezeichnet, war ein fleißiger Arbeiter auf dem Kontoir; hatte er aber dort das Seine gethan, so gab er sich ganz dem Vergnügen hin, das er in und außer dem Hause reichlich zu finden wußte, besonders zog das lebendige französische Theaterwesen ihn an, und die Lieder und Redensarten der Schauspieler wiederhallten durch sein glückliches Nachahmungstalent bei allen Gelegenheiten. Da er gern ritt und ich die Reitbahn auch fleißig besuchte, so gab dies manche nähere Gemeinschaft zwischen uns. Der jüngere Stiefsohn war in auswärtiger Anstalt, um Apotheker zu werden, was er, unbegreiflich bei solchen Vermögensaussichten und Familieneinrichtungen, jedem andern Berufe mit beharrlichem Eigensinn vorgezogen hatte. Meine Zöglinge, erst fünf und vier Jahre alt, waren allerliebste Knaben; ein kleines Mädchen wurde noch auf den Armen getragen. Mit diesen Kindern war natürlich nur eine spielende Beschäftigung möglich, eine verständige Aufsicht, und es machte sich ganz von selbst, daß ich mit ihnen die meiste Zeit bei der Mutter zubrachte, und daß, während der eine Theil des Hauses sich in Arbeit und Geschäft absonderte, der andere sich zum freigegebenen Genusse des Tages nur um so besser vereinigte.

Ein freundlicher Garten hinter dem Hause gab den gelegenen Raum für Spiel und Erquickung im Freien zu jeder Stunde und mit jeder Bequemlichkeit. Das schöne Sommerwetter reizte aber an Vormittagen und Abenden zu weiteren Spazirgängen auf den hohen schattigen Wällen, dem Jungfernstieg, am Hafen, oder noch besser zu den schönsten Fahrten die Elbufer hinab, in die reizenden Alstergegenden, oder nach andern schönen Orten der reichen Landschaften um Hamburg. Ich zählte die Stunden und Tage, die ich im Genusse der

herrlichsten Natur, unter prangendem Himmel, bei reinster Luft, im Anblicke der mächtigen Elbe mit ihren grünen Inseln und weißen zahllosen Segeln, daneben blühender Gärten und reizender Landhäuser, solchergestalt im friedlichsten Behagen hingebracht, zu den glücklichsten meines Lebens, und an die Namen Rainville, Flottbeck, Blankenese, sowie andrerseits Harvstehude, Eimsbüttel und Wandsbeck, knüpfen sich die liebsten und traulichsten Bilder, die ich irgend aus meiner Vergangenheit hervorzurufen vermag.

War man zu Hause geblieben oder Abends zum Thee wieder heimgekehrt, so war auch hier ein gutes Zusammensein angeordnet; die Kinder begaben sich zum Schlafen, die Frauen forderten mich zum Vorlesen auf — ich las auch hier wiederum Wilhelm Meister — oder wir führten Gespräch bis zur späten Stunde des Abendessens, wo dann auch Vater und Sohn sich einstellten, welches beim Mittagsmahl, der Börse wegen, nicht regelmäßig der Fall sein konnte.

Selten wurde dieser stille Gang der Tage durch Besuch unterbrochen oder lebhafter; den lästigen hatte man von jeher vermieden, die Familie war nicht eben zudringlich, und willkommene, gebildete, geistreiche Gesellschaft nicht leicht zu haben, eine Klage, die man an allen arbeitsamen Handelsplätzen vernimmt, in Hamburg aber mehr als anderswo, und zu der damals in einem jüdischen Hause noch ganz besonderer Grund war. Mit den Frauen der Mendelssohn'schen Familie, von der ein Zweig sich in Hamburg niedergelassen hatte, bestand als mit Verwandten und gebildeten preußischen Landsmänninnen ein naher Umgang, doch sah man sich nur in abgerissenen Augenblicken; ein paar jüngere Leute von Talent und Bildung kamen als Freunde des Sohnes zuweilen Abends, eine besondere Auszeichnung aber hatte keiner.

Unter solchen Umständen war mir nothwendig eine hervorragende Bedeutung zugetheilt, die mir Aufmerksamkeit und Wohlwollen brachte. Schon gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts war ich auf dem besten Fuße mit den Alten wie mit den Jüngeren; mein guter Wille und leb-

hafter Eifer, mein jugendliches Streben und dabei bescheidner Ernst, nahmen die ganze Familie für mich ein. Man sah wohl, daß man keinen gewöhnlichen Hofmeister vor sich hatte, und wollte mich mit keinem dieses Standes vergleichen; auch bedauerte man fast, als man nähere Einsicht in meinen Lebenszusammenhang erhielt, daß ich in diese Verhältnisse gerathen sei, so sehr man sich selber dazu Glück wünschen wollte; man meinte, es sei doch recht schade, daß ich nicht vorher habe ordentlich studiren können; und man hoffte, ich würde dies nun später nachholen, wozu die Mittel gewiß nicht fehlen sollten. Wurde solche Theilnahme von Seiten der Alten vielfach laut, so zeigte sie bei den Jüngern sich nur noch inniger und zarter in persönlicher Fürsorge und anerkennendem Bezeigen jeder Art. Besonders von Seiten der Madame Hertz wurde dies sichtbar. Es ließ sich nicht verhehlen, sondern fügte sich so offenbar wie nothwendig, daß hier zwei jüngere Personen — ich zählte 19 Jahre und Fanny nur einige Jahre mehr — inmitten eines ihnen fremdartigen äußeren Treibens als Haus- und Familiengenossen mit allen ihren Interessen und Regungen unmittelbar auf einander angewiesen waren. Zu ganzen Tagen frei und unbeachtet sich selbst überlassen, zu manchem Vertrauen durch die Stellung der Dinge sogar genöthigt, und beide durch Unbefriedigung in Geistes- und Gemüthsstreben, durch Versagungen des Geschickes und Schranken der Welt leidend und hoffend aufgeregt, mußten sie sich bald einander sehr nah und wirklich verbunden fühlen, ehe noch eine Betrachtung darüber in ihnen entstehen konnte. Wohlgefallen, Neigung und Leidenschaft wirkten unaufhaltsam ein. Ich fand mich unvermerkt in Beziehungen verflochten, die ich keineswegs gesucht hatte, die ich kaum wollte bestehen lassen, und doch als unwiderstehlich reizende empfinden mußte; auch waren sie durchaus nicht abzuwenden, die Natürlichkeit und Unschuld dieses Zusammengehörens lag so klar vor Augen und das ganze Verhältniß stellte sich als ein so richtiges dar, daß darin kein Geheimniß Statt fand und auch kein Tadel noch Argwohn uns treffen konnte. Das ganze Haus fand es nur in der Ordnung, daß der junge Mann und die jugendliche

Frau, der Erzieher und die Mutter, der Lehrende und die Wißbegierige, zu einander hingezogen waren und sich zusammenhielten, wie man es natürlich findet, daß zwei Personen, die gern Schach spielen, sich unter Nichtspielern aufsuchen und ihre Parthie machen.

Eine Zufälligkeit traf in diesen Stand der Dinge, wodurch derselbe augenblicklich seinen Sinn thätig aufschließen konnte, so wie jene durch ihn erst recht bedeutend wurde und für meine ganze Folgezeit von wichtigem Einflusse blieb. Es verhielt sich damit folgendermaßen. Auf dem Komtoir, wo seit so langen Jahren Tausende von Geschäften betrieben worden, geschah eine Aufräumung alter Bestände und mannigfacher Sachen, die sich aus dem Strom der Tageswellen gleichsam abgelagert hatten. Eine Menge von Goldmünzen, großentheils Seltenheiten und Schaustücke, kamen an den Tag und wurden freigebig ausgetheilt. Den beträchtlichsten Theil erhielt der älteste Sohn, der Vater meinte aber, ich sollte davon die Halbscheid bekommen, und jener ohne Zögern und voll Freude nöthigte mir fast das Ganze auf. Es waren die prächtigsten Stücke darunter, spanische und portugiesische Münzen von außerordentlicher Größe, merkwürdige Medaillen, doch fehlte auch gangbares Gepräge nicht. Bisher war noch keine so große Summe als hier der bloße Goldwerth betrug in meiner Hand gewesen, ich sah darin die erlangte Gewißheit künftiger freier Studien; doch freute mich im Augenblicke weniger der Besitz als das überraschende, von allen Seiten gleichmäßige Wohlwollen, das mir bewiesen wurde. Fanny blieb dabei nicht zurück; sie machte mir in fürsorglicher Beeiferung alsbald das Anerbieten, den kleinen Schatz für mich zu verwahren und zu verwalten, wobei sein Anwachsen unzweifelhaft sein würde und ich bald im Stande sein sollte, nach meiner Wahl eine Universität zu beziehen. Es war im Hause gleichsam schon abgeredet, daß es eine Sünde sei, mich meinem höheren Berufe auf die Dauer entzogen zu halten, und es stand fest, ich solle die Erziehung der noch sehr kleinen Kinder nicht vollenden, sondern vorher meine eignen Studien machen und könne dann später vielleicht zurückkehren, wobei die Aussicht zu schönen Reisen nach Eng-

Digitized by Google

land, Frankreich und Italien eröffnet wurde. Der Schatz hatte sich in so guter Hand nach Verlauf eines halben Jahres schon beträchtlich vermehrt. Die Aussichten rückten näher, alle Innigkeit der Gegenwart stand mit der verheißungsvollsten Zukunft in Bezug. Da trat unvermuthet ein andrer Vorfall ein, der die Sachen in neue Gestalt brachte. Fanny bekannte mir eines Tages mit Verlegenheit und Betrübniß, mehrere Kostbarkeiten und auch der mir gehörige Schatz seien aus ihrem Zimmer entwendet; der Verdacht fiel auf einen entlassenen Bedienten, allein aus tausend Gründen wollte sie förmliche Anzeige und polizeiliche Nachforschung vermeiden, und übernahm lieber, den ganzen Diebstahl zu verschweigen und nach und nach zu ersetzen; im Verlaufe der Zeit und nach Maßgabe meines Bedarfs würde das Verlorene, meinte sie, doppelt und dreifach sich erstatten lassen. Ich war nur bemüht, sie zu beruhigen und dachte nicht weiter an den Verlust, der in der That für mich keiner sein konnte. Aus diesem Zusammenhange zuerst, und noch ganz unberührt von Antrieben und Empfindungsgründen, die sich nachfolgend entwickelten, ergab sich das fördernde Verhältniß, daß ich eine Reihe von Jahren hindurch, nachdem ich das Hertzische Haus verlassen, zuerst auf dem Gymnasium in Hamburg, dann auf der Universität von der lieben Freundin fortgesetzt einen Theil der Mittel empfing, deren meine Studien bedurften und in denen auch noch Freunde zuweilen Hülfe fanden. Die ursprünglich mir gehörige Summe, deren Betrag ohnehin nicht genau zu bestimmen war, mußte freilich zuletzt wohl überschritten sein; aber Fanny wollte dies nie zugeben, sondern meinte, das durch ihre Fahrlässigkeit mir abhanden gekommene Kapital habe ja die Möglichkeit der klügsten Benutzung und des größten Gewinnes in sich getragen, daher dürfe jeder Ersatz zu gering dünken, und so fuhr sie fort, nur als Schuld abzutragen, was ich von der geliebten Hand eben so gern als freies Geschenk anzunehmen in meinem Innern nicht das geringste Bedenken haben konnte!

Ich muß es der edlen Freundin dankbar nachsagen, daß sie mit großmüthigem Selbstvergessen nur stets daran dachte und dahin strebte, für Andre Gutes zu wirken, für Andre

gelingen zu machen, was ihr selber, auf eignen Lebenswegen, nicht beschieden sein sollte. Ich erfuhr die Kraft und Wärme dieses unerschöpflichen Triebes in vollen Maßen. Nur immer bemüht war sie, mich auf meiner Bahn zu fördern, die Erfüllung dessen zu bewirken, was meinen Anlagen und Wünschen gemäß war, auch wenn gerade dies mich von ihr entfernen oder gar trennen sollte. Und in diesem Karakter bewährte sich immer auf's neue das ganze Verhältniß. Denn was auch im Wechsel so vieler Tage an mannigfachen Vorgängen und Stimmungen bald als trübere Gluth, bald als hellere Wärme hervorbrechen wollte, wie auch die leidenschaftlichsten Empfindungen sich gestalten mochten, so herrschte doch von Anfang und behauptete sich bis zuletzt eine höhere Gesinnung, ein Gefühl und ein Willen der Entsagung, die wir uns auferlegt glaubten, ich mir durch die Macht des Geistes, die mich vor allem zu Studien und Weltanschauung unwiderstehlich trieb, Fanny durch die schon geknüpften Lebensbande, welche sie durch ihre Kinder als unauflösliche fühlte. In diesem Sinne waren wir frühzeitig einverstanden, selten trübte er sich, und als eine Zeit lang der entgegengesetzte, daß wir uns dennoch künftig, und selbst mit gewaltsamer Umänderung der Verhältnisse, ganz angehören wollten, als die Vorstellung dieses einzigen Glückes die Oberhand zu haben schien, war es doch nur ein Wahn, der zwar mich als Vorsatz und Hoffnung ernstlich ergriffen hatte, aber für Fanny, wie sie später eingestand, immer nur eine Täuschung des Tages geblieben war, welche den Unmuth der Trennung und das Leid der Gegenwart durch ein Bild erheitern sollte, das sie niemals im Ernste hegen noch glauben mochte.

Wegen entfernter Wohnung sah ich Mutter und Schwester weniger oft als ich gewünscht hätte, und beide noch am meisten im Hertzischen Hause, wo man ihnen mit größter Vorliebe begegnete; eben so sprach ich meinen Freund Lüders weniger nach Wunsch, als nach Gelegenheit, die auch ihm nicht mehr zu Gebote stand. Gleich in den ersten Tagen war ich bemüht gewesen, mich dem Konsul Kirchhof zu zeigen, den ich aber verschiedenemale nicht traf, und als ich seiner Mutter, der Senatorin, die ich gleichfalls besuchte,

mein Fehlgehen klagte, gestand mir die alte würdige Dame, sie glaubte, ihr Sohn wünsche mich jetzt lieber nicht zu sehen, da ihm mein Anblick nur den peinlichen Vorwurf erneuern würde, daß er durch seine Handlungen auch mein Geschick zerrüttet habe; er würde später ohne Zweifel schon selbst Veranlassung treffen, daß wir uns sähen, ich möchte ihm nur die nöthige Zeit lassen. Er befand sich aber, wie ich erfuhr, in einer andern häuslichen Umgebung, als ich ihn früher gesehen hatte, und wohnte mit einer nicht angeheiratheten Gefährtin und mehreren Kindern eng zusammen, so daß auch vielleicht nur dies ihm unangenehm war, daß ich ihn in solchen Verhältnissen finden sollte. Ich hatte in jedem Falle seinen Wunsch zu berücksichtigen und mußte mich, so leid es mir that, von ihm zurückhalten, und da er von seiner Seite mich fortwährend vermied, so geschah es, daß ich ihn nie wiedersah, und seinen, nach mehreren Jahren erfolgten Tod um so wehmüthiger zu betrauern hatte. Bei Viktor Ludwig Klopstock, wo ich das Empfehlungsschreiben Fichte's abgab, fand ich die freundlichste Aufnahme. Erst ein Jahr war seit dem Tode des Dichters verflossen, dem ich einen begeisterten Hymnus gewidmet hatte, und ich bedauerte innigst, den Mann nicht mehr unter den Lebenden zu finden, den ich früher nur aus ehrerbietiger Ferne gesehen hatte, und mit dem ich nun unter so günstigen Umständen in nähere Bekanntschaft würde gekommen sein. Der Bruder, Herausgeber der Hamburger Adreß-Komtoir-Nachrichten und ich glaube dänischer Kommerzienrath, war ein guter alter Mann, der in behaglichen und geachteten Verhältnissen lebte, übrigens aber keinen Funken von Poesie hatte und den Ruhm und das Verdienst des Sängers des Messias als einen Familienschatz ehrte und festhielt, ohne sich eine nähere Würdigung desselben anzumaßen. Ich erfuhr durch ihn viele Einzelheiten aus dem Leben des Dichters, Urtheile aus dessen letzten Jahren, in denen er durch schmerzhafte Krankheit und herben Mißmuth sehr gelitten zu haben schien. Gar oft hab' ich in der Folge bedauert, solche Züge nicht gleich damals niedergeschrieben, sondern bloß dem Gedächtniß überlassen zu haben, das sie nicht treu genug bewahrt hat!

Von selbst fand ich mich auf das Haus und dessen Kreis beschränkt, und dies konnte mir nur lieb sein. Die tüchtigen, guten, wohlwollenden Leute in ihrer schlichten Bürgerlichkeit waren mir gerade recht. Mein eigentliches Leben dacht' ich ohnehin dieser Wirklichkeit ganz entrückt zu halten, und theils in gründlichem Lernen und Arbeiten, theils in der geistigen Gemeinschaft mit den entfernten Lieben zu führen, in den Erinnerungen des Hauses und Gartens, die wie eine Zauberwelt abgeschlossen hinter mir lagen, und in dem Dichten und Leben der mitstrebenden, jetzt weit über viele Länder und Orte zerstreuten Freunde, so daß meine sehnsüchtigen Blicke und heißen Wünsche in zwiefacher Richtung über das Nächste hinweg in den engen Kreis glücklicher Vergangenheit oder in große Bahnen der Zukunft sich verloren. An Koreff's und Theremin's hohen und freien Wandel konnt' ich fast nicht ohne Thränen denken, mit Chamisso, Neumann und Eberty, die gleich mir noch in untern Regionen zu kämpfen hatten, mußt' ich unaufhörlich das entschwundene Zusammensein zurückwünschen. Auch das Schicksal der Cohen'schen Familie behielt ich stets im Auge und nahm fortwährend an dessen stufenweiser fernern Entwickelung gespannten Antheil.

Ich schrieb zahlreiche Briefe, mancherlei Aufsätze und Gedichte, und las mit Eifer und Lust viele Bücher, die ich mir mit einer Art von Verschwendung anschaffte, weil ich selbst nach ansehnlichem Zurücklegen noch überflüssig Geld behielt. Vossen's Homer, Schleiermacher's Platon, Schlegel's Shakespeare und vieles andre aus der neuesten Litteratur mußte meine Bücherbretter zieren. Da ich aber keineswegs mit bloßem Genusse mich abzufinden meinte, so hatte ich auch alle Hülfsmittel zum Griechischen mir angeordnet, und ganz allein, ohne Lehrer und Gefährten, stürzt' ich mich alsbald in diesen Abgrund mühseligen und schweren Studiums. Bernhardi hatte mir noch zuletzt in Berlin guten Rath und sichre Anleitung ertheilt, ich sollte Buttmann's Grammatik und dann Xenophon's Anabasis unermüdlich durcharbeitend und recht eigentlich das Kleinste und Aeußerlichste streng üben und festhalten. Fichte war für einen andern Weg eingenommen, ich sollte mit Homer anfangen, die Sprache ge-

schichtlich verfolgen und Geist und Wort gleichzeitig auffassen. Die Verschiedenheit der Ansichten zweier so bedeutenden und sonst einverstandenen Männer trat mir gleich zu Anfang verwirrend entgegen, doch entschied mein Urtheil und meine Neigung bald für den erstern Weg. Mehr jedoch als dieser Widerspruch schreckte und ängstete mich das, worin beide einig waren; das Griechische hat wahrlich seine Schwierigkeiten, und besonders für mich mußten sie groß sein, allein Bernhardi sowohl als Fichte hatten sie mir als ungeheuer vorgestellt, und weil ich auf dem strengen Wege des nur allmähligen Fortrückens lange Zeit ohne Uebersicht des Folgenden blieb, so lag dieses wie ein furchtbarer Alp auf mir, unter dem ich schwer und bang athmete und oft ganz verzweifelte. Auf diese Weise brachte ich in großer Qual und Anstrengung der Vorstellungen mehrere Monate hin, die ich fröhlichern und bessern Muthes überstanden hätte, wenn ich weniger geschreckt und meine Erwartung mehr auf das Maß, welches ich später durch Erfahrung erhielt, gestellt gewesen wäre. Indeß war die Freude, die Sache leichter zu finden, dann auch um so größer, und die frühere Vorstellung hatte meinen Fleiß nur um so mehr gespornt.

Als willkommene Erfrischung in dieser trocknen Arbeitsmühe kam aus Berlin der verspätete, aber noch endlich dem Drucke fertig entwundene zweite Jahrgang des Musenalmanachs mir zu. Die Beiträge der früheren Theilnehmer bezeugten ohne Zweifel manchen Fortschritt, das Steigen unseres poetischen Vereins aber that sich bedeutend in den neuen Theilnehmern dar. Koreff, Karl von Raumer, Augusta Klaproth und Wolfart waren hinzugekommen, Theremin hatte seinen Namen genannt, unsren Stolz und Ruhm aber krönte, daß Fichte selber mit vier Gedichten in unsrer Reihe stand. Der Almanach war diesmal in ordentlichen Verlag gegeben, es fehlte nicht an den Hülfsmitteln der Verbreitung, auch kam er in den Tagesblättern genug zur Sprache, aber im Buchhandel konnte er, gleich dem vorigen, zu keinem Leben gelangen. Seine Wirkung war dennoch in einem weiten Kreise nicht unbedeutend und mehrte bei solchen Poetisch-

gesinnten, welche dem neuern Wesen ihren Sinn oder ihr Herz eröffnet hatten, unser Ansehn und unsre Verhältnisse.

Einige Bekanntschaften von höherer Anregung hatten inzwischen auch in meinem nächsten Bereiche sich aufgethan, und es kamen die poetischen und überhaupt die litterarischen Interessen bei Gelegenheit des grünen Büchleins nur um so lebhafter zur Sprache. Am eifrigsten und am hingegebensten zeigte sich Heinrich Julius, der nach einer in Berlin bei Feßler überstandenen Erziehung nun im väterlichen Hause bequem seine Kenntnisse erweiterte, bis er zu seiner Zeit irgend einen Lebensentschluß fassen würde. Er studirte später in Heidelberg Medizin und hat sich in der Folge durch seine Arbeiten zur Verbesserung der Strafanstalten und Gefängnisse bekannt gemacht. Sein Eifer hatte aber damals schon etwas Unerquickliches und Kaltes, indem er mehr das Aeußerliche der Litteratur bemerkte und gleichsam registrirte, als daß er selbstthätig im Innern mitgelebt hätte; auch zu seinem nachherigen eifervollen und katholisirenden Christenthume würde ein Kundiger vielleicht den Keim schon damals erkannt haben. Er hatte weder Arg noch Dünkel, und hierin stand ihm sein Freund Adolph Schlesinger weit nach, der mit einigem leichten Talent und geringen Kenntnissen die eitelste Klugheit und borstigste Anmaßung verband. Durch vielseitige Bildung und feines, sichres Betragen zeichnete sich der holländische Geschäftsträger Reinhold aus, den ich schon in meiner Knabenzeit als jüngern Bekannten meines Vaters gesehen und jetzt wieder aufgesucht hatte. Mit alter und neuer Litteratur war er vielfältig vertraut, er las unaufhörlich und dichtete leicht und schnell. Den Petrarca hatte er, indem er ihn bloß lesen wollte, nebenher zugleich übersetzt, jedes Stück in derselben Reimweise, treu und glatt, und dies in der unglaublich kurzen Frist nur eines Jahres. Aehnliche Versuche betrafen auch griechische und englische Dichter, alles aber nur zur eignen Ergötzlichkeit, ohne vor dem Publikum damit auftreten zu wollen. Dies letztere entschuldigte bei mir jedoch keineswegs den Mangel tief durcharbeiteter Gründlichkeit, die ich überall anforderte. Als ein heitrer gefälliger Mann suchte er soviel als möglich auf meine Schlegel'schen Kanones

der ästhetischen Schätzung einzugehen, schauderte aber doch alsbald und bekannte sich lieber als Eklektiker, der bei all und jedem, und also gewiß auch bei Schlegel, das Gute anerkenne, aber leider auch dem größten Genie bisweilen Unwerthes nachzusehen habe. Er hielt besonders auch auf die französische Litteratur und pries mir lebhaft die Briefe der Frau von Sevigné, in deren Lesen er mit seiner Schwester gerade begriffen war. Ich hatte jedoch für die reizende Ursprünglichkeit dieser lebensvollen Frau, in welcher die rasche Wahrheit zur geistreichen Laune wird, weder den erforderlichen Sinn, noch die zu ihrem besseren Verständniß nöthige Kenntniß ihrer Zeit, und las lieber den Roman Faublas von Louvet und die Liaisons dangerenses von Laclos, worin das Schlüpfrige mir gleichgültig oder sogar widrig war, aber die Behandlung mich anzog und denen eine ähnliche Protestation, wie die in der Lucinde, gegen das Gemeine und Falsche eines bloßen Schlendrians sittlicher Vorstellungen zum Grunde zu liegen schien. Wegen Schiller führten wir große Streitigkeiten, Reinhold liebte ihn heftig, auch mir galt er wahrlich sehr viel, aber mein Urtheil war durch die Schlegel'schen Aussprüche befangen, und ich glaubte an deren Richtigkeit, selbst gegen mein Gefühl. Wollte dann Reinhold wieder die Schleiermacher'sche Uebersetzung des Platon nicht gelten lassen, sondern darin die Anmuth und Heiligkeit des göttlichen Philosophen vermissen, so bemüht' ich mich vergebens, das Gegentheil darzuthun. Wir lebten in stetem Widerspruch, und doch eigentlich in bester Eintracht, Reinhold's ächtes und edles Gemüth, sein festes Maß und sein frischer Geist übten immer die versöhnlichste, mildeste Wirkung auf meinen oft irrig eingenommenen und leidenschaftlichen Sinn.

Wilhelm Tischbein war aus Neapel, wo er lange Jahre als Direktor der Mahlerakademie in angesehenen und glücklichen Verhältnissen gelebt, der Kriegsunruhen wegen nach Deutschland zurückgekehrt, und hielt sich abwechselnd in Eutin und in Hamburg auf. Er verabscheute den Norden, fand diese Länder eigentlich nur für Bären bewohnbar, sehnte sich täglich nach Neapel zurück und bejammerte sein und so vieler

liebenswürdigen und edlen Menschen Geschick, die gleich ihm verdammt wären, in diesem winterlichen Klima zu leben, pries sich und sie aber doch glücklich, hier wenigstens Ruhe und Ordnung des bürgerlichen Lebens zu finden, die freilich in jenem von der Natur begünstigten Lande fehlten, nicht nur jetzt, sondern auch schon vorher, ehe noch die französischen Revolutionsstürme dort eingedrungen. Er war in seinem Benehmen und in seinen Aeußerungen sehr eigenthümlich, seine große Lebenserfahrung resumirte sich gern in Bildern und Sprüchen, die er dann humoristisch auslegte, mit oft grillenhafter, doch immer sinnvoller Laune, die gern didaktisch wurde, ohne je langweilig zu werden. Für seine Jahre — er stand in den Fünfzigen — war seine Liebenswürdigkeit noch jugendlich, und die Empfänglichkeit seines Herzens wollte sich nicht verbergen. Ich lernte ihn und seinen Neffen, den Mahler Unger, in besonders günstiger Weise kennen. Wir trafen in einer Familie zusammen, wo Tischbein von der Anmuth der Dame des Hauses lebhaft ergriffen war, aber auch bald bemerkte, daß andre Beeiferungen schon begünstigt wurden. Der Aeltere suchte den Jüngern nur leise zu bekämpfen, nur so weit, um abnehmen zu können, derselbe stehe auf sichrem Boden, und schloß sich dann freundlich dem Mitbewerber an, machte ihn geltend und erhob ihn soviel er konnte. Ich habe später diese Erfahrung in andern Beispielen noch oft wiederholt gesehen, und es scheint in solchem Benehmen ein gutmüthiges Selbsterkennen doch mit einiger Arglist wunderlich gemischt zu sein; damals aber empfand ich nur den Vortheil davon, und ließ mir ihn wohlgefallen. Wenn Tischbein von Neapel erzählte, von der reichen Natur und dem üppigen Leben, von den Geschichten des Hofes und den Sitten des Volkes, hörten wir ihm stets mit Vergnügen zu; weniger Beifall erwarben seine Lehren in Betreff der Thierphysiognomieen, auf welche er die menschlichen Gesichter zurückführen wollte, und dabei den Einen von uns ohne weiters als Schaf den Andern als Hund, den Dritten als halb Schaf halb Esel bezeichnete, ohne mit diesen Namen im geringsten einen Schimpf verbinden zu wollen, der aber in der Schadenfreude der Anwesenden doch

immer nahe genug schwebte. Aeußerst unterhaltend war das Durchmustern der Zeichenbücher, in die er wie seine großen Naturanschauungen und ernsten Stimmungen auch seine geistreichen Launen und Einfälle, seine seltsamen Anblicke und Begegnisse, mehr oder weniger flüchtig eingetragen hatte und in deren Erläuterung und Nutzanwendung er unerschöpflich war. Goethe hatte unternommen, mehrere Darstellungen dieser Zeichenbücher mit anmuthigen Reimen zu begleiten; dieselbe Gunst erbat nun Tischbein auch von unsrer Dame, die vergebens betheuerte, sich dergleichen nicht anmaßen zu dürfen, sie mußte wirklich die Feder nehmen, und wurde der lästigen Aufgabe nur dadurch frei, daß sie merken ließ, sie würde sich von mir helfen lassen; von dem Augenblick an war von der Sache nicht mehr die Rede. Wir besuchten Tischbein auch öfters in seiner Wohnung, um seine größeren Gemählde zu sehen. Sein neuestes, damals noch nicht fertiges Bild, Ajax und Kassandra, erregte allgemeine Bewunderung, besonders wurde Zeichnung und Färbung des reinen und zarten Leibes der Kassandra höchlich gerühmt; mir aber mißfiel, daß der Künstler einen gradezu sinnereizenden Eindruck darin beabsichtigt zu haben heimlich eingestand, und ich verhehlte nicht, daß mir das ganze Bild, wenn auch die technische Meisterschaft darin noch so sehr zu rühmen sei, als eine schwache Komposition und ohne innere Nothwendigkeit erscheine. Zu einem so verwegenen Urtheil hielt niemand mich berechtigt, und ich wurde übel dafür angesehen; man erblickte darin einen Ausbruch jener göttlichen Frechheit, zu welcher die Schlegel'sche Schule sich bekannte, und dieser sollt ich nun einmal angehören! Tischbein, dem schon meine Stummheit und Kälte vor seinem Bilde verdrießlich gewesen, erhielt einige Kunde von meinem frevelhaften Tadel, und die geringe Anziehung, die zwischen uns Statt gefunden, schwand nun völlig. Ich sah ihn noch öfters wieder und erkannte gern seine großen Vorzüge in Kunst und Leben, so oft sie mir als solche einleuchteten; allein mein aufrichtiges unbefangenes Gefühl für bösen Trotz und willkürliche Laune ausgegeben zu sehen, regte mich gegen die Andern auf, welche selber willkürlich und eigensinnig mir solcherlei beimaßen.

Der bedeutendste Mann, welchen ich in dieser Zeit sah, war ohne Zweifel Doktor Veit, ein von Breslau gebürtiger, in Hamburg ansässiger Arzt. Zwar verhielt er sich zu meinen medizinischen Vorstellungen fast eben so, wie Reinhold zu meinen poetischen; allein er hatte strengwissenschaftlichen Grund und Geist, und sein tiefer gebildeter Verstand führte ihn sicher und fest auch in Gebieten, die nicht gerade die seinigen waren. Ein Aufsatz von ihm über Pascal, auch manche mündliche Erörterungen gaben mir einen hohen Begriff von seiner Einsicht, desgleichen mußt' ich in ihm den Arzt dankbar verehren, gleichwohl ermaß ich seinen vollen Werth damals nicht, woran zum Theil seine unangenehm scherzhafte und etwas mephistophelische Manier Schuld war, die ihn als Hausarzt am wenigsten kleidete und ihm noch oft genug völlig verunglückte. Daß ich in ihm einen Jugendfreund Rahel's zu schätzen und seine gehaltreichen, mit ihr gewechselten Briefe aufzubewahren haben würde, lag in jener Zeit ungeahndet verborgen.

Eines neuen Zweiges der Familie Mendelssohn muß ich hier auch gedenken. Der jüngere der beiden Brüder, Abraham Mendelssohn, kam von Paris, holte sich eine Berlinerin, Lea Bartholdy, zur Gattin und zog mit ihr nach Hamburg, wo er an der Handlung des ältern Bruders Joseph, Theil nahm. Die Bildung des jüngern Paares zeichnete sich vortheilhaft aus und ihr entsprach ein redlicher und wohlwollender Karakter, der sich in der Folge gleich den übrigen Eigenschaften in wachsendem und gedeihendem Familienleben nur immer reicher entwickelte.

Ein helleres Licht strahlte mir auf, als Fr. H. Jacobi im Februar 1805 zum Besuch von Eutin nach Hamburg kam. Er stand im Begriff, Holstein zu verlassen und sich nach München zu begeben, wohin er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit ansehnlicher Besoldung berufen war. Wollte ich den berühmten Landsmann noch sehen, der, schon ein Dreiundsechziger, aus dem nördlichen Deutschland für immer sich entfernte, so durfte ich diese Gelegenheit nicht versäumen. Mehr aber als der Landsmann reizte mich in ihm der mit Fichte in Verkehr stehende, der von Fichte im

Leben Nicolai's hocherkannte Geistgenosse, der Freund von Goethe, von Voß, von J. P. Richter und so vielen Andern. Ich faßte mir ein Herz und ging zu ihm. Mit ungemeiner Liebenswürdigkeit nahm er mich auf, er hatte meinen Vater kaum, aber noch sehr wohl meinen Großvater gekannt; meine Beziehung zu Fichte und mein Eifer für die neuere Poesie regten sein besonderes Interesse und ich darf sagen seine lebhafte Neugier auf, denn es war das erstemal, daß ihm ein Jünger aus jenem Kreise persönlich vor Augen stand, und dieses lebendige Beispiel gab ihm einen offnen Blick in diese Zustände und Gesinnungen, von denen so viel Abentheuerliches im Schwange ging, und in sein eignes Verhältniß zu denselben, wie er denn kaum erwartet hatte, dort noch so gut zu stehen und so gerechnet zu werden, wie es aus mir hervorleuchtete. Er führte mich zu seinen beiden Schwestern, in welchen mich die niederrheinische Natur stärker ansprach, als in ihm, der in allgemeiner geistiger Bildung das Oertliche oder Provinzielle mehr überwunden hatte. Da er bei Sieveking's im Hause wohnte, so wurde ich seinetwegen daselbst eingeladen, wo ich mich in einer großen gemischten Gesellschaft von Herren und Damen fand, aber nicht ahndete, daß ich es war, auf den diese Versammlung ihr Augenmerk vorzüglich richtete. Denn Jacobi hatte das Wunder erzählt, daß er unvermuthet einen Landsmann gefunden, der noch nicht lange von Berlin gekommen und ein eifriger Schlegelianer sei, und nun hatten es die Andern recht eigentlich darauf angelegt, mich auf die Probe zu stellen. Jacobi redete mich über Tisch bei allgemeiner Stille mehrmals sehr liebreich an, und gab mir Anlaß mancherlei Urtheile zu äußern, weitre Gespräche verknüpften sich damit, und wiewohl alles in bester Gestalt und ohne eigentliches Gefecht ablief, so hatte das Ganze doch etwas von kriegerischer Demonstration, bei welcher man die Truppen, die sich schlagen könnten, wenigstens hin und her rücken läßt. Mir fiel aber gar nichts bei der Sache auf, und mir ahndete nichts von der gefährlichen Rolle, in die man mich gestellt hatte. Ich war freimüthig wie immer, und bescheiden aus wahrhafter Achtung.

Erst viele Jahre nachher sagte mir Perthes, der auch zugegen und im Geheimniß gewesen, daß man mich habe auf's Korn nehmen und zum Uebermuth verleiten wollen, da man denn nachher um so leichter mich würde in Verwirrung und in mir die Schlegel'sche Schule zu einer Niederlage gebracht haben. Aber Perthes meinte, ich habe mich damals vortrefflich aus der Sache gezogen, mit solcher schicklichen Haltung und gemessenen Gewandtheit, daß man mir nichts anhaben gekonnt, sondern mit Verwunderung mich habe gelten lassen. Er fügte hinzu, ich hätte schon damals meinen Beruf als Diplomatiker völlig bewährt. Wenn ich dieses Lob einmal annehmen soll, so trägt lediglich meine Unbefangenheit davon die Ehre, denn ich kann betheuern, daß ich weder Absicht merkte, noch hatte; und diese Wirkung einer Eigenschaft, an deren Statt man meistentheils lieber Klugheit voraussetzen will, habe ich noch oft zu meinem großen Vortheil, aber auch nicht selten zu meiner gänzlichen Verkennung erfahren müssen.

Bei wiederholten Einladungen und vertraulichern Gesprächen konnte ich Jacobi'n meine ganze Lage umständlich aufdecken. Er bewies mir väterliches Wohlwollen, versprach in München, wo sich ihm so mannigfacher Einfluß eröffne, an mich zu denken und hielt nicht für unmöglich, daß ich als geborner Pfalzbaier von der dortigen Regierung für meine Studien unterstützt würde. Vor allen Dingen ermahnte er mich zum Fleiß, um, nach Seneca's Spruch, mit der Eile der Zeit durch die Schnelligkeit ihrer Benutzung zu wetteifern. An meinem Verlangen zum Griechischen nahm er um so erregtern Antheil, als er sich in gleichem Falle mit mir befand, und den Mangel ausreichender Kenntniß dieser in neuere Bildung stets gewaltiger eingreifenden Sprache mit jedem Jahre schmerzlicher empfunden und nie ersetzt hatte. Mein Bemühen fand seinen ganzen Beifall, aber es dünkte ihn zu hart und schwer, ohne fremde Hülfe durch die Anfangsgründe sich durchzuringen, er machte mich mit dem Professor am Gymnasium und Direktor der Johannisschule, dem erst kürzlich von Kloster Bergen hieher versetzten Doktor Gurlitt bekannt und hoffte, es werde sich mit dem trefflichen

gelehrten Mann ein Unterricht irgendwie verabreden lassen. Bald nachher reiste Jacobi nach München ab, und ich habe ihn nicht wiedergesehen, noch mit ihm eine weitere Verbindung gehabt. Der edle Eindruck aber seiner schönen hohen Gestalt, der geistreich milden Gesichtszüge, der eindringlich angenehmen Rede und der würdigen und feinen Weltbildung kann mir niemals erlöschen. In seiner Erscheinung war die Vornehmheit eines Weisen und eines Staatsmannes vereinigt, wobei doch sein Gemüth einige Neigung verrieth, die auf einen, weder dem Geiste noch der Leidenschaft nach, völlig beruhigten Zustand deutete, welchen er gleichwohl in sich zu haben und nach außen darzustellen nicht aufgeben konnte. Sein persönlicher Umgang aber war so anmuthig und gewinnend, daß auch frühere Gegner, wie Tieck und Schleiermacher, ihren eignen litterarischen spöttischen Urtheilen zum Trotz bei späteren Besuchen in München als seine innigen Verehrer von ihm schieden.

Daß ich nicht früher daran gedacht, mich an Gurlitt zu wenden und durch seine Vermittlung Privatunterricht zu nehmen, dessen wenn auch noch so große Kosten in meiner jetzigen Lage reichlich vorhanden waren, läßt sich schwer begreifen; allein mir war es ungeprüft als eine Unmöglichkeit vorausgesetzt, daß in Hamburg noch außer Gurlitt ein tüchtiger Lehrer des Griechischen sein sollte, und für Privatstunden hätte sich in der That nicht sogleich Auskunft gefunden. Gurlitt schlug mir auch einen andern Weg vor. Er hatte als erfahrner Schulmann mein Bedürfniß schnell übersehen und meinte, die Hauptsache sei, mir baldigst und gründlich über das hinwegzuhelfen, was die Knaben mit Leichtigkeit und Erfolg mechanisch lernen und einüben, was aber ältere Personen, eben weil sie es anders treiben, nur höchst schwierig und unvollkommen sich anzueignen pflegen. Der Vortheil der strengen Schule, behauptete er, lasse sich nur durch sie selbst erlangen, und er rieth mir, sie durchzumachen, und mich unter die Knaben auf die Schulbank zu setzen. Fast gegen seine Erwartung, aber zu seiner leuchtenden Freude, entschloß ich mich auf der Stelle dazu, machte mir vier Stunden wöchentlich frei, und besuchte in denselben die unterste griechische

Klasse, welche der Konrektor Biesterfeld hielt, ein alter, liebreicher und kundiger Mann, der sein Geschäft mit treuem Fleiß und stiller Hingebung führte. Mich kostete es gar keine Ueberwindung, aber auch gar keine, mich als Mitschüler in der Reihe kleiner Knaben zu finden, und im Lernen mit ihnen ganz gleich zu gehen. Die Andern aber konnten es nicht genug preisen, daß ich als Zwanzigjähriger, der schon selbstständige und ansehnliche Verhältnisse habe, Dichter und Schriftsteller sei, aus reinem Eifer für die Sache einen solchen Entschluß habe fassen können, und namentlich wußte Gurlitt seine Zufriedenheit und seinen Stolz, daß ihm dies zugekommen, nicht freudig genug auszudrücken, noch oft genug zu wiederholen. Der Erfolg rechtfertigte das Unternehmen glänzend, ich machte die schnellsten Fortschritte, und sah mich in die Geläufigkeit der grammatischen Formen und in das Lesen und Verstehen hineingekommen, ich wußte selbst nicht wie. Für meinen Eifer und Fleiß gab es keine Gränze, als die von meiner häuslichen Lage bedingte; diese jedoch drängte leider überall sehr nahe. Wirkliche Arbeit oder ernstliche Aufgaben des Leistens hätten mich beschäftigt und zerstreut, aber der gesellige Müssiggang, dem ich nicht entgehen konnte, drückte schwer auf mir, und ich wollte oft verzweifeln, wenn ich die schönen Tage mit Nichtsthun oder gleichgültigen Vergnügungen hingehen sah, und bei mir bedachte, was ich alles in solchen Stunden hätte thun können! Ganz mein waren nur die der Nacht, die ich redlich nutzte, so weit es meine Gesundheit erlaubte, deren öftere Störungen mich sehr quälten.

Mit den näheren Freunden unterhielt ich lebhafte Verbindung; daß aber Koreff und Theremin auf meine heißen Briefe nicht antworteten, betrübte mich sehr, spornte mich indeß auf der andern Seite, ihnen durch die That zu zeigen, daß ich ihres Antheils zum wenigsten würdig sei. Die herrlichste Freude war mir in dieser Zeit von Berlin her zugedacht. Neumann hatte durch den Sturz des Cohen'schen Hauses seine bisherige Stellung eingebüßt, des Lebens und Treibens mit Klaproth war er längst überdrüssig, und die Versuchung, denselben auf einer Reise nach St. Petersburg,

wohin er von der dortigen Akademie der Wissenschaften berufen war, zu begleiten, und von dort mit weiteren Reisen und Studien nach Asien vorzudringen, konnte ungeachtet der versprechendsten Aufforderungen nur gering sein, besonders nach der völligen Durchschauung eines Karakters, der in so vertrautem Zusammenleben sich keinen Zwang auferlegt, und in Betreff ernstlich zu knüpfender Verhältnisse die gerechtesten Bedenken und Zweifel nur gehäuft hatte. Neumann beschloß daher, sich von Klaproth zu trennen, und zugleich von Berlin wegzugehen, wo der Aufenthalt ihm verleidet, und ihm in keiner Art eine günstige Aussicht eröffnet war. Sein Vormund hatte ihm eben eine Summe von etwa tausend Thalern übergeben, mit welchen er nun schalten konnte, und wiewohl er entschiedenen Drang zu den Studien hatte, so glaubte er doch fürerst noch die Sicherheit seiner Gegenwart und Zukunft durch einigen Erwerb mehren zu müssen; er kam deßhalb nach Hamburg, und hoffte eine neue kaufmännische Beschäftigung oder auch eine Erzieherstelle zu finden, bis dahin aber seine Tage und auch nachher seine freien Stunden mir und den Büchern zu widmen. Er hatte sich in neuern Sprachen sehr gut umgesehen, und war besonders des Englischen und Italiänischen mächtig, in den alten aber sehr fremd, und ging daher besonders darauf aus, diese sich anzueignen. Gleichzeitig mit Neumann war auch Chamisso unruhig in seinem stockenden Militairverhältnisse geworden, und wünschte dasselbe, welches er noch hemmender fand als unsre Lagen, ebenfalls mit einem Lehreramte zu vertauschen, wozu sogar meine eigne Stelle, die ich über kurz oder lang aufzugeben schon gewiß war, in Vorschlag kommen durfte. Neumann aber, gedrängter zugleich und freier, entschied sich rasch, und kam gegen Ende des März nach Hamburg. Mit welchem Entzücken nahm ich ihn auf, welch erhöhtes Leben brachte mir seine Gegenwart! Jetzt war ich wieder in unmittelbarem Zusammenhange mit allem, was ich in Berlin gewonnen hatte, und alles, was mich in Hamburg umgab, wurde mir freundlicher. Auch er schien unser Zusammensein als ein Glück zu empfinden, und vermehrte dadurch das meinige. Er fand mich übrigens in dem angedeuteten Zuge

des Griechischlernens und säumte nicht, sich anzuschließen; ich führte ihn zu Gurlitt, der einen zweiten Schüler dieser Art mit freudiger Verwundrung aufnahm, und ihm denselben Gang, wie früher mir, anwies. — An eine Stelle zum Erwerb oder Unterkommen wurde nun nicht gedacht, sondern bei sparsamer Lebensart sollte vor allem jetzt das Lernen betrieben sein. Auch mit meiner Schwester, mit meinen Freunden und besonders mit der Familie Hertz machte ich ihn bekannt, und in der letztern konnte er an meinen geselligen Mußestunden, so wie an Landfahrten und Spaziergängen beliebig Theil haben. Da so viele Zeit nothwendig der Unterhaltung verbleiben mußte, welche keinen griechischen Spracheifer, wohl aber mancherlei Litterarisches in sich aufnehmen konnte, so ließen wir es an diesem nicht fehlen, lasen und besprachen Goethe, Tieck, Shakespeare, Cervantes, die Europa von Friedrich Schlegel und mit manchen andern Erzeugnissen auch die eines eben unter dem Namen Pellegrin auftauchenden Dichters, dessen Erstlinge August Wilhelm Schlegel herausgegeben hatte. Die Frauen des Hertzischen Hauses ließen sich dergleichen Gegenstände gern gefallen, eifrig aber ging meine Schwester darauf ein, welche mich schon an meinem Geburtstage mit einer Sammlung eigner Gedichte angenehm überrascht hatte, in welchen ein zarter, einfacher Sinn sich klar und glücklich ausdrückte.

Dieses harmlose Vereintsein strebender Freunde zu gemeinsamer Arbeit und geselliger Muße hatte kaum einige Wochen gedauert, als ein widriger Unstern, durch die bösartigste Nemesis herbeigerufen, unvermuthet dazwischenfuhr, und das begonnene Glück grausam zerstörte. Neumann hatte vor vielen Jahren, als er kaum zum Jüngling herangewachsen war, einen Muthwill verüben helfen, der die Juden gröblich zu verhöhnen beabsichtigte. In Berlin war die Sache längst vergessen, Neumann selbst würde sich der Knabenunart nur noch mit Scham erinnert haben, zumal er täglich in den besten jüdischen Häusern war, wo man ihn achtete und liebte. Ein Unhold aber, den der Zufall von Berlin nach Hamburg führte, neidisch und grimmig, daß Neumann im Hertzischen Hause gut aufgenommen war, hatte nichts Angelegneres zu

thun, als jene Geschichte mit aller Gehässigkeit aufzufrischen, und die größten Schmähungen damit zu verbinden. Wer es weiß, welche nicht zu verschmerzende Leiden sich den Bedrückten aus dem Hohne und der Rohheit des geringen und vornehmen Pöbels täglich erneuern, und welche fertig aufgehäufte, jedem neuen Funken entzündbare Empfindungen von Beleidigung, Schmach und Abscheulichkeit bei dem Worte „Risches", womit der Verfolgungshaß der Christen bezeichnet wird, sich in den gekränkten Gemüthern regen, der mag begreifen, wie in solcher Bezeichnung, die von so sprechender Thatsache unterstützt werden konnte, mein Freund unrettbar verloren war. Mit Schrecken theilte Fanny Hertz mir die Kunde von dem gehässigen Geklatsch mit, und den unvertilgbaren Eindruck, den dasselbe gemacht; sie gestand, hiergegen nichts zu vermögen, und ich selbst, des Bodens kundig, war weit entfernt, auch nur einen Versuch zur Ausgleichung zu machen, die ich im voraus unmöglich wußte. Ich sprach mit Neumann, und es war für ihn nichts übrig, als sich zurückzuziehen, und mich ferner nur auf meinem Zimmer, aber nicht mehr in der Familie zu besuchen. Der Schlag war hart für mich, er zerstörte die Ruhe und das Behagen meiner häuslichen Beziehungen, und wenn ich nach wie vor den größten Theil des Tages in ihnen zubrachte, so schienen mir die Stunden doppelt hingeopfert, erst dem Studium entzogen und dann der Freundschaft. Wir setzten indeß unsre Arbeiten und unsern Umgang wohlgemuth fort, und wenn Neumann die gewöhnlichen Zerstreuungen weniger mitmachte, so konnte er nur um so besser seine Zeit dem Fleiße zuwenden. In der That machte er schnelle Fortschritte, und als wir in den nächsten Monaten die untre Klasse verließen, um gleich in die erste einzutreten, nahm er an sämmtlichen griechischen und lateinischen Lehrstunden dieser Klasse Theil und besetzte seine Tage auf diese Art vortrefflich, während ich bei meinen vier Stunden wöchentlich stehen blieb. Gurlitt, der die meisten jener Unterrichtsstunden selbst gab, war außerordentlich mit Neumann zufrieden, und rühmte seinen Fleiß wie seine Fähigkeiten ungemein. Auch holte er mich im Lateinischen mit jedem Tage mehr ein, so großen Vorsprung ich

darin anfangs hatte, und im Griechischen behauptete er gleichen Schritt. Gegen Ende des Mai hatten wir eine Gelegenheit, unsre Fassung und Standhaftigkeit bei einer harten Anfechtung darzuthun. Die bisherigen ungünstigen Rezensionen unsrer Almanache hatten uns mehr oder minder verdrossen, aber nicht kränken dürfen, da sie von keinem Orte herkamen, den wir anerkannten, sondern im Gegentheil meist von solchen, denen wir zuerst uns als Feinde gezeigt. Wir trösteten uns mit unserm eignen Bewußtsein und mit der ausgesprochnen oder vorausgesetzten Zustimmung der Häupter, welchen wir als erwählten Führern angehören wollten. Die neue Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung, das Blatt, bei welchem Goethe an der Spitze stand, August Wilhelm Schlegel, Bernhardi und sogar Werner mitwirkten, und welches überhaupt als das Organ des raschen geistreichen Fortschreitens galt, hatte bisher über uns geschwiegen; wir dachten, wenn dasselbe nur erst von uns spräche, so würde damit unsre litterarische Empfehlung vollendet sein. Jetzt brachte die Jenaische Zeitung uns ihren Spruch, aber wie sollten wir überrascht werden! Nicht mit Einer Rezension, wie gewöhnlich, sondern ausnahmsweise gleich mit zweien, einer kürzeren und einer ausführlichern, durch zwei verschiedene in ätzender Schärfe wetteifernden Rezensenten wurden wir abgefertigt, für flache, talentlose Nachahmer der Schlegel erklärt, als abschreckende Beispiele der traurigsten Verirrung aufgestellt, gänzlich verworfen, und zuletzt noch durch ein Spottsonett grimmig verhöhnt. Das war mehr, als wir verdient hatten; in manchen Beschuldigungen war die Ungerechtigkeit offenbar, der Tadel auf äußern Schein begründet, z. B. die Bezeichnung einiger Gedichte in unserm Almanache durch Sternchen wurde für eine schlechte Nachäfferei des Schlegel-Tieck'schen Musenalmanachs ausgegeben, wo auch solche Sternchen vorkämen, wobei der Rezensent freilich nicht ahndete, daß jene wie diese gerade ein und dieselbe Person verdeckten, nämlich Fichte'n. Ich hielt die Litteraturzeitung selbst und bekam die Blätter ganz frisch von der Post. In solcher Lage befindet man sich wohl selten, wir sahen einander an, zergliederten das Gesagte und jemehr

wir Stoff darin zum Widerspruche fanden, um desto schlimmer stellte sich die Thatsache, daß wir gerade von dorther so arg mißhandelt waren. Unter den entfernten Freunden richtete diese geplatzte Bombe nicht geringe Verwüstung an, Koreff war höchst unwillig, Theremin konnte nach Jahren noch seine schmerzliche Empfindlichkeit nicht verläugnen, Robert verschwor in seiner Unlust alles fernere Druckenlassen, Chamisso war wenigstens arg verdutzt. Was mich über die Mißempfindung schneller hinweghob, war der Eindruck, welchen die Sache nach außen machen wollte. Ein Uebelwollender hatte sich die einzelnen Blätter am Tage ihrer Ankunft verschafft, und im Hertzischen Hause anonym abgegeben.

Der gute alte Hertz verstand so viel, daß uns darin sehr weh gethan sei, und wollte mit zarter Schonung alles in Stillschweigen vorübergehen lassen, Fanny Hertz war gleicherweise voll ängstlicher Sorge, bis ich selbst von der uns zu Theil gewordenen Geißelung zu reden anfing, und sie nun auch jene Bosheit und dieses Mitleid mir erzählen konnte. Das aber setzte mich gleich in gerüstete Verfassung, ich konnte jenen üblen Willen verachten, und bedurfte dieser bedauernden Schonung nicht; mit Heiterkeit bot ich den forschenden Blicken und lispelnden Gereden den überlegensten Trotz, und mir war wirklich so zu Muth, daß ich mich über das ganze Ereigniß ernsthaft und scherzend weit hinaussetzen konnte. Veit, der vielleicht mit etwas Schadenfreude mich gebeugt zu sehen erwartet hatte, und mich so guter Dinge fand, urtheilte gleich geringer von dem, was so wenig erschüttert hatte, und Reinhold lachte nur mit uns über die uns widerfahrne Ehre. Denn auffallend zeigte sich von den bösen Rezensionen durch Rückschlag sogar eine günstige Wirkung, wo wir sie am wenigsten erwartet hatten. Richtung und Gang der neuen jenaischen Zeitung waren keinesweges allgemein gebilligt, geheim und öffentlich standen dem neuen Geiste viele durch Gelehrsamkeit und Würden achtbare Männer entgegen, und weit entfernt, daß wir z. B. bei Gurlitt durch den Tadel von Jena her verloren hätten, stiegen wir dadurch bei ihm, und der alte wackere Ebeling meinte, daß

wir zu gut wären, um der neuen Schule anzugehören, und uns derselben nun völlig entschlagen sollten.

Aber ganz und gar nicht war das unsre Meinung. Ein Brief von Friedrich Schlegel aus Köln erfrischte und bestärkte in dieser Zeit noch mehr das Vertrauen, welches uns nach dieser Seite zog. In einem Hefte der Europa hatte Schlegel die litterarische Anfrage ergehen lassen, ob und wo die deutsche Uebersetzung, welche Adam Olearius, wie die Vorrede zu Meninsky's Lexikon erwähne, von dem Gulistan und Bostan des Dichters Saadi aus Persien mitgebracht habe, vielleicht handschriftlich noch vorhanden sei? Der Zufall aber hatte mich diese Uebersetzung gedruckt auffinden lassen, und ich nicht versäumt, dies zu melden, indem ich zugleich unsern Almanach übersandte und von unsern Bestrebungen umständlichen Bericht gab. Hierauf nun antwortete Schlegel sehr freundlich und wohlmeinend, billigte unsre Studien, weniger unsre Poesie, indem er, wie schon früher Fichte, statt kleiner lyrischen Stücke, bei welchen noch überdies die Gefahr walte, daß sie nach und nach bloß Wiederholungen ihrer selbst würden, größere Arbeiten verlangte; und wiewohl seine Worte eher abschreckend als aufmunternd zu deuten waren, so dankte ich sie ihm der ernsten Meinung und des gewichtigen Inhalts wegen doch von ganzem Herzen, und fand mich durch solchen Zuspruch mehr geehrt, als durch Schmeichelei oder Schonung. Der Brief wurde auch den Freunden emsig mitgetheilt und von allen hoch aufgenommen, hatte jedoch in Betreff unsrer Gedichte keinen hemmenden Einfluß, wir machten lyrische nach wie vor, jenachdem der Tag sie gab und erlaubte, und verschoben größere Plane auf künftige Zeit.

Durch Neumann's Fortschritte wurde mein eigner Eifer bis zur Ungeduld angeregt, und empfand um so peinlicher die Schranken, welche ihn seinen vollen Lauf zu nehmen hinderten. Auch Neumann's Trennung von dem Hause, wonach mir nur die Wahl blieb, mich mit ihm auf mein Zimmer zurückzuziehen, oder in der Familie verharrend, ihn zu entbehren, ließ eine täglich wiederholte Störung empfinden. Unter diesen Umständen reifte der Entschluß, auf welchen

ohnehin gleich von Anfang alles gezielt und seitdem auch wirksam eingeleitet war; Fanny Hertz hielt es für unverantwortlich, daß mein wahrer und so tief gefühlter Beruf mir noch verkümmert bliebe, da die Bahn jetzt nach Wunsch eröffnet sei, und nach innigen, bewegten Gesprächen, welche den Schmerz, aber auch den Muth des schönsten Wohlwollens offenbarten, wurde das Ergebniß festgestellt, daß ich das Haus baldigst verlassen sollte, um ganz den begonnenen Studien zu leben. Freilich war hierzu fürerst noch Hamburg der Ort, und ein fortgesetztes Zusammenleben uns noch gewiß; allein über die Bedeutung und nothwendige Folgenwirkung eines solchen Auflösens bisheriger Verhältnisse konnte man sich nicht täuschen, so wenig wie darüber, daß dieses halbe Scheiden ein späteres ganzes nur schneller herbeiführen helfe. Durch die schmerzlichen Empfindungen einer ächten Anhänglichkeit wurde jedoch der vernünftige Entschluß nicht wankend, und seiner Ausführung konnten wir auch unter wehmüthigen Thränen, doch mit Freudigkeit entgegenblicken. Das ganze Haus hatte an dieser Gefühlsweise mehr oder minder Theil, Alle waren betreten, traurig und dabei voll guter Wünsche für mich, der alte Jakob Hertz weinte wie ein Kind, und sagte, er hätte gewünscht, mich nie weggehen zu sehen, da mein Glück aber auf andrer Bahn liege, so hoffe er nur, ich würde nie aufhören, sein und der Seinigen Freund zu sein. An eine Wiederbesetzung meiner Stelle wurde nur obenhin gedacht, einige schon früher in Anregung gebrachte Vorschläge fanden keinen Eingang, man konnte eine Pensionsanstalt einstweilen versuchen, was mancherlei Gründe empfahlen, da sich im Hause trotz aller Sorgfalt noch immer zu viel des alten Judenthums fand, von dem die Kinder um jeden Preis frei bleiben sollten. So lagen diese Sachen, und die Trennung war ausgesprochen und nahe, als ein sonderbares Walten noch unvermuthet schleuniger sie hervorrief. Mitten in so vieler Zuneigung und Theilnahme hatte sich ein Dämon thörichten Haders für einen Augenblick einnisten können, ein rasches Anerbieten wurde eben so rasch angenommen, durch Zufall befestigt, und ich schied gleich an demselben Tage noch. Die Heftigkeit, mit der das geschah,

that der innigen Freundschaft, welche nach allen Seiten bestand, keinen Eintrag. Der alte Hertz bat mich mit Handschlag und Thränen, schon am nächsten Tage sein Gast zu sein, und so fortzufahren, wie und wann ich wollte. So geschah es auch, und es vergingen, so lange ich noch in Hamburg war, selten zwei, drei Tage, ohne daß ich die Familie besucht und einen Theil meiner freien Stunden so dort zugebracht hätte, als gehörte ich nach wie vor dem Hause an.

Ich zog bei Neumann ein, und wir befanden uns zwar in einiger Enge, aber doch ganz gut. Ungehemmten Eifers warfen wir nun uns mit allen Kräften auf das Griechische, und nahmen jede Gelegenheit wahr, die sich unserm Verlangen darbot. Wir ließen uns förmlich zu Mitgliedern des Gymnasiums aufnehmen, besuchten aber hauptsächlich die Lehrstunden des Johanneums. Zum erstenmale genoß ich frei und ungetrübt das hohe Glück, ohne Hemmung noch Ablenkung die herrlichen Geisteswege zu durchschreiten, zu welchen heiße Neigung und tiefes Bedürfniß mich schon so lange Zeit hindrängten, wie keine Jugendleidenschaft es heftiger zu andern Gegenständen gekonnt hätte. Die schönen Sommertage waren es jetzt mir dadurch erst recht, daß ich dem Freunde gegenüber, im Genuß aller Lockungen des lichten und milden Wetters, aber durch noch höheren Reiz gefesselt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend angestrengt über den Büchern sitzen konnte, und ich empfand in dem beharrlichen, nachdrücklichen Fleiß eine Befriedigung, ein Wohlsein und Gedeihen, wie sie nicht oft im so vielfach gestörten Leben erreicht werden. Die Wochen, welche uns auf diese Weise dahinflossen, gehören gewiß zu den besten, die wir verlebt haben. Warum konnten sie nicht ungehemmt so fortdauern und sich zu Jahren aufreihen? Weiß der Himmel, was hier dem klaren Aether sich wieder als Streifgewölk einschleichen durfte, aber dieser Zug von Tagen wollte sich nicht in's Unbegränzte fortführen lassen. Nicht daß wir aufgehört hätten, fleißig und eifrig zu sein, keineswegs! Aber der frische grade Hauch, der in unsre Seegel blies, der uns rasch und freudig auf hoher Fluth unsren Sternen zuführte,

dieſer Glückswind, der zugleich in und um uns wehte, hatte etwas von des Wetters Wandelbarkeit, wie er von deſſen Schönheit hatte. Der Erfolg würde außerordentlich geweſen ſein, hätten wir ſo fortfahren können, denn zum Erſtaunen ſahen wir uns die ſchäumenden Wogen durchſchneiden und die Strecken des Weges hinter uns laſſen; ich kann ſagen, daß dieſer Ruck mir für alles weitere Studium den eigentlichen Durchbruch gegeben. Wir hatten Uebungen im Lateinſchreiben, hörten Vorträge über den Cicero vom Redner, über den Livius, dann über Homer's Ilias, über den Herodotos, und bald auch über den Pindar, die Satyren des Horaz und den Plutos des Ariſtophanes. Wir waren ſolchergeſtalt auf einmal mitten in das Wogengedränge des Alterthums verſetzt und mußten wacker arbeiten, um ſchwimmend im Strom zu bleiben. Gurlitt hatte ſeine Freude daran, und half uns wohlwollend und einſichtsvoll mit Rath und That. Der Homer war mir nach Inhalt und Farbe nicht mehr ſo neu, daß ich ihm eine erſte Liebe jetzt erſt hätte zuwenden können, aber ein wachſendes Verſtehen im Zauber dieſer herrlichen Sprache und im Reize der beflügelten Hexameter ſich anzueignen, war eine beſtändige Luſt, ein überbelohntes Bemühn. Stärker noch zog diesmal der gute Herodotos meine Neigung an, den ich zuerſt hier und gleich in ſeiner urſprünglichen Anmuth und Lieblichkeit kennen lernte. Die Erzählung des griechiſchen Freiheitskrieges gegen die Perſer entzückte mich, ich eilte aber der Schule, wo dieſer Abſchnitt grade geleſen wurde, weit voran und ſuchte in den Autor von mehreren Seiten zugleich einzudringen, wozu ich mir auch die Weſſeling'ſchen und Valckenaer'ſchen Anmerkungen, in welchen ich das eigentlich philologiſche Weſen näher beſchauen lernte, zu Hülfe nahm. Mit dem Lateiniſchen mocht' ich mich weniger befaſſen, und die gebildeten Horaziſchen Sermonen wurden neben den gewaltigen Griechen mir faſt peinlich.

Das Erſte, was den gleichmäßigen Gang unſres Fleißes und unſrer guten Stimmungen gewaltſam erſchütterte, war eine unerwartete Todesnachricht aus Berlin. Die reizende Karoline Lehmann hatte den Wünſchen ihrer Eltern nachge-

geben, dem alten Muzio Clementi ihre Hand gereicht, und mit ihm eine Reise nach Italien gemacht. Eben war sie nach Berlin zurückgekehrt, um ihre Niederkunft zu halten; sie brachte einen Knaben zur Welt, der am Leben blieb, während sie selbst in den Armen ihrer mütterlichen Freundin Madame Cohen unrettbar verscheiden mußte! Auch Fremde, welche nur davon hörten, widmeten dem traurigen Ereigniß und seinen näheren Umständen eine wehmüthige Theilnahme. Uns Freunden war es die schrecklichste Bestürzung; am schrecklichsten für Neumann, dessen tief im Herzen getragene Neigung ich erst jetzt erfahren sollte, indem ich den Auftrag erhielt, ihm die Nachricht schonend beizubringen. Ich benahm mich dabei auf eine abentheuerliche und gewagte Weise, führte den Freund und noch einen guten Gesellen, der uns grade genehm sein konnte, zu einer Abendgasterei, wie bisweilen in Berlin gepflogen worden, und wobei der süße Wein nicht gespart blieb. Wir sprachen dabei viel Ernsthaftes und Kräftiges, lasen auch mancherlei Gedichte, die Todtenopfer von Wilhelm Schlegel, die Euphrosine von Goethe, das Lied von Novalis: „Lobt doch unsre stillen Feste". Als die gespannte und ahndungsvolle Erregtheit die Spitze erreicht hatte, bracht' ich das Heil und Andenken aller uns Entschlafenen heftig aus, und nachdem Neumann zagend — denn er wußte, daß mir von Berlin ein Brief zugekommen war — angestoßen hatte, zerschmetterte ich die Gläser, sagte den Namen, dessen Andenken wir gefeiert hätten, und las nun den ganzen Inhalt des Briefes vor. Unaussprechlich war der Jammer, wir brachten den Unglücklichen unter Wehklagen heim. Die Geliebte war ihm, so lange sie noch lebte, nicht völlig geraubt gewesen, jetzt erst fühlte er sie ganz verloren, und drückte dies herzzerreißend aus. Eine ganze Nacht durchwimmerte er, bis ihn am Morgen der Schlaf überwältigte. Dann aber konnte er sich gekräftigt aufrichten, der Schmerz hatte seine höchste Gluth gehabt, gegen welche körperlich und geistig ein schmerzlinderndes Opium im voraus genossen war, und so dauerte er nur noch in schweigender Wehmuth fort, keine Klage tönte mehr, und mit neuem Entschlusse, dem bald Heiterkeit folgte, wandte sich der Sinn zu erhöhtem Fleiß und Geistesstreben.

Hinterher mußt' ich mich wohl fragen, ob ich nicht in dem kühnen Wagnisse, das zwar den wirksamsten Erfolg und den innigsten Dank erwarb, dennoch freventlich mit dem Freunde gespielt? und mir ist noch jetzt nicht wohl dabei, wenn ich mir die Sache in ihrer nicht zu läugnenden Trübheit vergegenwärtige; allein ich muß zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich eigentlich keiner Ueberlegung folgte, und von jeder Aufführung eines Spieles weit entfernt war, sondern durch Verlegenheit und Umstände schrittweise getrieben wurde, und nur das Ausgehen bestimmt gewollt, und das Vorlesen auf gut Glück bereitet hatte. Der Begleiter und Zeuge, welchen der Zufall herbeigezogen, und dessen antheilvolle und doch fremdhafte Gegenwart nur zum Maßhalten wirkte, war Löbell, ein Bekannter Neumann's aus Berlin, der kürzlich dorther gekommen war, begeistert von Fichte's Philosophie und von den Alterthumsstudien, denen zu lieb er auch bald wieder von Hamburg, wo für seine sonstigen Zwecke keine Aussichten waren, nach Halle abging.

Wir konnten mit den zahlreichen Mitschülern nicht täglich zusammen sein, ohne alsbald diejenigen unter ihnen ausgefunden zu haben, mit denen eine geistige Annäherung möglich war. Diese gelehrte Schule hegte in ihrer stillen Tüchtigkeit mehr wackern und ausgezeichneten Geist, als wir je vermuthet hätten. Zuerst habe ich Karl Sieveking zu nennen, den jetzigen Syndikus seiner Vaterstadt, der schon damals durch seine Bildung und vielfache Kenntnisse sich bemerkbar machte, so z. B. hatte er zu Lust und Uebung eine Tragödie des Aeschylos metrisch übersetzt; ferner Middeldorpf, der jetzt Professor der Theologie in Breslau ist, und schon damals seine Vorliebe für das Hebräische zeigte; dann wäre Emanuel zu nennen, der später ein tüchtiger Schulmann im Preußischen geworden, Noodt, erst Prediger in Berlin und dann in Hamburg, Moldenhawer, Arzt in Berlin und manche Andere. Doch wurden uns die meisten von diesen nur halbvertraut, wegen einer gewissen Nüchternheit, aus welcher sie nicht herauskonnten, und in die wir einzugehen keine Fähigkeit hatten.

Zu wahrhaft innigem Verein gelangten wir nur mit

David Mendel, einem ſtillen und ſcheuen Jüngling, der aber von tiefer Gluth erfüllt war. Aus Göttingen gebürtig, war er mit Mutter und Schweſter früh nach Hamburg gekommen, wo er mit der Ausſicht künftiger Unterſtützung für die Univerſität den Schulſtudien fleißigſt oblag. Sein Aeußeres war ganz vernachläſſigt; ob ſein Haar ordentlich, ſeine Wäſche rein, ſeine Hände geſäubert waren, kümmerte ihn nicht, ſeine Bücher und Papiere waren herumgeſudelt und zerfetzt, Dinte ſchwärzte ſeine Finger, die mit gleicher Unbeachtung in Oel oder Sand griffen, Lichtſchnuppe oder Poſtpapier anfaßten; von Kleidung wußte er nichts, ſeinen Hut trug er verbogen, wie der Zufall es wollte, Riſſe und Löcher bemerkte er nicht; Eſſen und Trinken war ihm wirklich nur ein gemeines Bedürfniß, das ſich mit jedem erſten beſten leicht befriedigte; hiebei im höchſten Grade kurzſichtig, ungeſchickt mit allen ſeinen Gliedern bis zur Unbrauchbarkeit, blöde und ſtockend im Geſpräch — was blieb dem armen Jungen übrig, für den die Sinnenwelt keinen Reiz, kein Vergnügen, keine Zerſtreuung, ja kaum einen Gegenſtand bot, als auf ſein Inneres beſchränkt in dieſem einen geiſtigen Erſatz für ſo viel Entbehrungen zu finden? Er war immer fleißig, weil er ſonſt wirklich nichts ſein konnte, und beſaß in den alten Sprachen große Geläufigkeit. Das Griechiſche hatte ihn auf den Platon geführt, und ſeit er dieſen gefunden, ſaß er nun und ſtudirte ihn unabläſſig, beſonders die Bücher vom Staat, deren Ideen er ganz in ſich aufnahm und verarbeitete. Es gereicht dem würdigen Gurlitt zur Ehre, und zeugt von dem beſſern Geiſte, der unter ſeiner Leitung die hamburgiſche ſtudirende Jugend beſeelte, daß David Mendel, bei ſolchem Aeußern und ſolcher Eigenheit, und dazu ein Jude, zwar hin und wieder zu Bemerkungen und Scherzen Anlaß gab, auch wohl manche Neckereien erfuhr, aber niemals böſen Muthwill oder kränkende Anſpielungen zu ertragen hatte, ſondern im Gegentheil wegen ſeines Wiſſens und Eifer wahrhaft geachtet wurde, worin die angeſehenſten und gerade nach außen ſtattlichſten Mitſchüler, wie Sieveking, das Beiſpiel gaben. Sein philoſophiſcher Eifer verband ſich leicht mit unſerm poetiſchen, beide waren in ihrer Unreife einander

ähnlich genug. Er zog uns in seine Platonischen Kreise hinein, und wir gewannen wenigstens an Kenntniß und Uebung des Griechischen, so wenig ihm selbst an der Sprache als solcher etwas gelegen war; dafür brachten wir ihm manchen Funken und Strahl aus der neueren Litteratur zu. Für den griechischen Staat, für die griechischen Religionsvorstellungen, überhaupt für das griechische Leben, war er leidenschaftlich eingenommen, eben so für die französische Freiheit und Gleichheit, von deren Erscheinungen er genug wußte, um sich als erklärten Anhänger der Girondisten zu bekennen, welche mit Geist und Tugend eine Republick gewollt und für ihre Idee größtentheils das Leben geopfert hatten. Das Christenthum verachtete er tief, als eine Religion demüthiger und knechtischer Gesinnung, die er auch an den Psalmen zu tadeln fand, deren Erhabenheit er nicht zugestehen wollte, so sehr auch Gurlitt sie in's Licht zu stellen und mit den Pindarischen Gesängen zu vergleichen sich bemühte. Dergleichen Besonderheit erregte Kopfschütteln, wie auch die ungemeine Liebe zum Platon zwar nachgesehen, aber doch als Schwärmerei mißbilligt wurde; sie dauerte jedoch beharrlich fort, und schloß nach und nach auch andre Philosophen, besonders die Pythagoräer, mit ein, von den Neuern Spinoza und Fichte. Niemals vielleicht war mehr spekulativer Drang bei weniger spekulativem Talent, denn im Grunde, wie die Folge gezeigt, mangelte dies ganz, und der heftige Trieb, welcher ein geistiges Bedürfniß befriedigen mußte, konnte sich gleich andern mit irgend was für Stoffen abfinden, die schon genügten, wenn nur für Gefühl und Geist eine gehörig würzhafte und berauschende Nahrung damit angeordnet war.

Unser poetisches Treiben blieb nicht hintangesetzt. Ein dritter Jahrgang des Grünen sollte erscheinen, und die Beiträge kamen von allen Seiten reichlich; wir sandten aus Hamburg außer den unsrigen auch von Reinhold und von meiner Schwester mehrere, in Berlin wurden ihrer ein paar von Bernhardi, sehr vorzügliche von Fouqué, unter dem Namen Pellegrin uns schon bekannt und geehrt, und selbst von dessen Gattin auch einige erlangt. Die Rezensionen hatten also weder uns abgeschreckt, noch Andere gegen uns

verschüchtert; im litterarischen Kreise standen wir nur günstiger, aber vom Publikum freilich noch immer sehr fern, so daß der Verleger nicht sonderliche Bereitwilligkeit zeigte.

Inzwischen waren die Ferien herangekommen, und wenn auch unser Fleiß darin keine Unterbrechung erleiden sollte, so entbehrte derselbe doch der gelehrten Leitung und Anregung. In dieser Zeit sahen wir oft sehnsüchtig nach Berlin, wo auch Fanny Hertz grade zum Besuch war. Im südlichen Deutschland entzündete sich ein gewaltiger Krieg zwischen Franzosen und Oesterreichern, auch in unseren Gegenden waren kriegerische Andeutungen und Gerüchte, und auf Preußens Entschließung harrte man in größter Spannung. Da kam unerwartet die Nachricht, das Regiment, in welchem Chamisso stand, habe Marschbefehl und werde an einem bestimmten Tage in's Feld rücken; wir konnten den Freund, wenn wir sogleich reisten, noch eben zum Abschied umarmen. Dies berechnen, unsre Bündel packen und den Postwagen besteigen, war Sache weniger Augenblicke. Wir kamen im schönsten Herbstwetter dort an, ich einen Tag später als Neumann, denn ein Abentheuer, das ich mir zugezogen hatte, zwang mich den Umweg mit Extrapostpferden über Potsdam zu machen, und eine junge, hübsche Frau von Wartenberg dort bei ihrem Gatten, der Offizier in des Königs Regiment war, abzuliefern, und selber für den Rest der Nacht bei ihm Quartier zu nehmen; eine seltsame Geschichte, die zu erzählen ohne große Weitläuftigkeit gar nicht gelingen und auch dann noch vielleicht nur mißverständlich gerathen würde. Wir kehrten bei Chamisso ein, wo wir durch andre Gäste das Zimmer zwar schon beengt, aber doch Raum genug für uns fanden. Ein Kandidat von der französischen Kolonie, Francesson, kam Abends und nahm seine Herberge bei Chamisso auf einem Strohlager, und Professor Bourguet, ein nicht ungeschickter Chemiker, aber durch Unordnung und Schulden verdorben, war schon zufrieden, auf einem Schemel in die Ecke gedrückt die Nächte sitzend durchzubringen. Den Tag über war niemand zu Hause, mit der Dunkelheit aber bevölkerte sich der Raum mehr und mehr mit uns seltsamen Nachtvögeln. Von dem Ausmarsche war es noch still, und

wir durften einigen Wochen ungestörten Zusammenseins glücklich entgegensehen. Wir eilten zu Madame Cohen, wo wir noch alles im vorigen Gange fanden, zu Eberty, Bernhardi, Fichte, der von Erlangen in Berlin zurückgekehrt war, zu den andern Freunden und Freundinnen, und des Wiederanknüpfens, Austauschens, Berichtens und Verabredens gab es die Fülle. Eberty hatte mich mit befangener Freude aufgenommen, eine noch größere Befangenheit mußte ich bei Fanny Hertz wahrnehmen, sie konnte einen störenden Affekt nur schlecht verbergen, und schmerzliche Wogen bedrohten jeden Augenblick ihre Fassung. Peinlich verzögerte sich die Gelegenheit sie allein zu sprechen, aber mit dieser trat auch der völlige Aufschluß ein. Durch ihr vielfaches Bitten hatte Eberty sich bewegen lassen, ihr meine Briefe zu lesen zu geben, und wenn dies von ihm in jedem Betracht eine große Unvorsichtigkeit war, wegen deren er sich kaum rechtfertigen konnte, so rief ein besondrer Umstand noch gar den Verdacht gegen ihn hervor, daß er mit Absicht eine Treulosigkeit begangen habe. Nämlich unter den Briefen war einer, der von Fanny's Wesen mit einigem Mißmuthe sprach, und sie überhaupt als nicht vergleichbar mit bestimmten andern Personen bezeichnete; dieser Brief war in keiner Art der erste einer Reihe, gleichwohl lag er aus der Mitte herausgehoben allen früheren voran, und es schien die Absicht, daß gleich zuerst auf ihn der Blick fallen sollte. Dies war auch geschehen, die Freundin, von dem unerwarteten grellen Bilde, das Freundeshand von ihr gezeichnet, im Innersten verletzt, würde bald nachher ganz andre Schilderungen gefunden haben; aber sie vermochte gar nicht weiter zu lesen, sondern überließ sich dem vollen Schmerze der kränkendsten Verkennung. Betreten über die Größe dieses Eindrucks mußte Eberty noch überdies gewahren, daß er auch für sich selbst damit keinen günstigen, wie er vielleicht gehofft, bereitet habe. In diese Verwirrung traf meine Ankunft, und eiligst suchte Eberty durch abgedrungene Versprechungen Fanny's sich das tiefste Geheimniß zu sichern. Allein sie vermochte weder ihre Gemüthsbewegung in meiner Gegenwart zu bemeistern, noch mir, als wir allein waren, die Ursache zu verhehlen. Da

war es denn ein Leichtes, durch die bloße Hinweiſung auf das Datum des Briefes, ſo wie auf den Zuſammenhang mit ſo vielen folgenden, die ganze Sache in ihr gehöriges Licht zu ſtellen, jede Anklage zu vernichten und ein volles freudiges Vertrauen zurückzurufen. Die Verpflichtung des Schweigens war aber nun auf mich übergegangen, und ich durfte gegen Eberty nichts erwähnen, der auch ſeinerſeits jedes anklingende Wort ſorgfältig vermied, und nur in Wunder und Staunen blieb, an der Stelle der noch eben tief getrübten und zwieſpaltigen Empfindungen ſo ſchnell wieder die freundlichſt einverſtandenen zu ſehen. Eberty's Benehmen, das ich mir nur als einen eitlen Verrath zu deuten wußte, als einen ſchwächlichen Reiz zu irgend einem Handeln in unerlaubtem Stoffe, verdroß mich tief; es war das erſtemal, daß ich von einem Freunde dergleichen erfuhr, und ich hatte Mühe, mich wieder in Gleichmuth gegen ihn zu ſetzen, beſonders da er die Sache auch in der Folge nicht freiwillig eingeſtand, ſondern in kleinlichen Wendungen blieb, denen ich zuletzt allen Rückhalt abſchnitt.

Dieſe Störung war kaum verwunden, als ein politiſches Ereigniß ganz Berlin und auch unſre Kreiſe heftig erſchütterte. Eine franzöſiſche Truppenmacht, eilig aus dem nordweſtlichen Deutſchland zu dem großen Heere Napoleon's gegen die Donau hinanziehend, hatte in Franken den kürzeſten Weg unangefragt über das preußiſche Gebiet genommen und durch dieſe Verletzung einen allgemeinen Schrei des Unwillens und der Rache in Preußen aufgeregt. Was bis dahin noch zweifelhaft geſchienen, daß Preußen an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen würde, mußte jetzt als ausgemacht gelten. In Berlin ſchrie alles laut von verletzter Nationalehre, von blutiger Vergeltung, und von kriegeriſchen Machtgeboten, welche dem unfehlbaren und raſchen Siege folgen müßten. Die bisher langſamen Rüſtungen und Bewegungen wurden jetzt kräftig beſchleunigt, die Truppen zogen ſich zuſammen, Chamiſſo mußte jeden Augenblick gewärtig ſein, daß auch ſein Regiment Berlin zu verlaſſen hätte. Unſer ſchwacher Antheil an dem politiſchen Treiben hatte ſich bisher ſchon immer auf der Gegenſeite Napoleon's gehalten, auch für Preußen fühlten

wir einige Zuneigung, und das gesammte Deutschland ließ uns auch nicht gleichgültig. Allein zu einem wahren politischen Eifer, der sich ausschließlich und den ganzen Tag mit politischen Nachrichten und Verknüpfungen beschäftigen mag, hatten wir es noch lange nicht gebracht, das allgemeine und einzige Gespräch von Krieg und Staat langweilte uns, und wir suchten vergebens unsre schönen Stimmungen und Gesellschaften wiederzufinden, die wir uns auf diesem geweihten Boden zu erneuern gehofft. Für Begeisterung und Empfindsamkeit war keine Stätte, alles drängte zerstreut und gestört in's Weite. Chamisso sollte uns auf ungewisse Zeit und zu unsicherem Geschick entzogen werden, seine Studien waren aufgehoben, die Poesie trat in den Hintergrund. Kaum daß wir bei Madame Sander ein paar litterarische Abende hatten, wo unter andern das Kreuz an der Ostsee von Zacharias Werner zur Vorlesung kam, uns aber wenig Geschmack abgewann. Hier sah ich auch den Professor Darbes wieder, der seine Laune und Zutraulichkeit unverändert erhielt. Den schwedischen Geschäftsträger und nachherigen Gesandten Gustav von Brinckmann, der diesen Kreis oft besuchte, ließ mich der Zufall stets versäumen, und ich habe nachher niemals Gelegenheit gehabt ihn zu sehen; seine Gedichte reizten uns nicht, doch mußten wir ihm große Kunstfertigkeit im Versbau zugestehen. Dagegen sah ich den Dichter des Lacrimas, Wilhelm von Schütz, den ich schon früher persönlich gekannt, jetzt in freundschaftlicher Annäherung wieder; hier fanden sich denn freilich alle Arten und Unarten der Schlegel'schen Schule zusammengedrängt!

Fanny Hertz war inzwischen nach Hamburg schon zurückgekehrt, Chamisso's Abmarsch aber verzögerte sich auf's neue ganz unbestimmt, und wir unsrerseits durften nicht länger säumen, unsre abgebrochenen Studien wieder aufzunehmen. Wir gelangten wohlbehalten heim, und schickten uns sogleich zu neuem Fleiß an.

Wir lasen ungefähr dieselben Autoren in der Klasse weiter, griffen aber auch nach eigner Lust und Wahl noch dies und jenes an, was außerhalb des vorgezeichneten Weges lag. Ich übersetzte z. B. die Epigramme Platon's und noch

viele andre aus der griechiſchen Anthologie, wobei das Metriſche nicht immer leicht, oft gar nicht zu überwinden war. Auch einzelne Erzählungen des Herodotos verſuchte ich deutſch wiederzugeben. Eine Ueberſetzung in Jamben von Racine's Britannicus gedieh nicht über den erſten Akt, der in Feßler's Eunomia gedruckt wurde. Es geſchah immer viel, und wurde auch viel gewonnen, die Fortſchritte waren fühlbar und wurden ſtets gelobt; aber dennoch, ſei es, daß wir unruhiger geworden waren, und ſchon zu ſehr nach der Univerſität hinausblickten, oder daß die Stufe ſelbſt, auf der wir uns befanden, weniger heitre Befriedigung gewähren konnte, genug, in ſolchen Strom und in ſolches Glück des Fleißes, wie in der Mitte des verfloſſenen Sommers geweſen war, konnten wir nicht wieder hineinkommen, und zu dem abgeſchloſſenen Ringe jener Tage wollte mit aller Arbeit kein ähnlicher ſich ſchmieden laſſen, wenn auch jetzt wie ſpäterhin die gute Anwendung und der gute Ertrag der Zeit uns im Einzelnen gar nicht mangelte.

Wir waren kaum eine Weile in Hamburg zurück, als der hingehaltene Ausmarſch der Truppen von Berlin nun dennoch unerwartet erfolgte und ein lebhafter Briefwechſel mit Chamiſſo unſre Theilnahme ſtärker auf die Truppenbewegungen und die Kriegesereigniſſe hinzog. Die Siege Napoleon's erſchreckten uns, aber die Wünſche für die Gegenſeite wurden auch leicht irre, und wenn wir uns die tapfern franzöſiſchen Soldaten einen Augenblick wieder als die Kämpfer der Freiheit denken durften, wandten wir ihnen gern unſer Wohlgefallen zu. Das zweifelhafte Benehmen Preußens hielt uns eine Weile geſpannt, ging aber bald aus dem kriegeriſchen Drohen in friedliche Ausgleichungen über. Die Truppen jedoch kehrten nicht ſofort in ihre Standorte zurück, und anſtatt nach Berlin ſah Chamiſſo am Ende der mancherlei Herumzüge ſich zur Beſetzung der eingetauſchten hannover'ſchen Lande mitbeſtimmt, wo ſein Regiment in die Feſtung Hameln zu ſtehen kam. Seine Entfernung ließ in Berlin den Muſenalmanach verwaiſt, der in einzelnen Bogen langſam aus der Druckerei ſchlich, in Eberty den verderblichſten Korrektor fand, und ſpät nach Neujahr als eine wahre

Musterkarte der gräulichsten Druckfehler völlig todt zur Welt kam. Für dieses Mißgeschick, das um so schmerzlicher war, als die Sammlung diesmal besonders versprechend dünkte, mußte uns ein litterarischer Streifzug einigermaßen trösten, den wir gegen Garlieb Merkel unternahmen. Berlin hatte uns das Treiben dieses Kritikers im widrigsten Eindruck aufgefrischt, einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und Andern, lagen zum erneuten Gebrauche fertig, handschriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden sich dazu, und alles zusammen ließen wir als Testimonia auctorum de Merkelio der eben angekündigten Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften empfehlend vorauslaufen. Das Büchlein, mit einer Fratze geziert, sauber gedruckt und geheftet, machte Glück, wurde uns obenein gut bezahlt, und verband uns neue Genossen und Freunde. Wir hatten jedoch unsre Namen diesmal zurückgehalten, und auch die Theilnahme Bernhardi's sorgfältig verschweigen müssen; das Geheimniß war um so rathsamer, als Merkel eben in höhere Gunst gekommen war, und im Auftrag der Staatsbehörde mit Johannes von Müller vereint eine politische Zeitschrift herausgeben sollte, eine Zusammenkuppelung, die nicht ungeschickter und schmähliger auszudenken war, denn Müller's geehrter Namen war durch Merkel's verachteten mehr als aufgewogen.

Einige litterarische Erscheinungen regten unsern stärksten Antheil auf. Des Knaben Wunderhorn von Clemens Brentano und L. A. von Arnim veranlaßte mich zu einer empfehlenden Anzeige, welche den doppelten Erfolg hatte, die freundliche Aufmerksamkeit der beiden Herausgeber und den schnöden Unwillen Merkel's zu erregen. Die schwungvolle Ergießung Arnim's über Volkslieder begeisterte mich zu einem Sonett, das ich ihm zusandte, und dann fünfundzwanzig Jahre später unter werthen Andenken von ihm aufbewahrt wiedersah. Auch seine frühsten dichterischen Sachen, Hollin's Liebeleben und Ariel's Offenbarungen, lasen wir mit großem Eifer. Fichte's Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten und Schleiermacher's Weihnachtsfeier hielten uns tief in die Nächte hinein munter. Ueberhaupt betrieben wir alles ge-

sellig, und da so viele Gegenstände auf uns eindrangen, für welche wir eine dialektische Behandlungsweise stets bereit hatten, so waren unsre Erörterungen und Streitigkeiten oft sehr lebhaft. Eines besondern Falles, wo die Hitze des Streites so weit ging, daß er darüber in Gewaltthätigkeit häßlich zerplatzte, muß ich zu meiner noch heutigen verdienten Beschämung gedenken. Neumann und ich hatten in die Nacht hinein langwierig disputirt und legten uns endlich nieder, aber der Streit dauerte auch aus den Betten noch fort, und ganz überwacht und ruhbedürftig hörten wir nicht auf, uns mit stets erneuten Beweisführungen wechselseitig zu reizen. Bis hieher trugen wir gleich, wir hatten in Hitze und Aerger uns die schlechtesten Gründe wie die besten an den Kopf geworfen, aber weiß der Himmel, was für ein Wurf solcher Art mich eben auf das empfindlichste getroffen hatte, ich gerieth in Wuth, sprang aus dem Bette zu dem Gegner hin, und indem ich über ihn hingebogen ihm beide Arme faßte, verlangte ich heftig, er solle sich für überwunden bekennen! Derselbe Moment aber kühlte mich ab, Neumann hatte kaum verwundert mich anrufen können, als mich der Unsinn und die Lächerlichkeit meines Beginnens durchzuckte und verwirrte; meine Beschämung war vollständig, mich dem Freunde zum Verlachen preiszugeben schlug nicht an, er war zu ernstlich gekränkt, ich mußte ihn lange um Verzeihung bitten, und konnte das widerwärtigste Gefühl erst nach noch langem Wachen im ermüdeten Bewußtsein verwinden.

Der Winter brachte mir wie gewöhnlich mancherlei Unwohlsein, besonders war mir die rauhe Morgenluft schädlich, und ich mußte die Frühstunden mehr und mehr versäumen. Die Schulstudien geriethen mir dadurch in mißbehagliche Störung, allein gleichzeitig mußt' ich auch von andrer Seite mich ihnen allmählig entrückt fühlen. Wir hatten das Nachzuholende in der Hauptsache wirklich nachgeholt, unsre Lebensjahre widersprachen dem längern Verharren in einem Verhältnisse, das für uns nur richtig sein konnte, so lange es durchaus nothwendig war, und Gurlitt selbst fand, daß wir genug vorbereitet seien, und das etwa noch Wünschenswerthe aus dieser Sphäre auch in der höheren nicht verabsäumen

würden. Für David Mendel war ohnehin der Abgang vom Gymnasium schon festgesetzt, und so beschlossen auch wir, zum Frühjahr 1806 die Universität Halle zu beziehen und wo möglich unsern Freund mit dahin zu entführen. Der Leibmedicus Stieglitz in Hannover, der dem Mendel'schen Hause ehemals in Göttingen große Verbindlichkeit schuldig geworden, und aus Dankbarkeit jetzt den Sohn desselben studiren ließ, hatte zwar wie natürlich Göttingen zur Universität für ihn bestimmt, allein wir glaubten diese Bedingung nicht unabänderlich. Vorher war jedoch eine andre zu erfüllen, von welcher der Gönner schlechterdings nicht ablassen wollte; sein Schützling sollte nämlich nicht als Jude auf die Universität gehen, und dieser, ungeachtet alles Widerwillens gegen das Christenthum, mußte sich die Taufe gefallen lassen, zu der auch schon alles ohne sein Zuthun eingeleitet war. Neumann gab ihm, seinen Muth anzufrischen, eine Schrift von Jakob Böhm über die Taufe zu lesen, und hier zum erstenmale sah er das Christenthum von einer hohen geistigen Seite gefaßt und fühlte sich davon angezogen. Der wackre Prediger Bossau ertheilte ihm den eigentlichen Unterricht mit verständigem Sinn, hielt eine würdige Rede, und vollzog dann die Taufhandlung, bei welcher nur Gurlitt, Neumann und ich Zeugen waren; der neue Christ hieß nun Joh. Aug. Wilhelm Neander, und unter diesem Namen ist er mit großen Ehren bekannt geworden.

Wir setzten unsre Abreise zum Ende des März an, und suchten uns den vielfach schmerzlichen Abschied durch allmählige Gewöhnung der Gedanken zu erleichtern. Auch von Gurlitt und dem Gymnasium zu scheiden that uns sehr weh, die herrlichsten Seegenswünsche von Lehrern und Mitschülern begleiteten uns. Reinhold wollte uns den letzten Tag durchaus noch zum Mittagessen haben, wir konnten es nicht abwenden, hätten aber den freundlichen Mann zu guter Letzt beinahe noch ernstlich böse gemacht, weil wir über alle Gebühr auf uns warten ließen. Als wir endlich sehr verspätet eintraten, war in der That der Empfang etwas kühl, und die vorgewiesene Uhr sprach unsre Schuld ganz bestimmt aus, aber unsre Entschuldigung trugen wir eben so klar an uns.

Wir hatten uns nämlich neue schwarze Röcke machen lassen, und der Schneider sie uns nur auf wiederholtes Schicken endlich gebracht, die Stunde war längst vorüber, aber nun ging erst der rechte Aufschub an, wir probirten und probirten, und keiner konnte den Rock finden, der ihm gehörte, bis zuletzt sich entdeckte, daß in der Beeilung die Aermel vertauscht, die kleineren an meinen, die größeren an Neumann's Rock gesetzt waren, und da der Schneider die alten Röcke zu einer schleunigen Aenderung gleich wieder mit genommen hatte, so blieb uns keine weitere Wahl, wir mußten uns entschließen, in diesem Ungemach nur eilig aufzubrechen, um nicht gar erst zum Abend anstatt zum Mittag zu erscheinen. Kaum hatten wir unsre Entschuldigung vor Augen gebracht, als die Gesichter sich sogleich erheitern mußten, meine vorgereckten Armblößen und Neumann's pantalonische Aermelfülle waren ein so lustiger Anblick, daß niemand des lauten Lachens sich enthalten konnte, zu welchem jede Bewegung den Anlaß noch oft erneuerte, und so erwuchs aus der unmuthigen Anlage eine der fröhlichsten und angenehmsten Mahlzeiten, die auch noch für die Folge zur heitersten Erinnerung blieb.

Mit dieser Lustbarkeit reisten wir ab. Unser Weg führte über Haarburg zuerst nach Hannover, wo wir Neander bei Stieglitz absetzten, und dann eilten wir nach Hameln, wo Chamisso unsres Besuches harrte. Sehr groß war die Freude des Wiedersehens, wir tauschten alles aus, was wir inzwischen erlebt, gelernt und gesonnen hatten, besonders beschäftigten uns die Plane für die nächste Zukunft. Für Neumann und mich war die freudigste Bahn eröffnet, mit Verdruß erblickte Chamisso seine Wege verworren und abgebrochen. Was konnte dieser preußische Friedensdienst ihm versprechen, als nach durchquälten besten Jahren eine traurige Versorgung im Alter, wenn dies erst wirklich erreicht wurde? Ein Krieg allerdings enthielt Möglichkeiten der Auszeichnung und des Glücks, aber ein Krieg war nur gegen die Franzosen zu denken, und insofern für unsern Freund, der alsdann seinen Landsleuten gegenüber stand, am wenigsten erfreulich; jetzt war aber auch die Aussicht des Krieges verschwunden, und an seiner Statt, wie bisher, höchstens noch

ferneres Herumschleppen zu erwarten. Das schlummernde Frankenthum in Chamisso war übrigens durch einen besondern Umstand hier mächtig erweckt. Die Franzosen hatten, wie ganz Hannover, so auch Hameln den Preußen vertragsmäßig geräumt, und an letzterem Orte nur einige Kranke zurückgelassen, mit deren Obhut ein Offizier beauftragt war. Dieser hieß Ponsard, war aus Burgund, diente von frühen Jahren an, hatte die Feldzüge Napoleon's mitgemacht, und zeigte bei lebhaftem Geist und beredter Offenheit nicht nur als Krieger, sondern auch als Mensch eine edle und liebenswürdige Gesinnung. Mitten unter all den Preußen, die für ihn wenig Sinn und kaum guten Willen hatten, fand er den unvermutheten Landsmann als einzigen Trost und ein näherer Umgang war schnell eingerichtet. Wir fanden das Verhältniß in voller Blüthe, und nahmen gleich daran Antheil, so daß Chamisso mit ihm und uns fast immer zusammen gesehen wurde, nicht ohne den Scheelblick einiger seiner Obern und Kammeraden, denen seine Abwendung nicht unbemerkt bleiben konnte. Ponsard stellte uns in seiner Person den französischen Krieger von der besten Seite dar, der Kaiser Napoleon war ihm nur ein Ausdruck für das Vaterland, dessen Siegesmacht noch immer nach außen die Freiheit schützte, welche der Geist des Krieges und Ruhms im Innern, wie nicht zu läugnen war, schon etwas überwältigt hatte. Seine Erzählung von früheren Feldzügen, besonders von der jüngsten großen Schlacht bei Austerlitz, wo er mitgefochten, seine freimüthigen Urtheile und Ansichten, alles nahm für ihn und das französische Heerwesen ein, welches als ein Inbegriff der besten Eigenschaften der Nation erschien, und im wachsenden Gebrauch für strenge Zwecke eines gebietenden Oberhauptes die ursprünglichen Elemente jugendlicher Kraft und Begeisterung noch nicht völlig eingebüßt hatte. Dagegen war auf unsrer Seite von dem, was am Kriegsdienste reizend sein konnte, wenig zu spüren, selbst die Erinnerungen waren pedantisch geworden, und der siebenjährige Krieg neben den neuesten Feldzügen wie ein alter Griesgram unter glänzenden Jünglingen, durch sein Kostum, seine Sprache und Manieren eine völlig vergangene Zeit

darstellend. Chamisso fühlte sich von dieser Seite des deutschen Lebens, wo seine Landsleute so sehr im Vorzug erschienen, nur um so heftiger nach derjenigen gedrängt, wo die Deutschen so mächtig überragten, nach der Seite der Wissenschaft und der Geistesbildung. Eines Abends, da er den Wachtdienst an einem der Thore hatte und wir spät im Mondschein auf den Wällen und Brücken mit ihm hin und her wandelten, kam sein kämpfendes Wollen zum festen Entschluß, und auf der Stelle weihte er gleichsam sich mit uns zum hallischen Studenten ein, denn er wollte gleich nach unsrer Wegreise seinen Abschied fordern und uns dann unverzüglich folgen, um ordentliche Studien zu treiben, wozu die Steigerung seiner bisher aus der Heimath bezogenen Hülfsmittel für einige Jahre zu hoffen war.

In Hameln, wo wir ein paar Wochen in fröhlicher Lässigkeit angenehm verlebten, machten wir noch eine Bekanntschaft, die uns recht erinnern konnte, daß wir in Deutschland waren, wo jeder kleinste Ort und Winkel irgend einen tüchtigen und eigenthümlichen Antheil an der allgemeinen Bildung zu hegen pflegt, und die Edlen jetzt noch eben so vereinzelt und mannigfach in den verschiedensten Amts- und Lebensverhältnissen über das ganze Land verbreitet sind, wie ehemals in Burgen und Schlössern. Zu geschweigen, daß in Hameln der Apothekar Westrumb wohnte, der als Chemiker weit und breit berühmt war, so fand sich daselbst unvermuthet auch in dem wenig genannten Stadtschulzen ein Mann, dem unsre Zuneigung und Achtung sich eifrig anschloß. Er hieß Avenarius, war gründlich gelehrt und ein Freund seltner Bücher, deren er während eines langen Lebens eine hübsche Anzahl gesammelt hatte; er suchte auch in der neuesten Litteratur nicht ganz zurückzubleiben, und bei dem Namen Goethe verklärten sich seine Züge in freudigem Stolz. Er war nämlich ein Studiengenosse desselben aus jenem frühen Universitätsleben in Leipzig, dessen Andenken ein köstliches Stammbuchblatt von Goethe, so wie dessen scherzhafte Verse auf den Kuchenbäcker Hendel, von denen wir die erste Kenntniß damals in Hameln empfingen, und ähnliche Zeugnisse und Erinnerungen, von Gellert, Zachariä und Andern,

lebendig hervorriefen. Er muß in seinen Jugendjahren sehr aufgeweckten und schwunghaften Geistes gewesen sein, Johann Georg Jacobi rühmte sich seines vertrauten Umgangs mit Begeisterung. Dem wackern Manne sollte aber auch seinerseits eine angenehme Ueberraschung zu Theil werden, denn indem es ihn schon sehr freute, seine Schätze von jungen Leuten unverhofft so gewürdigt zu sehen, hatte er noch die seltenere Merkwürdigkeit zu erfahren, daß sogar die von ihm selbst fast vergessenen Spiele seiner Jugend auch jetzt noch von Jüngern gekannt seien, denn ich sagte ihm, ich besäße aus dem Jahre 1771 ein Schriftchen, betitelt: Aelurias, epos jocosum, eine Uebersetzung von Zachariä's Murner, in lateinischen Versen von Avenarius, und ich könne nicht zweifeln, daß er dieser Autor sei, welches denn auch eingestanden werden mußte, und die gemeinsame Zufriedenheit nur vermehrte. Im Uebrigen war der wackre Mann, wie fast alle hannöverschen Beamten, ein treuer Anhänger seiner Regierung, und wehrte sich gegen die eingedrungene preußische Macht soviel seine schwache Stellung es erlaubte. Gegen uns brauchte er seine Meinung nicht zu verbergen, und wir schätzten ihn nur um so mehr.

In dieser Zeit glaubte das preußische Militair sich zum größten Unwillen berechtigt, daß man ihm die Thaten und Ehren, zu deren Gewinn das Heer so zuversichtlich ausgerückt war, nicht gegönnt, sondern den Krieg durch Unterhandlungen und Verträge abgewendet hatte. Aeußerungen des bittersten Hasses trafen die Männer, welche man für die Urheber dieser Wendung hielt; eifrige Theilnahme dagegen bezeigte man für diejenigen, welche der sogenannten Kriegspartei zugerechnet wurden. Ich erfuhr diese Wirkung an mir selbst durch ein Mißverständniß, das zwar nur einen Augenblick, aber grade lange genug dauerte, um mich einen durchdringenden Zug dieser Verhältnisse empfinden zu lassen. Das Gerücht verkündete, der Staatsminister Freiherr von Hardenberg habe aus Empörung über den Sieg seines französisch gesinnten Kollegen Haugwitz allem Antheil an den Staatsgeschäften entsagt, und sei eben hier in der Nähe auf einem Gute angekommen, um die Zeit der Trauer und Schmach

hier zurückgezogen zu verleben. Wir hatten mit Chamisso grade das Fort St. George bestiegen, und da er uns einem Obersten daselbst vorstellte, verstand dieser anstatt meines Namens den Namen Hardenberg, da ihm denn die Ankunft des Ministers bestätigt und ich ihm als ein Sohn desselben erscheinen konnte. Augenblicklich bezeigte er die dringendste Beeiferung, die beflissendste Achtsamkeit, welche sichtbar grade diesem Namen gelten sollte; natürlich war die Aufklärung schnell zur Hand, nicht ganz so schnell jedoch als es ohne Chamisso's Deutschfranzösisch möglich gewesen wäre, und nun sank alles ohne Säumen wieder in das rechte Geleise, oder sogar unter dasselbe. Mir aber wuchs dagegen im Innern das zornigste Gefühl, daß ich zwar einem Herrn von Hardenberg in vieler Hinsicht gar wohl nachstehen könne, aber durch nichts erinnert sein wollte, daß ich in irgend einer Beziehung nothwendig weniger gelten müsse. Um dieser entschlossenen Empfindung willen, deren ich mich noch freue, und als ein auffallendes Zeichen der zwiefachen Tagesgesinnung, die sich hier begegnete, ist mir der sonst völlig unbedeutende Vorgang merkwürdig geblieben, und so möge er auch hier seine Stelle haben.

Wir verließen Hameln unter treulichsten Versprechungen und Hoffnungen eines baldigen Wiedersehens in Halle, auch mit Ponsard schüttelten wir herzlich die Hände und gelobten uns gegenseitig wirksame Freundschaft, wie und wo wir uns auch in der Welt wiederfänden. Wir fuhren nach Hannover, um Neander noch zu sehen, in dessen Aussichten aber durch unsre Ankunft eine plötzliche Veränderung eintrat. Der Leibarzt Stieglitz meinte, so gern er es sonst zugäbe, daß Neander mit uns nach Halle ginge, so müsse er doch für das Studium der Rechte Göttingen vorziehen, ein anderes würde es freilich sein, wenn von Theologie die Rede wäre, da möchte Halle den Preis verdienen. Dies faßte Neander auf und erklärte mit Entschlossenheit, so wolle er denn lieber Theologie studiren! Stieglitz war nicht wenig verwundert, fand aber bei solcher Mischung von düstrem Starrsinn und leichter Wandlung in dem jungen Manne fast gleichgültig, welche Fakultät er wählte, da er in jeder doch nur sein

Wesen fortsetzen würde, und dies schien in der Theologie noch am leichtesten zu betten. Er willigte daher in den Wechsel des Studiums und des Orts, wobei er wenigstens den Vortheil sah, daß sein unbeholfner Schützling mit fürsorgenden Freunden bliebe. Neander kam triumphirend uns seine Glückswendung zu verkündigen, die Marseiller Freiheitshymne anstimmend trat er zu uns herein, wirklich berauscht von dem Erfolg, den er nicht mehr gehofft hatte. Wenn man in seinem künftigen Leben das Christenthum und die Theologie als bestimmende Richtung und eigentlichen Gehalt seines Wesens unstreitig anzuerkennen hat, so muß man dem Erzählten zufolge dabei doch gestehen, daß er zu beidem auf eine sehr zufällige Weise und mittelst ganz äußerlicher Bestimmungsgründe gekommen ist. Einen der seltsamsten Gegensätze bildete Neander in dieser Zeit auch mit seinem leiblichen Vater, der von Göttingen gekommen war, um seinen Sohn nach vielen Jahren der Trennung wiederzusehen. Herr Mendel Gumprecht war auf der Universität ein betriebsamer Geschäftsmann, gewandt und geprüft im Verkehr mit den Studenten, einen kleinen Scherz mit dem Vortheil gern in den Kauf nehmend; der lebelustige, sinnliche Mann sah mit Verwunderung die Sohnesart an, die aus ihm hervorgegangen war, fast peinlich aber mußte für den Sohn die Nähe eines Vaters sein, dessen Aeußerungen eine sonderliche Hochachtung weder zuließen noch selbst verlangten. Es war eine Erleichterung für uns, diese widerstreitenden Personen bald wieder auseinander scheiden zu sehen.

Der kurze Aufenthalt in Hannover wurde mir auch noch durch das Wiedersehen eines Privatgelehrten, Namens Fricke, der mir schon in frühster Zeit in Berlin einmal vorgekommen war, und jetzt als Hofmeister in einem angesehenen Hause lebte, höchst erfreulich; ich wüßte nicht, daß der Mann irgend etwas geschrieben hätte, seine Persönlichkeit aber zeigte die schönste, ebenmäßige Durchdringung strenger Kenntniß des griechischen Alterthums und freien Geistes der neueren Zeit. Seine stolze Haltung und gebildete Sicherheit machten ihn zu einer Goethischen Gestalt; auch er wußte seinen Platon gut, aber in einer andern Richtung als Neander, dessen Auf-

fassungsweise und ganzes Wesen er als trüb und unschön fast mit Feindschaft von sich abwies. Ich habe später nie mehr von ihm gehört, seine Erscheinung aber mußte ich stets unter die merkwürdigsten Beispiele rechnen, welch eigenthümliche und bedeutende Personen ungenannt und still in unsres Vaterlandes unzähligen Lebenskreisen leuchten und wirken.

Wir reis'ten nun zu Dreien mit dem Postwagen über Braunschweig nach Halle. Da wir auch die Nächte durchreis'ten, und oft in dem noch rauhen Wetter auf unbedecktem Wagen, so hatten wir viel von Neander's Schwäche zu leiden, der zwar ein völliger Stoiker sein wollte, jedes Ungemach und jede Entbehrung für nichts achtete, aber in der That auch nicht die geringste ertragen konnte, sondern jedem augenblicklichen Bedürfnisse unwiderstehlich anheimfiel, mit Gefahr zurückgelassen zu werden, oder schlaftrunken in die Räder zu fallen, so daß wir ihn unaufhörlich erinnern, halten und bewachen mußten. Weckten wir ihn bei nöthigen Anlässen gewaltsam, oder mußten wir ihm die Befriedigung des Hungers oder Durstes verzögern, so wurde er bittergrob, und wir sahen wohl, daß wir uns ein großes Kind aufgebürdet hatten, dessen versäumte äußerliche Bildung uns noch viel zu schaffen machen würde.

# Achter Abschnitt.

## Die Universität.

(Halle, 1806.)

In der ersten Tagesfrühe des 21. Aprils fuhren wir in Halle ein, Rasseln und Stöße des Wagens auf dem holperigen Steinpflaster entrissen uns der Schlaftrunkenheit, und die alterthümliche noch in tiefer Ruhe liegende Stadt mit ihren stillen Straßen und Fenstern sprach uns Ermunterte geisterhaft an. Ich fühlte das ganze Gewicht dieses Augenblicks, der mich in ein neues Leben eingehen ließ, das ich längst ersehnt und gehofft hatte, und in seiner Erfüllung fast noch bezweifelte! Mir war zu Muth, als beträte ich ein Heiligthum, eine geweihte Stätte. Die Stille hatte etwas Ahndungsvolles und Schauerliches, sie verhüllte ein unendliches Leben der Jugend und des Geistes, das mit der steigenden Sonne sogleich neben allem Treiben der städtischen Welt in tausendfachen Regungen zu erwachen begann. Unser Freund Loebell, der von Hamburg schon früher unsre Aufträge empfangen hatte, war schnell aufgefunden, und ein erster Ausflug nach Wohnung, verschaffte uns gleich die entzückendste, außerhalb des Thores, in den sogenannten Pulverweiden, dicht an der Saale, die hier einen ihrer rauschenden Wasserfälle bildete; unsre Fenster zeigten uns üppige Wiesen, schöne Pappelreihen, dahinter die sich erhebende Stadt, auf der andern Seite den gebogenen Lauf der Saale, Feld und

Wald jenseits, und über die hohe Brücke hinaus die Felsenwände eines großen Steinbruchs. Mit welch seliger Befriedigung setzten wir uns hier fest, mit welchen herrlichen Aussichten auf den Vollgenuß des göttlichsten Studienlebens! Unsre Zimmer lagen in zweien Stockwerken, sie waren nicht dreifach abzutheilen, und Einer von uns mußte Neander'n bei sich aufnehmen; wir looften, und er fiel mir zu, da wir denn in Stube und Kammer uns gemeinschaftlich zu behelfen suchten. Von einem kärglichen Mittagessen an einem Studententische, das unsrer Begeisterung nicht störend wurde, eilten wir in Stadt und Umgegend, vorläufig Kenntniß der Oertlichkeit zu nehmen, und für so viele bedeutende Namen und Beziehungen, die wir schon wußten, nun auch die wirklichen Gegenstände zu erblicken. Besonders beglückte uns Gibichenstein mit seinen traulichen Ufern, hohen Felsen, alten Sagen und frischen Erinnerungen, die sich uns dort aus Koreff's Erzählungen anknüpften. Zum erstenmal in einer Universitäts-Stadt von dem Anblicke des Studentenwesens getroffen, empfingen wir auch von dieser Seite Reiz und Stoff der lebhaftesten Betrachtung; Benehmen, Tracht und Sprache der Jünglinge bezeugte ihre Freiheit, die denn doch durch eigne Satzungen und Regeln in vieler Art gezügelt und auch sonst durch Sitte, Dürftigkeit und Rücksichten genugsam wieder beschränkt wurde, um nicht unleidlich zu erscheinen. Die Mehrzahl der Burschen zwar lebte in dem üblichen Herkommen, hatte ihre Fechtübungen und Zweikämpfe, so wie ihre Gelage und Heldenthaten im Breihahntrinken und Tabackrauchen, gönnte aber jedem, der sich nicht zu ihnen halten mochte, und ihr Treiben nur nicht etwa sonderbar finden wollte, — wie denn dieser Ausdruck selbst höchlich verpönt war — gern seinen eignen Weg, sogar auf dem breiten Stein in der Mitte der Straßen, den man sich unter einander schon leichter freigab, und nur den sogenannten Philistern mit Eifersucht bestritt. Die Frequenz war sehr groß, man rechnete gegen fünfzehnhundert Studirende, die sich in verschiedene Landsmannschaften theilten, wiewohl auch eine nicht geringe Anzahl sich wenig oder gar nicht an diese Vereine hielt. Wir blieben natürlich von solcher Theilnahme

fern, und konnten überhaupt uns nicht verhehlen, daß wir das eigentliche Studentengefühl doch nicht in uns hegten, daß wir in manchem Betracht die Universität, die vor uns lag, schon im Rücken hatten, und schon weiteren Verhältnissen angehörten, die mit völliger Hingebung an die neue Lage kaum vereinbar waren.

Der Bezug dieser Verhältnisse erschien mir in starker Mahnung gleich bei dem Immatrikuliren, zu welchem wir uns bei dem Prorektor Maaß meldeten. Schon während der Reise hatte ich über die zukünftige Gestalt meines Lebens ernstlich nachgedacht, und wohl gefühlt, daß es Frevel wäre, ohne Rücksicht auf die gewöhnlichen Fügungen durchaus eine geniale Laufbahn anzusprechen. Wollte ich einen freien Stand und eine gründliche Thätigkeit in der bürgerlichen Welt haben, dachte ich so viele Erwartungen und Wünsche, die mir zugewachsen waren, nicht völlig zu täuschen, oder in ungemessene Ferne zu schieben, so mußte ich nothwendig die Arzneiwissenschaft wieder pflegen, da die Philologie entweder nur handwerksmäßig dem Schulfache zuführte, oder für andre Stellung eine Meisterschaft erforderte, die wir uns keinesweges vermaßen so schnell — wenn irgend je — zu erwerben. Ich ließ mich daher als Beflissenen der Medizin und Philologie einschreiben, zur Verwunderung der Andern, die meines Sinnes noch nicht kundig waren, und indem ich mein Augenmerk fortan wieder auf jene Studien richtete, gab ich mir nur die beruhigende Frist, noch wenigstens das erste halbe Jahr ungetheilt meiner freiesten Neigung zuzuwenden, welches auch um so leichter anging, als mir eine gewisse Stufe in der Kenntniß der Alten und in allgemeiner Geistesbildung unentbehrliches Bedürfniß war, und meine medizinischen Vorkenntnisse mich über die schwierigsten Anfänge dieses Stadiums weit hinwegsetzten.

Nach der Einschreibung begaben wir uns zuvörderst zum Geheimen Rath Wolf, an den uns Gurlitt und Nolte Empfehlungsschreiben gegeben hatten, und meldeten uns zu seinen Vorlesungen; leider las er diesmal nicht über den Homer, noch sonst über einen alten Schriftsteller, doch waren

wir auf seine Geschichte der alten Völker sehr begierig. Friedrich August Wolf erschien unter den Gelehrten wie ein König, umgeben von solchem geistigen Ansehn, von solcher Macht und Größe der Gegenwart. Seine hohe, behagliche Gestalt, seine großartige Ruhe und alles wie durch Gebot leicht beherrschende Thätigkeit gaben ihm den Glanz einer Würde, deren er nicht einmal zu bedürfen schien, denn er stellte sich bereitwillig den Andern gleich, und liebte, nach Art eines Friedrich, auch ohne den Prunk seiner Macht, bloß als Mensch in freiem Witz, in Laune und Scherz, noch immer herrscherlich zu wirken. Er besaß alle Güter und Hülfsmittel der Pedanterie, aber alle hatte er durchgeistet, und schaltete frei mit ihnen, so daß er wie über seinem Wissen auch über allen seinen Wissensgenossen stand, und hinwieder durch sein Wissen jedem andern Gelehrten eine beneidenswerthe Grundlage aller Geistesbildung zu schauen gab. Sein freundlicher Empfang, seine Fragen und Rathschläge, ließen uns gleich die scharfgeistige Munterkeit empfinden, auf die man uns schon vorbereitet hatte; seine herzliche Achtung für Gurlitt that uns wohl, über Bernhardi und Nolte hatten wir auch nur Erwünschtes zu vernehmen, und als wir uns nicht ohne Absicht rühmten, von letzterem auch an Niemeyer empfohlen zu sein, der uns längst als Zielscheibe der scharfen und neckenden Pfeile des fernhintreffenden Helden bekannt war, hatten wir uns des heitersten Scherzes zu erfreuen, der höchst anmuthig den Gegenstand gleichsam durch die Finger gleiten ließ, ohne ihn halten zu wollen, noch geradezu wegzuwerfen. Späterhin fand ich bei Niemeyer denn doch einen wohlmeinenden Sinn, der an seiner Stelle viel Gutes gewirkt haben mag, aber freilich im Wissenschaftlichen einer eitlen Mittelmäßigkeit fröhnte, die sich auch im Geselligen nicht verläugnen konnte, und mich ungeachtet der eifrigsten Einladungen nur abschreckte, ihn und sein Haus öfters zu besuchen.

Durch Lea Mendelssohn, war ich dem Kapellmeister Reichardt empfohlen, der in Gibichenstein mit zahlreicher Familie ein eignes Haus bewohnte, und einen schönen Garten mit glücklichen Anlagen und Pflanzungen hügelauf erweiterte.

Kunstübend und gastfrei, dabei litterarisch und nach Umständen politisch vielthätig, mit Gelehrten und Vornehmen weit und breit verbunden oder bekannt, führte Reichardt in Halle gleichsam das Ansehn und Wort des gebildeten Weltmannes, und wenn auch seine vermittelnde oder beschützende Vornehmheit heimlich einigen Spott erfuhr, so wurden sie doch in offenbarer Weise nicht leicht streitig gemacht. Selbst die Studenten, von denen er in einer Zeitschrift allzu leichtsinnig gesagt, sie seien leider noch sehr roh und ungesittet, und die ihm deshalb kürzlich die Fenster eingeworfen hatten, erkannten seine Ueberlegenheit mit lächelnder Billigung an, als er gleich darauf in derselben Zeitschrift unter Berufung auf das Vorgefallene seine frühere Aeußerung widerrief. Auch für mich und Neumann eröffnete sich freundlich seine Gönnerschaft, und er machte es zu einer Hauptsache, daß wir seinen Schwiegersohn Steffens und dessen und seinen Freund Schleiermacher, für welche wir unbegränzte Verehrung bezeigten, zuerst bei ihm sehen sollten. Dies geschah am nächsten Sonntage zu Mittag, und gerade in der reichen Umgebung weniger günstig. Denn der heitre, jugendlich hübsche, von beredter Geistigkeit sprudelnde Steffens ließ zwar unter keinen Umständen sich in seiner Lebhaftigkeit stören, und war eine so liebenswürdige als geniale Erscheinung; aber der unansehnliche, in seinem Benehmen zurückhaltende, Gemüth und Begeisterung fast verläugnende und nur zuweilen kurz und scharf dazwischen redende Schleiermacher verschwamm in der Gesellschaft, die ihn mehr bedeckte als trug, und beide Freunde zeigten sich in eingeübten Scherzen und übereinkömmlichen Redensarten dieses Kreises mehr daheim und behaglich, als uns, die wir solchen Männern vor allem unsre Bewunderung und unser Zutrauen anzubringen strebten, lieb sein konnte. Besonders war Schleiermacher ganz wider unsre Erwartung, ohne daß dies jedoch der großen Verehrung, die wir für ihn hegten, Abbruch that, denn was er der Einbildungskraft nahm, ersetzte er durch klaren leuchtenden Verstand. Die Frauen des Hauses huldigten ihm sehr, und man widersprach ihm nicht leicht, welches Steffens schon eher leiden mußte, besonders von Reichardt, der seine

Nächsten auch wohl in Dingen, worin sie ihn übersahen, zu berichtigen liebte, und so auch seinen Schwiegersohn, zu unserm großen Aergernisse, zuweilen etwas zu hofmeistern versuchte. Die Kapellmeisterin war schweigsam, dem Anscheine nach eine steife Fee, aber in Wahrheit ein hartnäckiges Familienhaupt, welches die ganze Verwandtschaft und den Haushalt in gegebene Eigengehörigkeit streng zusammenhielt. Luise, die älteste Tochter, von den Blattern mißhandelt und vom Schicksal, das ihr hinter einander zwei ausgezeichnete Bräutigame, Eschen und Gareis, durch frühen Tod geraubt, hatte als Tonkünstlerin Verdienst und Ruf, übrigens aber, bei sehr tüchtigen und werthvollen Eigenschaften ein weichmüthig empfindelndes Reden und Benehmen, das dem Belächeln allzu leichtes Spiel gab. Die Professorin Steffens strahlte in gesunder Schönheit, sie war an Huldigungen gewöhnt, erwartete sie jederzeit, dankte nie dafür, und zeigte bei Gelegenheit einen stolzen und harten Karakter; hierin stimmte ihr eine jüngere schöne Schwester, Friederike, merklich zu, was man indeß noch eher als jugendliche Schalkhaftigkeit auslegen mochte; eine jüngste Tochter Sophie und ein Knabe Fritz, waren noch Kinder, der letztere jedoch schon merkwürdig verzogen und verhätschelt. Die ganze Familie gebärdete sich vornehm, sang und musizirte ausgezeichnet, und fast im Uebermaße. Schleiermacher's Schwester Nanny machte dazwischen eine stille, doch zuweilen auch auflachende, herrnhutische Erscheinung, Wilhelmine Wolf die eines begabten und munteren Weltkindes; Karoline Wucherer stellte ein harmonisch gebildetes Frauenzimmer von Gefühl und Verstand, und von gediegenem Werthe dar, und einige ab- und zugehende Freundinnen, so wie auch mancherlei Herren, aus dem Kreise der Stadt und der Universität füllten die Statistenrollen dieser Gesellschaft zahlreich aus.

Schleiermacher und Steffens luden uns zu ihren Gesellschaften ein, wozu jeder von ihnen einen bestimmten Abend in der Woche ausersehen hatte. Wir kamen dadurch sogleich in ein näheres Vernehmen mit diesen Lehrern, denen uns anzuschließen wir die entschiedene Neigung auch in jeder Weise darlegten. Nicht an festgesetzten Tagen, aber zuweilen, nach

Gunst und Gelegenheit, lud uns auch Wolf zu sich, und Haus und Garten von Reichardt standen fast jederzeit dem Besuch eröffnet. Von allen diesen Beziehungen hatte sich gleich anfangs Neander hartnäckig zurückgehalten, und seine zum starren Trotz gewordene Schüchternheit war durch kein Zureden zu überwinden. Er machte die nothdürftigen Besuche bei den Professoren, deren Vorlesungen er zu hören dachte, ließ sich mit ein paar jungen Theologen, Budde und Strauß, bekannt werden, die hinter dem Sonderling einige bedeutende Eigenschaften witterten, und saß übrigens immerfort bei seinen Büchern, indem weder Natur noch Geselligkeit für ihn den geringsten Reiz hatten. Diese angehende Entfernung zwischen uns mußte aber gerade durch die große Nähe unsres Zusammenlebens noch stärker hervorwachsen; die Unordnung, der Schmutz und die Zerstreutheit des Stubengenossen wurden mit jedem Tage unerträglicher, ich konnte weder meine Papiere und Bücher, noch meine Wäsche und Kleider gehörig schützen; alles Geräthe des täglichen Gebrauchs war ohnehin Preis gegeben; wenn er Lust bekam laut zu lesen, ließ er sich durch keine Einwendung hindern; meinen Platz am Schreibtisch, wenn er ihn besetzt hatte, wollte er nicht räumen, ja ich fand ihn sogar, anstatt in seinem Bette in dem meinigen liegen, weil ihm dergleichen Vertauschung ganz gleichgültig war, und er meinte, sie sollte es dem Andern eben so sein. Die wiederholten Zurechtweisungen, die sich nach Verhältniß der wachsenden Ungebür steigerten, waren ihm unleidlich, er sah sie als willkürliche Chicanen an, und da er überdies das Mißgeschick hatte, fast bei jedem Gange zur Stadt und nach Hause, den doch sehr einfachen Weg zu verfehlen, so entschloß er sich eines Tages kurz und gut, nahm mit Hülfe jener Theologen eine eigne Wohnung in der Stadt, und sagte mir die Gemeinschaft auf, wodurch ich einer großen Last ledig wurde, wiewohl ich mit Neumann nicht wenig in Sorgen stand, was nun aus dem Unbeholfenen werden solle, bis wir uns versichert hatten, daß seine neuen Bekannten ihm die dringendste Aushülfe nicht fehlen ließen.

Aber auch ich sollte des reizenden Wohnortes auf dem

Lande in dieser gewonnenen Erleichterung nicht lange froh sein. Das Haus hatte eine Gastwirthschaft, welche in der Woche fast gar nicht, und selbst an Sonntagen nur mäßig besucht wurde. Die meiste Zeit war der ganze Raum, Saal, Garten, Stromufer und Wiesen, wie für uns allein da; herrliche Vormittage und Abende verlebten wir im Freien, und nicht selten ließen wir den Gesang Homer's am Wasserfall mit den schäumenden Wogen laut in die Wette rauschen. In dieser schönen Freiheit fand mich noch Eberty, der mich auf ein paar Tage von Leipzig her besuchte, und sich meines Glückes theilnehmend freute. Gleich nachher aber änderte sich alles dies plötzlich, indem der Saal dicht neben mir vermiethet wurde, und die pommersche Landsmannschaft ihren Fechtboden dahin verlegte. Hunderte von Studenten strömten nun zu allen Tageszeiten ab und zu, und das Geklirr der Waffen und das Geschrei bei den Fechtübungen überstieg alle Vorstellung, keine Abgezogenheit hielt gegen diese Betäubung Stand, und da eine solche Nähe auch in andrer Hinsicht manches gegenseitige Mißbehagen und Gränzstreitigkeiten erwecken mußte, die noch zum Glück bei großer Dreistigkeit von meiner Seite, ohne Reibung abliefen, so fand ich es gerathen, diese Wohnung zu verlassen und ebenfalls in die Stadt zu ziehen, während Neumann ein Stockwerk höher ungestört noch verbleiben konnte. So war wenige Wochen nach unsrer Ankunft das gewollte und erlangte Zusammenleben durch zufällige Aeußerlichkeiten schon wieder aufgehoben, und von uns Dreien wohnte keiner mehr mit dem andern, ja sogar die Studien, in welchen wir so eng vereint zu sein dachten, trieben uns bereits in abweichende Richtungen.

Die Vorlesungen hatten angefangen, und fleißiger und eifriger als wir in dieser Zeit waren, ließen sich wohl keine Zuhörer denken. Die alte Geschichte bei Wolf war ungemein reichhaltig und anregend, er trug weniger eine Erzählung als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor, und versetzte die Zuhörer unmerklich in solche Selbstthätigkeit und Mitarbeit, daß man am Schlusse der Stunde sich stets in der heitersten und wärmsten Stimmung, in der angenehmsten Aufregung

aller Geisteskräfte fand. Meiner philologischen Neigung versagte ich nicht, in den Frühstunden die Exegese der Briefe des Apostels Paulus bei Schleiermacher zu hören, und meinen medizinischen Absichten sollten vorläufig die zwiefachen Vorlesungen von Steffens über philosophische Physiologie und experimentale Physik genügen, indem vor den völlig medizinischen Vorlesungen eines Reil, Loder oder Kurt Sprengel, mich noch einigermaßen schauderte. Bei Schleiermacher empfand ich bald entschiedenen Gewinn; seine Behandlung des Gegenstandes, die sichre Kritik, die feine Dialektik, waren bildend auch für anderweitige Einsicht, und selbst dem Gemüth eröffneten sich aus diesen geordneten und klaren Geisteswegen sittliche Einwirkungen. Steffens hingegen riß gleich von Anfang seine Zuhörer in Begeisterung fort, es war unmöglich in diesem Gedränge von tiefen Anschauungen, großartigen Verknüpfungen und blühenden Sprechweisen, die seiner Beredsamkeit entquollen, sich einer aufwallenden Theilnahme zu erwehren. Ich versetzte mich mit Leichtigkeit in die naturphilosophischen Ansichten und Ausdrücke, ich sah mit Bewunderung den begeisterten Lehrer einen ungeheuern Stoff herrschend durchschalten, ich freute mich der Liebenswürdigkeit eines Vortrags, der immer ein bewegtes Herz erkennen ließ, und selbst in dem steten Kampfe des Dänen mit der nur halb bezwungenen deutschen Sprache einen neuen Reiz empfing. Diese Vorlesungen waren auf solche Weise ein stets erneuertes Fest, ein Genuß, dem man mit gleichem Vergnügen nachsah und wieder entgegenblickte; sie zeigten aber ihren höchsten Werth erst dann, wenn man sie mit den Schleiermacher'schen gleichsam in ein Ganzes verflocht; diese Besonnenheit und jene Begeisterung schienen sich wechselseitig zu vervollständigen, und beide Männer in den Hauptsachen einverstanden und zusammenstimmend, sahen sich gern in diese Gemeinschaft gestellt, welche für die näheren und vertrauteren ihrer Jünger in aller Kraft wirklich bestand, so daß die Theologen auch Steffens hörten und die Naturbeflissenen sich Schleiermacher'n anschlossen.

Mit treuem Fleiße setzten wir neben allem andern unsre griechischen Studien fort, und besonders blieb unser Eifer

dem Homer zugethan. Wir verschafften uns leicht die früheren Vorlesungen Wolf's über die Ilias in nachgeschriebenen Heften, die Prolegomena wurden nach Inhalt und Form wiederholt in Betracht gezogen, und selbst die Weitläufigkeiten des Eustathios schreckten nicht ab, ich las einen großen Theil seines Kommentars mit genauem Aufmerken durch.

Wie das Homerische durch Wolf, war aber auch das Platonische durch Schleiermacher jetzt in Halle stark im Schwunge, und wir selbst hatten dessen auch schon zu viel mitgebracht, als daß nicht die fernere Beschäftigung damit sich uns in dieser Luft unwiderstehlich aufgedrängt hätte. Die Arbeiten von Heindorf, in welchem sich der Schüler Wolf's und der Freund Schleiermacher's bei demselben Stoffe glücklich vereinigt fanden, und die Wolfische Ausgabe des Gastmahls, so wie die beider Bände der Schleiermacher'schen Uebersetzungen gewährten die erwünschtesten Hülfsmittel und unerschöpfliche Anregungen. Ich setzte auch den Herodotos noch fort, und machte mir mancherlei mit der griechischen Anthologie zu schaffen. Das Tüchtigste aber, was wir unternahmen, und was uns, hätten die Umstände nicht zu frühe Unterbrechung herbeigeführt, außerordentlich gefördert haben würde, war die Privat-Uebung, die wir unter Immanuel Bekker's Leitung, welchen damals Wolf seinen gediegensten und liebsten Schüler nennen durfte, im Lesen des Aristophanes und im Schreiben des Griechischen anstellten. Es war uns schon heilsam des geringen Standes unsrer Anfänge neben einer solchen Meisterschaft recht inne zu werden und zu bleiben.

Was irgend in Halle von ausgezeichneten jungen Leuten war, konnte uns nicht entgehen, denn außer den genannten Vereinigungsorten gab es schwerlich andere, wo Geist und Bildung bedeutend aufgestrebt hätten. Ich muß einige dieser Jünglinge hier vorläufig nennen, auf deren Wesen und Wirkung ich noch öfter werde zurückkommen müssen. Einer der ersten und merkwürdigsten war Nikolaus Harscher aus Basel, der Medizin beflissen, aber seit längerer Zeit fast nur Zuhörer von Steffens und Schleiermacher, indem die phi-

losophische Richtung bei ihm jede andre zurückdrängte. Sein dialektisches Hebezeug, durch eine unglaubliche Leichtigkeit eines gar nicht schönen, aber raschen und bezeichnungsvollen Sprechens unterstützt, scheute weder die größten Massen noch die feinsten Verwickelungen. Mit den Naturwissenschaften schon ziemlich vertraut, hatte er seine Stätte jetzt vorzüglich in Schleiermacher's Ethik aufgeschlagen, und von hier aus sich um das Alterthum, worin er ebenfalls mit Hülfe Bekker's das Versäumte nachzuholen strebte, um Geschichte und Dichtkunst eifrig bekümmert, besonders aber die Lebensverhältnisse selbst, die Neigungen, Thätigkeiten und Formen des einzelnen Daseins wie der Geselligkeit zum Gegenstande seiner nie rastenden Untersuchungen und Besprechungen erwählt. Da er mit seinen eignen Zwecken und Neigungen gar nicht auf dem Reinen war, auch in persönlicher Hinsicht sowohl durch Drüsenkrankheit, als auch wahrscheinlich durch irgend ein heimliches Gebrechen ein eignes Mißbehagen gegen die Natur empfand, so war sein Geist gar sehr zum Ironischen und Humoristischen hingetrieben, und darin eben so gewandt als kühn, und oft wirklich bewundernswerth. Eine tiefe Eitelkeit, die er selbst verdammte, beherrschte ihn, er mochte sich nicht unvortheilhaft zeigen, und weil er doch in mancher Hinsicht nicht anders konnte, that er es nun gerade aus Rache, und eitelte mit seiner gekränkten Eitelkeit, wie er denn sein etwas röthliches Haar, das ihm abscheulich dünkte, doch wieder mit Stolz in größter Ueppigkeit an Backen und Unterkinn erst recht zur Schau trug. Ich fühlte mich sehr zu ihm hingezogen, und voll Theilnahme für seine Gaben und Schwächen; er aber hielt sich anfangs etwas zurück, und ließ sich erst nach und nach gewinnen. Einen näheren Freund hatte er schon in Adolph Müller, einem Mediziner aus Bremen, der ganz das Gegentheil von ihm war. Ein schöner, gesunder und einfacher Jüngling, hatte dieser sein erwähltes Studium gemessen verfolgt, und dabei die höheren Bahnen der Naturphilosophie und der Ethik nicht verabsäumt, auch die Gaben der Poesie reich in sich aufgenommen. Künstlerische Uebung der Musik, worin auch Harscher mit Liebhaberei wissenschaftliche Einsicht

anstrebte, vollendete seine persönliche Bildung zu harmonischer Bedeutenheit. Mit beiden in geistiger mehr als herzlicher Innigkeit stand Alexander von der Marwitz, aus der Mark, erst neunzehnjährig, aber an klassischer Bildung, an Geschichtskenntniß, philosophischer Auffassung und persönlicher Haltung, ganz außer Verhältniß dieser Jahre reif und sicher. Er war edel, stolz, ernst und rasch, gebieterisch von Gemüth und Geist, aber auch fein und zart im Beschauen und Bemerken, für künstlerische Sprachdarstellung mit Sinn und Gaben vorzüglich ausgestattet, wodurch auch seine Freundschaft mit Bekker um so fester begründet wurde. Unter seinen nächsten Landsleuten erschienen von Voß und von Gerlach besonders ausgezeichnet, mit denen wir uns in Gibichenstein und anderwärts gern begegneten. Ein Schlesier, von Przystanowski, ungeachtet seines polnischen Namens ganz deutsch, bildete seine guten Anlagen für philosophische Naturwissenschaft im Stillen beharrlich aus. Zwei Brüder Rust aus Dessau, beide der Musik wohl kundig, zeigten den besten Willen. Die beiden Focke aus Berlin drängten sich lebhaft heran, der ältere mit mehr Eifer als Berechtigung, wie es schien, und daher ohne sonderlichen Erfolg und Dank. Auch ein paar preußische Edelleute machten ihre Namen und Empfehlungen einen Augenblick geltend, ohne doch sonderlich beachtet zu werden. Ein Doktor Klinger aus Wien, und der Prediger Blanc, welcher von Berlin nach Halle gesetzt worden war, fehlten bei Schleiermacher selten; auch sah ich daselbst vor ihrem Abgange von der Universität noch mehrmals die Philologen Karl Thiel und Johannes Schulze, von welchen der letztere als Schriftsteller durch mancherlei Versuche, und mehr noch als preußischer Staatsbeamter durch thätige Wirksamkeit für Universitäten und Schulen sich bekannt gemacht hat. Ich suchte ferner einen jüngeren Bruder meines Theremin auf, lernte Neander's neue Freunde Strauß und Budde flüchtig kennen, und erinnere mich auch dem damals sehr jungen Börne aus Frankfurt am Main, der unter Reil's Aufsicht und Obhut studirte, öfters begegnet zu sein.

Umgang und Freundschaft solcher Art auf der Universität

zerstreuen nicht, sie beleben und kräftigen vielmehr die Studien, und gehören wesentlich mit ihnen zusammen, denn die Wissenschaften und Geistesarten treten dabei in ihrer Wechselbeziehung hervor, und die Gemeinschaft wie die Verschiedenheit der Gegenstände, mit denen man beschäftigt ist, wird jedem ächten Streben zur größten Förderung. Ein wichtiges Erforderniß scheint jedoch hiebei, daß der Verkehr möglichst unter Studirenden abgeschlossen bleibe, und nicht nach andern Lebensgebieten zu sehr hinaus verlockt werde, wo der wissenschaftliche Boden weicht, und die befangenen und auch wohl oberflächlichen Verhältnisse einer entwickelteren Lebensstufe anheben. Neumann und ich, die wir früher in die Prüfungen des Erlebens geworfen, als zu den Studien gekommen waren, hatten den Willen, uns jetzt in diese redlich einzuhalten, allein die Thatsache, daß unser Sinn großentheils darüber hinausging, ließ sich weder läugnen noch abwenden, so wenig eine völlig aufgegangene Blüthe sich wieder auf den Stand einer zugeschlossenen Knospe zurückzwängen läßt. Schon den Andern waren wir mehr als gewöhnliche Studenten. Unsre Schriftstellerei machte sich ruchtbar, und fand hier sogar Beachtung; unser neustes Opus, der Ausfall gegen Wiedel, wurde gutgeheißen, und man las in vielen Zeitschriften Lob darüber. Die Professoren behandelten uns als junge Gelehrte. Dies trat recht auffallend hervor, als gegen Ende des Mai, Bernhardi auf ein paar Tage nach Halle kam. Wir waren beständig mit ihm, und wer ihn haben wollte, lud auch uns mit ein. So war ich der Gast des Geheimen Rath Schmalz und des Professor Hoffbauer in der Gesellschaft auf dem Jägerberge, einem schönen Lustort in der Stadt, wo der berliner Freund bewirthet wurde. Wir genossen auch das gute Glück des vertrauten Zugegenseins und Theilnehmens, als die würdigen Alten bei Fröhlichkeit und Wein wieder jung wurden, und ihren Geist in studentische Freiheit setzten. Der gute Hoffbauer ließ nicht nach, sondern schleppte uns Alle noch zu besserem Weine, wie er selbstgefällig versicherte, in seine Behausung, wo er uns, während er selbst in den Keller hinabstieg, zu einer Gartenlaube wies. Hier trafen wir einen Mitbewohner des

Hauses, den Professor Konopack, der im Schlafrock bei einer Pfeife den Brunnen trank, und sich ungern gestört sah. Da er dies sogar merken ließ, so wurde er sogleich die Zielscheibe eines Schwarms von Sticheleien, die mehr oder minder empfindlich ausfielen. Wolf ergriff eine Wasserflasche, und ihren Inhalt verächtlich erkennend, rief er aus: „Was ist das Herr Kollege, ich glaube gar, Sie lassen das jus strictum laxiren? — Nun, das wollen wir auch thun, und so machen Sie uns vor allem etwas Platz, damit wir das schlechte Wasser hier durch guten Wein ersetzen!“ — Der Nüchterne entzog sich hierauf ganz im Stillen. Wolf aber war im Zuge, freute sich, daß der Konopack sich gepackt habe, und alle die Scherze, Launen, Bemerkungen und Witzeleien, die geistreich und unerschöpflich aus ihm hervorgingen, wären schon damals kaum zu behalten gewesen, geschweige denn jetzt wiederzugeben. Als Hoffbauer endlich mit Flaschen beladen taumelnd emporstieg, wandte sich die Verhöhnung auch gegen ihn, seinen köstlichsten und theuersten Wein fand man abscheulich, und Wolf, der ungeachtet der lustigen Stimmung sich durchaus nicht betrinken wollte, täuschte und vereitelte alles Aufnöthigen des beeiferten Wirthes, der gerade jenes zu bewirken wünschte, durch das einfache Hülfsmittel, daß er die erneuten vollen Gläser stets willig annahm, aber jedesmal vor unsern Augen den Inhalt hinterrücks ausgoß, indem er laut versicherte, es fehle an Feuchtigkeit, die Pflanzen verdorrten und müßten begossen werden. Ich deute natürlich nur den äußerlichen Umriß dieser Sachen an, die geistige Belebung derselben mag sich jeder nach dem Bilde hinzu denken, welches er von Wolf's aufgeregtem und völlig freigelassenen Genius zu fassen im Stande ist. Aber auch Bernhardi's muntre Geselligkeit muß dabei in Anschlag kommen, so wie der liebenswürdige Eifer des tauben Hoffbauer, der schon des Zustandes genoß, in welchen die Andern gleichfalls zu versetzen, er weder Kosten noch Bemühen scheute. Mir wenigstens blieb dieser Abend als Maßstab und Beispiel für so manches dieser Art, was erlebt und berichtet wird, zum steten Rückblick unzerstörbar im Andenken.

Während der ſchönen Sommermonate kam hierauf noch andrer Beſuch nach Halle, der uns ſchon eine Zeitlang angekündigt und uns höchſt erwünſcht war. Achim von Arnim erſchien, und bezog in Gibichenſtein bei Reichardt die für ihn ſchon bereit gehaltene Gaſtwohnung. Seine ſtattliche Größe und edle Haltung, ſein ungezwungener Freimuth und geſelliger Frohſinn vereinigten ſich zu einem durchaus wohlthätigen Eindruck. Man ſah ihm ſogleich an, daß in ihm weder über ihn ſelbſt, noch über die Außendinge ein ſtörender Zweifel war, daß er ſeinen Neigungen harmlos folgte, und durch keinerlei falſche oder verdeckte Anſprüche geleitet wurde. Auch daß das Glück ihn durch Naturgaben und Umſtände günſtig bedacht, ihn zu keinen verkehrten oder beengten Verhältniſſen hinabgedrückt, ſondern ihm jede Entwickelung erleichtert hatte, ließ ſich an dieſem gelungenen Menſchengebilde wohl wahrnehmen. Ich ſpreche hier von ſeiner damaligen Erſcheinung, was in ſpäterer Zeit dieſes heitere Bild hin und wieder getrübt haben mag, bleibt künftigem Orte, ſofern es nöthig ſein wird, vorbehalten. Arnim war für mich ein herrlicher Anblick, den einiges übelwillige Reden Harſcher's, und kopfſchüttelnde Lächeln von Marwitz und ſelbſt von Steffens, ſo wenig wie die Reichardt'ſche Umgebung, welche hier ganz untrennbar war, mir nicht verkümmern konnten. Mit mehr liebevoller Offenheit war mir noch niemand entgegengekommen, mein grüßendes Wort aus Hamburg hatte den freundlichſten Sinn zu herzlicher Erwiederung aufgefordert, und ich ſah mich auf den beſten Fuß zu dem anſehnlichen jungen Manne geſtellt. Gleichwohl entſtand keine eigentliche Vertraulichkeit, und ſowohl das Reichardt'ſche Weſen, als auch unſre ſehr abweichenden Beſchäftigungen hielten uns aus einander.

Eine zweite ausgezeichnete Erſcheinung war Karl von Raumer, der Freund Koreff's und auch ſchon unſer Genoſſe durch ſeine Almanachsbeiträge. Von mittler Geſtalt, leicht und beweglich in Gliedern und Sinn, verband auch er Heiterkeit und Ernſt in ſeinem jugendlichen Weſen, das neben kräftigem Uebermuth auch zarte Schwärmerei durchblicken ließ. Er hatte mit beflügeltem Geiſte die Kunden der Natur und

der Geschichte ausgebeutet, und alles Wissen zu den glänzendsten Ideen verarbeitet, die er reich, gebildet und sanft jeder Mittheilung lebhaft darbot. Steffens war mit ihm in traulichster Freundschaft, Schleiermacher aber, der sich mit dem Jünglinge Du nannte, zeigte eine fast verehrende Liebe für ihn, und nahm seine oft nur flüchtigen Aeußerungen, wie goldne Sprüche eines Begeisterten auf. Auch Raumer eilte uns mit Herzlichkeit zu empfangen, sprach mir von seinen großen Studien zur Begründung philosophischer Geschichtseinsicht, die nach Maßgabe der damals noch sehr dürftigen Mittel, schon geradezu auf Indien und auf das Sanskrit losdrangen, und zeigte mir in seinen Auszügen und Sammlungen Früchte eines erstaunlichen Fleißes, die ich aus meinen Büchern mit einigen seltenen Gaben sehr erwünscht vermehren konnte. Zu meinem Leidwesen aber war auch Raumer von dem Reichardt'schen Kreise ganz befangen, und zwar mit den stärksten Banden, denn er war heftig in die schöne Friederike verliebt, schon mit der Hoffnung sie zu heirathen, wie auch später in Erfüllung ging. Diese Gebundenheit wirkte kühlend auf unser Verhältniß, und die außerordentliche Gunst Schleiermacher's und die künftige Verschwägerung mit Steffens konnte Raumer'n auch sonst in dem jüngern Kreise nicht gegen die scharfen Zweifel und Angriffe schützen, welche Harscher und Marwitz, deren stolze Strenge im Versagen oft bis zur Härte ging, über die Tüchtigkeit und Gründlichkeit seines Strebens und Wissens fast mit Feindschaft ausdrückten; ihren Liebling gegen diese zu vertheidigen, gelang den Meistern selbst nicht immer, um so weniger mir, der ich mich seiner doch stets annahm, während jene dagegen fest auf ihrem Sinn, auch in der Folgezeit verharrten. Bekker und Przystanowski aber, welche auch schwer sich zur Anerkennung bequemten, und Raumer'n damals gar nicht wollten gelten lassen, mußten in späterer Zeit seine Anziehungskraft um so stärker erfahren, indem sie bei näherem Zusammenleben leidenschaftliche Zuneigung für ihn faßten.

Unter den Ausflügen, die wir in die Landschaft machten, — am häufigsten nach Gibichenstein, niemals nach Passendorf, wo die Menge der Studenten jenseits der preußischen

Acciſe im Sächſiſchen, zu wohlfeilerem Taback und Bier täglich hinzog, — war auch eine Fahrt nach Lauchſtädt, dem lieblichen Badeorte, wo die weimariſche Schauſpielertruppe im Sommer ihre Vorſtellungen gab. Neumann, Marwitz, ich und noch zwei Andere beſtiegen an einem ſchönen Tage zuſammen ein Wägelchen, das uns auf den ſchlechten Wegen, mit Hülfe eifrigen Geſprächs, noch ſchnell genug an Ort und Stelle brachte. Die ſchattenreichen, breiten Anlagen, einladende Gebäude, und bunte regſame Geſellſchaft überraſchten uns wie eine erquickliche Oaſe in der Oede der zurückgelegten und nochmals zurückzulegenden Stunden und Räume. Wir trafen, wie dies an Theaterabenden gewöhnlich war, noch viele Halliſche Gäſte dort, ſo wie auch aus Leipzig, Merſeburg und Weimar der Beſuch nicht fehlte. Unſre Hoffnung Goethe'n zu finden, blieb aber leider getäuſcht. Um ſo eifriger waren wir, ſeine Eugenie zu ſehen, welche zu unſrer Freude, ſtatt eines angekündigten anderen Stückes gegeben wurde. Arnim, der auch mit Geſellſchaft gekommen war, fand ſich zwiſchendurch zu uns, und unſer gemeinſames Vergnügen wurde noch durch den Reiz erhöht, welchen die anmuthige Erſcheinung der Demoiſelle Jagemann aus Weimar für uns hatte; ſie war nicht zum Mitſpielen, ſondern nur als Zuſchauerin gekommen, da ſie jedoch mit Arnim wohl bekannt und von ihm lebhaft empfangen war, ſo hatten auch wir näheren Gewinn von ihrer Gegenwart. Das Stück wurde vortrefflich gegeben, die Hauptrollen mit leidenſchaftlicher Wirkung, das Ganze mit einem ſchönen Maße und wohlthätiger Ordnung, daß man alsbald fühlte, über dieſem Kunſtweſen müſſe großer Verſtand und tiefe Bildung mächtig ſchalten. Graff als Herzog, Madame Wolf als Eugenie, machten einen tiefen Eindruck, der auch die ſonſt laute Studentenſchaar zu aufmerkſamer Stille bezwang. Ueberhaupt thaten Schauſpieler und Zuhörer beiderſeits ihr Beſtes, und das kleine Haus, von deſſen Erbauung uns Goethe ſo antheilvollen Bericht giebt, konnte in der That ein Muſentempel dünken, in welchem Sinn, Anſtand und Zuſammenſtimmung des Oertlichen wie des Spiels, den Mangel reicherer Mittel völlig vergeſſen machten.

Die Verbindung mit den entfernten Freunden litt bei den neuen Bekanntſchaften auf keine Weiſe; mein in jedem Sinne lebhafteſter Briefwechſel fand mit Hamburg ſtatt, ſowohl mit Fanny Hertz, die ſich als die theilnehmendſte Freundin erwies, und deren Briefe, ſo wie die meinigen, wären ſie nicht verbrannt, mich jetzt in die ganze Fülle jener Lebenstage am reichſten zurückverſetzen könnten, als auch an meine Schweſter, welche mit jener in wachſendes Vertrauen und Bündniß getreten war. Auch an Lüders, an Reinhold und Gurlitt verſäumt' ich nicht zu ſchreiben. In Berlin waren Madame Cohen, Bernhardi und Eberty unſerm gemeinſchaftlichen Andenken theuer und anregend, und mit Theremin, der dort wieder aus Genf und Paris eingetroffen und Erziehungsaufſeher in einem polniſchen Hauſe geworden war, entſpann ſich ein eifriger Verkehr. Am wenigſten wurde Chamiſſo vergeſſen, der in Hameln ſeiner verlangten Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt ungeduldig harrte, und dann unverzüglich zu uns zu kommen dachte. Er hatte in Nenndorf die Bekanntſchaft des Barons und der Baronin von Fouqué gemacht, und uns von dem Ehepaar viel Liebes mitgetheilt. In ſeinen Planen und Abſichten wurde er auch von dieſer Seite nur beſtätigt, da Fouqué ebenfalls das Kriegsweſen verlaſſen, und ſich ganz der Dichtkunſt ergeben hatte. Der Sommer war indeß ſtark vorwärts geſchritten, und die Antwort auf das eingereichte Abſchiedsgeſuch kam nicht, aus ſehr natürlichem Grunde, denn daſſelbe war bei dem Oberſten unbefördert liegen geblieben, und mußte wiederholt werden. Aber in der Zwiſchenzeit hatten die politiſchen Ausſichten ſich wieder getrübt, und die Möglichkeit eines Krieges war näher getreten, der Abſchied, welcher früher ohne Schwierigkeit zu erlangen geſchienen, wurde jetzt verweigert, und Chamiſſo war gezwungen, wenn er nicht auffallende und ihn manchem Mißurtheile ausſetzende Schritte thun wollte, eine entſchiednere Wendung der Dinge, in ſeiner bisherigen Lage ferner abzuwarten. Er und wir mußten uns in das Unvermeidliche, wenn auch noch ſo unwillig fügen, und hofften nur, daß die Ungewißheit nicht lange dauern würde. Unſer Briefwechſel aber diente zugleich unſrer litte-

rarischen Thätigkeit, denn ich hatte mit Chamisso die Fortsetzung des Almanachs und mit Neumann die Herausgabe einer andern Sammlung von Aufsätzen im Sinn, wozu wir die angemessenen Beiträge verabreden und einfordern mußten. Chamisso ließ uns Verse und Prosa nicht fehlen, Bernhardi gab ein humoristisches Todtengespräch, meine Schwester, eine wohlgearbeitete Novelle, und Reinhold und Theremin versprachen Gedichte, so wie auch Fouqué, der mir durch Bernhardi ein Exemplar seiner eben erschienenen dramatischen Historie vom Ritter Galmy übersandt, und mir durch ein solches unverhofftes Ehrengeschenk, an welches ein brieflicher Verkehr sich sogleich anschloß, keine geringe Freude gemacht hatte. Zwar der Almanach kam nicht zu Stande, weil der hamburgische Buchhändler der unentgeldlich angebotenen Waare mißtraute, gern aber verlegte er die andre Sammlung, welche er sogar mit einem Friedrichsd'or den Bogen honorirte. Manche der dem Almanach bestimmt gewesenen Gedichte mochten wir ungern zurücklassen, und schoben sie daher zwischen die andern Aufsätze ein, da der gewählte Titel: „Erzählungen und Spiele", jede Mischung erlaubte; wir handelten darin ganz naiv und arglos, und waren einigermaßen betroffen, aber doch gleich mit dem Witze des Schicksals einverstanden, auf welchen Chamisso aus der Ferne uns erst aufmerksam machen mußte, daß durch unsre Anordnung der genarrte Verleger nun dennoch druckte und sogar bezahlte, was er umsonst nicht gewollt hatte.

Ich zeigte mehreres zum Druck Bestimmte vorher Schleiermacher'n, und erbat sein Urtheil und seine Rathschläge. Neumann's Uebersetzungen aus dem Italiänischen des Boccacio und Macchiavelli, konnten als zu wörtlich der fremden Sprache folgend, und daher die deutsche verrenkend, keinen förmlichen Beifall erhalten; allein so überwiegend neigte die von Voß und Wilhelm Schlegel in Gang gebrachte Uebersetzungskunst, zu der auch Schleiermacher bei seinem Platon sich bekannte, auf Nachbildung äußerer Formen hin, daß jene Mißgebilde, welche später in Woltmann's Tacitus sogar noch überboten wurden, als äußerste Versuche noch immer des Druckes werth dünkten. Ein Mährchen von Chamisso

fand Schleiermacher sehr schön, und lobte auch ein dramatisches Spiel von mir, welches in künstlichen Formen einen erzwungenen Stoff mit einiger Gewandtheit verarbeitete. Früher schon hatte er meine Uebersetzungen der Epigramme Platon's mit Wohlgefallen aufgenommen, und mit genauer Sorgfalt mir manche Verbesserung angegeben. Der Beifall und die Aufmunterung eines solchen Meisters waren mir unschätzbar, und ich verhehlte nicht, mit welchen heißen Empfindungen ich hier mich anzuschließen begehrte, wo mir solche Gunst und Förderung schon gewährt wurde. Dergleichen sentimentale Bezeigungen wies die sonst kühle Besonnenheit Schleiermacher's gar nicht ab. Je mehr ich aber unter Einwirkung seines Umgangs und seiner Vorträge in eigner Bildung fortschritt, desto mehr empfand ich Zurückhaltung und Scheu, meine Verehrung in jener anspruchsvollen Weise nach augenblicklichen Aufwallungen darzulegen; durch steigenden Gehalt und tiefere Innigkeit, wurde meine Ehrfurcht nur bescheidener und schweigsamer. Dies aber wurde von Schleiermacher unglücklicherweise verkannt, die Veränderung entging ihm nicht, allein er schob sie irrig auf selbstische Kälte und hoffährtigen Dünkel, welche mein besseres Gefühl verdrängten. Er äußerte etwas dieser Art, Löbell erfuhr davon, ich weiß nicht wie, und machte eine gehässige Klatscherei daraus, die mir durch Neander endlich zu Ohren kam. Kein größeres Unrecht konnte mir widerfahren, ich empfand es gekränkt, aber mehr noch empört, und stand jetzt nur um so trotziger in dem Scheine da, welchen zu zerstreuen ich um keinen Preis auch nur die kleinste Bewegung gemacht hätte. Daß zugleich meiner vielen und schönen Kenntnisse gedacht worden, und Schleiermacher gemeint hatte, sie machten mich hoffährtig, erregte mein bitteres Lachen, denn ich fühlte tief die Unzulänglichkeit alles meines Wissens, sah mich in vielem hinter den gemeinsten Anfängern zurückstehen, glaubte nie genug zu thun, um die beschämenden Blößen zu decken, deren ich mir bewußt war. Meine Hochachtung für Schleiermacher wurde jedoch durch dieses Begegniß nicht geschwächt, noch mein Benehmen gegen ihn seitdem verändert. Auch wandte er sich bei nachfolgenden Gelegenheiten auszeichnend

und traulich zu mir, indem er zugleich gegen Andere meine Gesinnung und meine Fähigkeiten rühmte; aber dennoch warf jenes erste unglückliche Mißverstehen den Keim einer Unvereinbarkeit zwischen uns, welche in der Folge neue Irrungen nur um so leichter entstehen ließ.

Von Berlin her war die Gründung eines besondern Gottesdienstes für die Universität betrieben, und so weit gefördert worden, daß diese Anstalt am 3. August, dem Geburtstage des Königs, wirklich eröffnet werden konnte. Eine leerstehende, bisher zu andern Zwecken gebrauchte Kirche, war der Akademie überwiesen, und Schleiermacher zum akademischen Prediger bestellt. In jetzigen Tagen würde sich niemand über eine solche Einrichtung wundern, sondern die meisten sie ganz in der herrschenden Ordnung finden, und mancher vielleicht mit jammerndem Rückblick auf die arge Vergangenheit sogar die Frage aufstellen, wie man bis dahin ohne dergleichen nur habe bestehen und einen solchen Mangel verantworten mögen? Man muß aber in die Stimmung von damals sich zurückversetzen, um zu begreifen, welch auffallende Neuerung und welch gewagter Versuch diese Sache war. Das Christenthum war durch philosophischen Anschluß und poetische Behandlung in der letzten Zeit allerdings wieder zu größerem Ansehn gekommen, aber deßhalb glaubte man doch der kirchlichen Seite noch völlig fremd bleiben zu dürfen. Es gehörte der ganze Ruf Schleiermacher's, als eines tiefdenkenden, geistreichen, gelehrten Mannes dazu, um ein solches neues Predigtamt bei Ehren zu halten, indem Professoren, Bürger und Studenten, deren Mehrzahl sich kaum einfallen lassen konnte, eine fromme Erbauung zu suchen, nun doch insgesammt gewiß sein durften, eine durch Scharfsinn und Gewandtheit merkwürdige Rede zu vernehmen. Wirklich war die Kirche gepreßt voll, und eine angemessene Stille ehrte den Redner, der aber die herrschende Stimmung seiner bunten Gemeinde so gut kannte, daß er einen höheren Standpunkt, auf welchen er sie zu erheben wünschte, gleich durch die Wahl des Textes andeutete, und über die Worte des Apostels Paulus predigte: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht

Alle, die daran glauben." Man hörte ihn aufmerksam und ehrerbietig an, und versprach sich, diese würdige Unterhaltung fortzusetzen, in welcher wir näheren Jünger eine segenreiche Kraft schon lebendiger verspürten. In der That hatte die Sache guten Fortgang, und das religiöse Element, auf dessen Hervorrufung Schleiermacher seine ganze Kraft richtete, gewann mehr und mehr Boden, indem auch die hiefür empfänglichen Gemüther sich eifriger heranzogen, und die blos aus Bildung oder Neugier Zuhörenden, mehr und mehr abfielen.

Ich versäumte diese Vorträge nie, wiewohl mich kein eigentlich religiöses Bedürfniß zu ihnen zog. Ich wüßte keinen Abschnitt meines Lebens, in welchem ich der Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte, ein geheimes Erkennen und Verehren der göttlichen Macht und Liebe hatte mich selbst in den Anwandlungen des Uebermuthes und Hasses nie verlassen; ich führte meinen Gnadenbrief, um hier so zu sprechen, wenn auch zusammengedrückt und zerknittert, stets bei mir, und er konnte jeden Augenblick wieder entfaltet werden. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hat jemals einer Kirche sich wahrhaft verknüpfen wollen; die katholische hatte mir von Kindheit an nur Eindrücke des widrigsten Aberglaubens und der schnödesten Verkehrtheit gegeben; die protestantische schien mir den Glauben, mit welchem sie sich noch trug, entbehren zu können, und was dann übrig blieb an guten Lehren und Bildern, pflegt wahrlich trocken und nüchtern genug zu sein. In dem Zwiespalte der Vernünftelei dieser Kirche und des Aberglaubens der katholischen schien das religiöse Gebilde völlig entschwunden; das Reinsittliche konnte ohne solche Unterlage für sich recht gut bestehen, und die Gottergebenheit war auch aus der Philosophie herzuleiten, womit die vorchristlichen Weisen der Griechen und Römer sich ohnehin hatten behelfen müssen. Die geschichtlichen Gestalten der weltlichen Erscheinungen des Christenthums durften am wenigsten anziehen, sie hatten zu der verkündigten Liebe nur allzu oft kein andres Verhältniß, als die Schreckenszeit der französischen Revolution zu den Verheißungen der Freiheit und Gleichheit, und mir war schon früh aus

den Betrachtungen des Weltganges das Ergebniß unzweifelhaft, daß dieses hierarchische Christenthum sich überlebt habe und völlig weichen müsse, während der geistige Hauch und die liebliche Wärme der ursprünglichen Lehre freilich zu ewigem Fortwirken berufen seien. In diesem Sinne verfuhr auch Schleiermacher, und sein unverhohlenes Bestreben ging hauptsächlich da hinaus, die Religionslehre von dem Buchstaben der Bibel ganz unabhängig zu machen. Nicht anders, als dieses mein Verhältniß in Betreff der Religion, habe ich das der meisten Menschen gefunden, die ich während meines Lebens gekannt habe, der Vornehmen und Geringen, der Starken und Schwachen, und oft genug, wenn irgendwo sich eine Wunder- und Offenbarungsgläubigkeit noch behaupten wollte, ergab ein näheres Erprüfen, daß hiebei nur ein täuschender Schein waltete. Die kleine Zahl derer, welche ganz im Schooße des unbedingten Glaubens ruhen, konnte gegen die ungeheure Mehrheit schon nicht mehr in Betracht kommen, welche mit den Füßen allenfalls noch auf den alten Vorstellungen weilt, das Haupt hingegen längst von denselben abgewendet hat. Und wenn ich nicht nur auf den Glauben, sondern auch auf den Wandel und die Werke sehen wollte, so durft' ich mit allem Rechte gegen meine jüngern Freunde und auch gegen Steffens und Schleiermacher die ärgerliche Forderung aufstellen, man möchte mir doch einmal Christen zeigen, denn ich hätte deren leider noch keine getroffen, wenn ich nicht etwa ein paar fromme Juden so nennen sollte, die ich in Armuth und Verachtung nicht nur streng rechtschaffen, sondern auch gottergeben und milde ihren Bedrückern Liebes erzeigen gesehen. Durch meine fortgesetzte Aufmerksamkeit bei Schleiermacher und durch die nachziehende Macht seiner Lehrweise fand ich mich jedoch hier zum erstenmale aus der weiten Breite meiner Religionsansichten zu den Schranken einer bestimmten Kirchenlehre hingeleitet, und es gelang mir einigermaßen, das protestantische Christenthum, so weit ich es kannte, im Sinne des Bedürfnisses und der Empfindungen, die mir ursprünglich gegeben waren, aufzufassen. Allein schon verlautete, diese Lehre sei keineswegs die altbeglaubigte und anerkannte, und ich konnte mir nicht

verhehlen, daß ich selber das Bedürfniß und die Empfindungen, die mir ursprünglich gegeben waren, ergänzend hinzuthun mußte. In diesen lag mir aber die sicherste Ausgleichung für manches Vorgetragene, dem in seiner glänzenden Ausstattung geistig zu widerstehen ich nicht gerüstet war, das aber gleichwohl in mein Gemüth nicht eindrang. So hielt Schleiermacher unter andern eine gewaltig fortreißende Predigt über das Sterben, in welcher die Verneinung persönlicher Fortdauer nach dem Tode von den lichtvollsten Gedankenreihen umhüllt war, die sich gleichsam zum Ersatz jenes abgewiesenen Trostbildes herandrängten; ich ließ mich eine Zeit lang überreden, jenes Verneinen, dem auch die Naturphilosophie ihrerseits kühn zustimmte, sei die Wahrheit, und ich fühlte, nach einigem Schrecken, den eine so neue, bisher nie an meine Seele gelangte Ansicht wohl erregen durfte, mich bei ihr alsbald so beruhigt, wie ich es vorher gewesen war; allein mit besserem Fug und Recht, als in ihr selbst lag, denn es dauerte nicht lange, so wurde ich gewahr, daß ich die neue Ansicht nur als solche gefaßt, sie aber nicht als Ueberzeugung in mein Innerstes aufgenommen hatte, sondern im Gegentheil, während ich mich zu ihr zu bekennen meinte, der feste Glauben an die Unsterblichkeit der Seele mir im tiefsten Wesen unerschütterlich fortlebte. So ging es mir auch mit andern Lehrsätzen, bei denen mehr eine geistige Entwickelung, und oft nur eine dialektische Gewandtheit im Spiele war, kaum aber ein wahrhaft religiöser Inhalt zur Sprache kam, daher denn auch dieser für seine anderweitige Entwickelung glücklich frei blieb.

Diese Schleiermacher'schen Predigten waren kaum im Zuge, als uns die Religion auch von einer ungewöhnlichen Seite und in einer ganz besonderen Zubereitung nahegelegt und angetragen werden wollte. Zacharias Werner hatte seine Weihe der Kraft geschrieben, und Iffland sie in Berlin auf die Bühne gebracht. Der Dichter wollte die Religion, welche an und für sich als unschmackhaft und bitter, so häufig nicht mundete, mit Hülfe eines guten Geschmacks, den er hinzumischte, dem Publikum eingeben, und hoffte bei dieser Gelegenheit auch seine vorräthigen ästhetischen Gaben

nur um so besser an Mann zu bringen. Die „Söhne des Thals" und das „Kreuz an der Ostsee" waren schon in diesem Sinne gearbeitet. Ein Schritt weiter, und Luther stand auf der Bühne, wo er in jedem Fall von Wirkung sein mußte; um diese jedoch auf's äußerste zu verstärken, hatte der Verfasser dem tüchtigen und derben protestantischen Helden ein kindisches Beiwerk von mystisch sein sollender Tändelei zugesellt, wie solche wohl auf der untersten Stufe katholischer Bildung, grobsinnlich dargeboten wird. Dies Beiwerk war ihm eigentlich die Hauptsache, die er nur noch nicht eingestehen wollte, auf dem Theater aber galt vorzüglich die Rolle Luther's, oder vielmehr in ihr Iffland, der sie mit Meisterschaft darstellte. Jetzt kam er mit dem Manuskript nach Halle, und da hier keine theatralische Aufführung möglich war, so las er das ganze Stück gegen ein mäßiges Honorar vor. Alles war neugierig und drängte sich heran. Iffland las vortrefflich und ärntete besonders in seiner eignen Rolle, die er aus dem Gedächtnisse hersagen konnte und größtentheils wirklich spielte, lauten Beifall. Diesen Beifall auch dem Stücke selber anzueignen, waren im Anfang manche Stimmen sehr bemüht; Reichardt, der bei neuen Dingen stets voran war, und seine Unterstützung dem Landsmanne Werner, Ifflanden, und dem ganzen Vorgange schuldig glaubte, drängte sich umher, und munterte zur Bewunderung auf; Madame Elise Bürger, die eigends wegen dieser Vorlesung nach Halle gekommen war, sprach ihr Entzücken mit dem Nachdruck einer Kunstverwandten aus, welche sich nicht scheute in solcher Versammlung ziemlich laut zu reden, da sie schon gewohnt war als Hauptperson selber einem ähnlichen Zuhörervolke muthig dazustehen. Dergleichen Fürsprache und Bemühen gab sich aber nutzlos Blößen, und schadete sogar, das Stück mißfiel, auch dem natürlichen Sinne der meisten Studenten, wir Freunde ließen uns hart darüber aus und hatten die Befriedigung, unsre Urtheile durch höhere Autoritäten sofort bestätigt zu finden. Reichardt, nachdem er inne geworden, woher und wie stark der Wind wehte, zog die Segel wieder ein, und that dies, wie er pflegte, mit guter Art, indem doch immer einige Punkte

übrig blieben, an welchen ein Lob des dramatischen Talents, der guten Verse, und anderes der Art haften konnte, die Meisterschaft Iffland's aber ohnehin kaum bestritten wurde. Werner hatte schon vor längerer Zeit durch einen Brief an Chamisso voll der albernsten und frechsten Fratzen uns widrig abgestoßen, indem er uns heftig anzuziehen wünschte. Die Zeichen unsres Polarsternbundes waren ihm aufgefallen, er hatte sich danach erkundigt, hielt uns für eine gute Beute, und glaubte ein solches noch ziemlich loses Bündel frischer junger Leute für seine Zwecke besser zusammenschnüren zu können. Dieses Gelüst, unsre Oberleitung zu übernehmen, zog ihm nur zu, daß ich durch scheinbare Hingebung ihn zu mystifiziren beschloß, und in diesem Sinne auch an ihn schrieb. Was weiter hierin zu verschiedenen Zeiten erfolgte, ist bereits im Zusammenhange auf einem besondern Blatt aufgezeichnet, das künftig irgend einzuschalten sein wird.

Die Kriegsgerüchte und Truppenbewegungen hatten schon den ganzen Sommer mit schwächeren Friedensaussichten abgewechselt, bis diese, nachdem Napoleon durch Stiftung des von ihm abhängigen, und offenbar gegen Preußen gerichteten Rheinischen Bundes tief in Deutschland hinein festen Fuß gefaßt, völlig schwinden wollten, und in Preußen alles, was eine Stimme hatte, heftig nach Krieg verlangte. Reichardt war nicht der Letzte und versuchte sich in Kriegsliedern, die an den preußischen Grenadier nicht eben vortheilhaft erinnerten; es wurde den Oesterreichern darin sehr unziemlich vorgehalten, man habe im vorigen Jahre bei Ulm wohl gesehen, daß sie keine Preußen bei sich gehabt. Auch Achim von Arnim dichtete eine Anzahl Lieder von politischem Inhalt, und ein Lied auf den Rheinbund, das er mir vorlas, war in der That von glücklichster Tonart und schönster Laune. Preußische Truppen, welche sich allmählig gegen Süden und Westen zogen, waren in und bei Halle zu sehen, und erhöhten das Vertrauen und die Lust zum Kriege. Einige Hitzköpfe geriethen völlig in Wuth, wenn man einen friedlichen Vergleich noch für möglich halten, oder die Ueberlegenheit der preußischen Kriegsmacht über die französische nicht unbedingt annehmen wollte. Ich erinnere mich, daß ich mit

dem Geheimen Rath Schmalz über den Markt ging, und ein Offizier ihn mit Neuigkeiten ansprach, daß der Krieg nun entschieden sei und nichts den tollen Bonaparte mehr vom Untergange retten könne. Als ich von französischen Generalen sprechen wollte, fiel er heftig ein: „Generale? wo sollen die herkommen? wir Preußen haben Generale, die den Krieg verstehen, die von Jugend auf gedient haben, jene Schuster und Schneider, die erst durch die Revolution etwas geworden, können vor solchen Männern nur gleich davonlaufen. Ich bitte Sie um Gotteswillen, sprechen Sie mir nicht von französischen Generalen!“ — Das war mir zu arg, ich erwiederte kurz, die wahren Generale seien gerade die, welche es trotz ihrer Geburt oder ihres früheren Standes durch den Krieg geworden, sie kämen überall her, vom Dreschflegel, von der Elle, sogar zuweilen vom Paradeplatz und vom Wachtdienst, aber von letztern beiden wohl am wenigsten gewiß. Der Mann sah mich mit grimmigem Erstaunen an, Schmalz aber, der als heftiger Preuße doch jenes Unsinns sich schämte, trat eilig vermittelnd auf, bestätigte jedoch im Allgemeinen die letztere Aeußerung, indem er sie zugleich milder einkleidete, und das ungebärdige Gespräch verlief sich zuletzt in einem Schwall nutzloser Redensarten, unter denen man sich trennte.

Die Truppenzüge dauerten fort, in Halle nahm der General Graf von Wartensleben sein Quartier, und es hieß, seine Mannschaft würde fürerst in dieser Gegend stehen bleiben. Wir waren Freitag Abends wie gewöhnlich bei Schleiermacher beisammen, und besprachen diese Dinge, als wir unerwartet durch die Nachricht gestört wurden, am nächsten Sonntage werde Schleiermacher nicht predigen können, indem der Graf von Wartensleben sich die akademische Kirche habe überweisen lassen, um ein Magazin dort unterzubringen, und man fange bereits an, Säcke hineinzuschaffen. Schleiermacher war äußerst betroffen, er sah die kaum eingerichtete Anstalt, welche so reichen Segen verhieß, durch die Widerwärtigkeit im Beginn, und auf weit hinaus gehemmt, denn man konnte voraussehen, daß auch mit dem Abzuge der Truppen die Fortschaffung des Magazins noch keineswegs

erfolgen würde. Der Magistrat war beeifert gewesen dem General diesen schon früher zu solchen Zwecken gebrauchten Raum anzuweisen, der Prorektor hatte dazu die Achseln gezuckt, und so schien die Sache für diesmal nicht mehr zu ändern. Während nun alle in größter Aufregung den Fall besprachen, über die Willkür der einen und die Lässigkeit der andern Behörde sich ausließen, und was zu thun sei, hin und her riethen, regte sich in mir ein rascher Thattrieb, ich hatte schnell einen Plan gemacht, schlich mich im Stillen fort und eilte zur Ausführung. Es war offenbar, daß beiderlei Behörden den akademischen Gottesdienst für etwas Gleichgültiges angesehen hatten, dies sollte widerlegt werden durch den Eifer der Studenten selbst, welchen aufzuregen ich mich unterfing. Nichts Durchgreifendes aber konnte geschehen ohne die Landsmannschaften, mit denen ich keine Verbindung hatte, und zugleich war kein Augenblick zu verlieren, denn bis zum nächsten Sonntage war nur noch ein Tag übrig. In dieser Noth wandte ich mich zunächst, um nur Namen und Wohnung der Senioren der Landsmannschaften zu erfahren, an die Frau Gevatterin, eine unter diesem Namen weit und lange berühmte Obsthändlerin, die ihre Bude auf dem Markte hatte, und schon ganz herkömmlich gleich den Halloren das Vertrauen der Studenten besaß. Diese gute Frau gab mir willig die erwünschte Auskunft und dazu einen Knaben, der mich, da es schon dunkel geworden, die Wege führte. Als ein ganz Fremder mich den Senioren vorzustellen, sie nur zu dem Geständniß zu bewegen, daß sie diese seien, und dann ihre Unterstützung für eine so ungewöhnliche, dazu von einem Nichtbruder betriebene Sache zu gewinnen, dies alles durfte wahrlich für keine Kleinigkeit gelten. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich für glückliche Formen fand, und mit welch eindringlicher Beredtsamkeit ich den Gegenstand, von dem ich freilich selber glühend ergriffen war, ihnen als eine Sache studentischer Ehre und Begeisterung vortrug, genug es gelang mir mit dem Ersten, den ich ansprach, und nach so gutem Anfang, auf den ich mich berufen konnte, mit Allen; sie erwiederten mein Benehmen

mit freundlichem Sinn, fanden sich geschmeichelt, daß sie, wie bisher in gemeinen persönlichen Händeln, nun auch in höheren geistigen Dingen angesprochen werden sollten, und sagten ihre kräftigste Mitwirkung zu. Noch am nämlichen Abend war in ihren Händen ein schriftlicher Entwurf, durch welchen die Studirenden bezeugten, wie hohen Werth der akademische Gottesdienst für sie habe, wie schmerzlich ihnen die drohende Unterbrechung sein würde, und schließlich den Prorektor baten, ihr Recht und ihre Wünsche bei der Militairbehörde geltend zu machen. Mehrere Abschriften waren schnell genommen und am andern Morgen durch die Genehmigung der Landsmannschaften empfohlen, in den frühsten und besuchtesten Vorlesungen zur Unterschrift ausgelegt. Gegen Mittag standen schon über sechshundert Namen unterzeichnet. Die Gleichgültigen wurden fortgerissen, die neue Bewegung freute jeden, und selbst viele Professoren lächelten antheilvoll zu dem lebhaften Treiben. Jetzt rief ich Marwitz auf, der nebst Harscher anfangs die Sache nur ungläubig mit angesehen hatte, jetzt aber sich bereit finden ließ, mit noch einem Studenten als Abgeordnete der Gesammtheit die Adresse dem Prorektor zu überbringen, so wie auch dem General von dem Vorgegangenen unmittelbar Nachricht zu ertheilen, denn ich fühlte, daß ich mein persönliches Auftreten hier klugerweise abzubrechen, und auch die Ehre und Verantwortung Andrer in die Sache zu verflechten hatte. Die Abgeordneten wurden sehr gut aufgenommen, und erhielten guten Bescheid; die Kirche konnte zwar so schnell nicht mehr geräumt werden, aber der Prorektor und der General nahmen Rücksprache mit dem Magistrat, der nun nicht umhin konnte, uns den Mitgebrauch der städtischen Kirche zu vergönnen, so daß der akademische Gottesdienst seinen guten Fortgang behalten konnte, und bis zu den Ferien, ich glaube nur ein einziges Mal ausgesetzt blieb. Diese Geschichte, in welcher ich mir allerdings eine rasche und erfolgreiche Thätigkeit anrechnen darf, konnte schon damals auf meinen künftigen diplomatischen Beruf deuten, sie gewährte mir ungemeine Befriedigung, und erwarb auch von Seiten Anderer mir Bei-

fall und Lob. Die Adresse selbst wurde nach Berlin an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten eingesandt, das sie mit vorzüglicher Gunst aufnahm und in solchem Sinne die Universitätsbehörde darauf beschied; dies erzählte bald nachher in Berlin mein alter Lehrer Nolte mit besonderer Annehmlichkeit, indem er als Rath im Ministerium die Sache zu lesen gehabt, und mich als den Schreiber des Aufsatzes gleich durch meine Handschrift erkannt, und wegen meiner Zuerstunterzeichnung aber auch als den Anstifter des Ganzen vermuthet hatte.

Die kriegerischen Zeitumstände veranlaßten mich noch in einer andern Sache persönlich aufzutreten, aber mit ungleichem Erfolg. Der hamburgische Buchhändler ließ das Buch, welches er von Neumann und mir in Verlag genommen, zu unsrer Bequemlichkeit in Halle drucken, und dasselbe unterlag daher der dortigen Zensur. Nun hatte uns Chamisso eine gute Anzahl Epigramme zugeschickt, in welchen allerlei bittre Scherze auch über die politischen Verhältnisse vorkamen und er nebenher auch seiner kleinen Franken mit Beifall erwähnt hatte, das Ganze sollte Enchiridion heißen, und konnte bei aller Freimüthigkeit mancher Wendungen, noch immer recht gut von einem preußischen Offizier unterschrieben werden. Wir hatten auf die Wirkung dieses Beitrags schon vorzüglich gerechnet, als unerwartet die Zensur ihm das Imprimatur verweigerte. Der Prorektor Maaß war Zensor, und ich eilte zu ihm in der Absicht ihm vorzustellen, daß der Aufsatz von seinem Verfasser, einem preußischen Offizier persönlich vertreten würde, das Buch aber als ein in Hamburg verlegtes gelten müsse, der Druck eben so gut in Halle wie in Leipzig geschehen könne, und der Zensor daher nur gestatten möge, was er doch nicht ganz zu hindern im Stande sei. Er war etwas verwundert, daß ein Student auf diese Weise mit ihm in Erörterung treten wollte, behauptete aber sein Recht der Verweigerung, und gab mir, als ich ihm sagte, ich würde ihn verklagen, selbst die Behörde an, wo ich meine Beschwerde anbringen könnte, worauf ich ihn sehr unzufrieden verließ.

Eine Beschwerde in Berlin durfte wenig Erfolg versprechen, in Leipzig, wo wir den Versuch machten, war auch der Zensor entgegen, und die Bogen in Hamburg drucken zu lassen, wo nur für Zeitungen eine Zensur bestand, schien doch zu umständlich; um daher ohne Weitläufigkeit von der Sache zu kommen, mußten wir uns entschließen, den Beitrag aufzuopfern, wodurch das Buch gerade die paar Floßfedern verlor, mit denen es in der unglücklichen politischen Ueberschwemmung, in die sein Erscheinen gerade fiel, noch einigermaßen hätte schwimmen können.

Die Herbstferien waren unterdeß herangekommen. Marwitz war schon früher nach Friedersdorf, dem bei Küstrin gelegenen Gute seines Bruders abgegangen, um daselbst die Verwaltung zu führen, während sein Bruder als Offizier dem Kriegsdienste zu folgen hatte. Neumann schloß sich mehreren Kameraden an, die einen Ausflug nach Sachsen machten, und ich, von Theremin wiederholt eingeladen, nahm gutes Muthes den Weg nach Berlin, um vor dem Winter und seinem neuen Studien-Anlaufe das Gemüth erst recht wieder in Freundschaft und Muße zu erfrischen. In wenigen Wochen mußten wir in demselben Kreise wieder zusammensein. Keinem fiel ein, daß die Ereignisse unsre Bahn im Geringsten stören könnten.

Daß große Entscheidungen sich vorbereiteten, daran wurde ich doch auf dem ganzen Wege lebhaft genug erinnert, überall begegneten mir Soldaten in größern und kleinern Abtheilungen, Kriegsfuhrwerk, Geschütz. In Treuenbrietzen sah ich den alten Feldmarschall von Möllendorf, der gleichsam als letztes Zeichen des nun nicht mehr zu bezweifelnden Krieges zum Heere abreiste, und ihm als einer der Helden des siebenjährigen Krieges noch die letzten Funken damaliger Thaten zur Entflammung neuen Siegs und Ruhms überbringen sollte. Ich sah ihn aus seinem Wagen heraus dem umstehenden Volke lachend und behaglich die schönsten Verheißungen zurufen, und unter dem Jubel der Menge abfahren. Die Soldaten sangen muntre Lieder, freuten sich, daß es endlich in's Feld ging, und

überall war es lebhaft von Nachzüglern und sonstigen Leuten, die sich dem Kriegswesen anschlossen. Ueber Potsdam hinaus verklang allmählig dieser bunte Lärm, alles lag in ungewöhnlicher Stille, und bei heiterem Sommerwetter durfte ich meine wärmsten Empfindungen wieder ungetheilt den Erwartungen zuwenden, die mich persönlich angingen.

# Neunter Abschnitt.

## Berlin.

Herbst 1806.

---

Voll freudigen Hoffens, sowohl für die allgemeinen, als für die persönlichen Verhältnisse, kam ich Ende Septembers munter in Berlin an, und herzlich aufgenommen fand ich bei meinem Gastfreunde Theremin eine Reihe der schönsten Tage. Sein bei höchster geistigen Anregung und reichsten Kenntnissen jedem Schulstaub entrücktes, feines und vornehmes Wesen hatte mir stets eine besondre Verehrung eingeflößt, ich stellte ihn sehr hoch, und mir war nie eingekommen, mich als ihm gleich anzusehen. Jetzt aber sollt' ich mich zu ihm ganz emporgehoben fühlen. Die innige Vertraulichkeit, schon durch das Zusammenwohnen behaglichst herbeigeführt, durch rückhaltlose Mittheilungen jeder Art noch besonders zur wünschbarsten Höhe gesteigert, machte mich überaus glücklich. Schon gleich Morgens beim Erwachen, da wir dieselbe Stube als geräumiges Schlafgemach theilten, begannen heitre Gespräche, die sich beim Frühstück fortsetzten und oft über den halben Vormittag hinzogen, bis daß ein Geschäft oder sonst ein Vorhaben uns unterbrechen wollte. Mit heißer Begier sog ich des reifen, vielfach eingeweihten jungen Mannes sinnige und wohlgestützte Ansichten und Urtheile über Dichter und Dichtungen, über klassische und romantische Autoren, über die nächste Welt und mitlebenden Personen ein, wie er seinerseits über meine Bemerkungen und Angaben oft das

größte Vergnügen zu erkennen gab. Seine Platonischen Studien, für welche ich den größten Maßstab an den in Halle durch Schleiermacher angeregten mitbrachte, wußt' ich selbst durch diesen mit Achtung anerkannt, und wir überschauten oftmals, lüstern uns in ihnen zu vertiefen, diese fruchtbaren Gefilde des Schönen und Guten. Doch stärker und leichter noch folgt' ich ihm zu der reizenden Arbeit, die er eben vorhatte, nämlich zur Uebersetzung des Romans von Cervantes, die Leiden des Persiles und der Sigismunda. Schon ihn die fertigen Probestücke daraus vorlesen zu hören, mit seiner wohltönenden, biegsamen, meisterhaft durchgeübten Stimme, war ein köstlicher Genuß; nun kamen aber noch die Erörterungen des Einzelnen, die Abschweifungen auf Nahes und Fernes, die Rückblicke auf eigne Arbeiten, und überhaupt die tausendfachen Bezüge eines solchen zur litterarischen Begeisterung werdenden Geschäfts; wir überlegten gemeinsam die Uebertragung mancher schwierigen Stelle, besonders der eingestreuten Verse, wobei ich mich in das Spanische einleiten ließ; wir prüften die sich darbietenden Sprachformen, und erfreuten uns oft wie an einem Wunder an dem kunstvoll erlangten Abbilde, daß der Uebersetzer nicht selten mit Verwerfung des Genügenden noch in's Vollkommenere zu steigern wußte; so konnte meine lebhafte Theilnahme ein Werk allerdings fördern helfen, zu dem im Uebrigen mir alles gefehlt haben müßte.

Was unsre Vertraulichkeit aber mit noch tieferem Reiz ausstattete, waren die Bekenntnisse, welche wir uns gegenseitig von unsern Herzensangelegenheiten machten. Theremin sprach mit dem raschen und feurigen Eifer einer in sich zwar befriedigten, aber im äußern durch vielfachen Zwang gestörten, noch durch kein Freundesvertrauen aufgenommenen Neigung von seinem leidenschaftlichen Verhältnisse zu Madame Sophie Sander, bei der er auch nicht säumte mich einzuführen, und zwar gleich in aller glänzenden Gunst eines mitwissenden und zustimmenden Vertrauten. Er hatte die Bekanntschaft dieser Dame durch seinen Freund Adam Müller gemacht, dem er ein allzu genauer Nachfolger schon zum zweitenmale wurde.

Adam Müller hatte nämlich vorher einen ernstlichen Liebeshandel mit Madame Vogel geführt, und nicht geruht, bis auch sein Freund bei ihr ein- und ausging und von ihren Vorzügen durchdrungen war. Der Freund aber war nun bald ein Nebenbuhler geworden, und knüpfte um so leichter seine Fäden an, als bereits jene früheren sich lösten, indem Adam Müller eben damals Madame Sander kennen lernte, und sich ganz wohl dabei befand, aus dem alten Verhältnisse durch Eintreten eines lieben Freundes so glatt und sanft abzuscheiden. Unklug unterhielt er diesen jedoch fortwährend auch von seiner neuen Anbetung wieder, machte ihn der Ueberschwenglichkeit der neuen Geliebten kundig, stellte, noch unklüger, ihn mit ihr in vertrauliche Beziehung, und übergab, im höchsten Grade unklug, zur Zeit eines ihm selbst auferlegten Verreisens, jenem die Sorgfalt für das ganze Verhältniß. Theremin sollte durch seinen angenehmen, und bei anderweitiger Herzensbeschäftigung hier unschädlichen Umgang die schöne Dame möglichst unterhalten, die vorhandene Neigung nähren und schüren, jede gefahrvolle Bewerbung durch seine Gegenwart abwenden. Wiefern überhaupt die Freundschaft im Fordern so weit gehen dürfe, von einem Verliebten, außer seiner eignen, auch noch die Abwartung einer fremden Liebe zu verlangen, mögen Andre ausmachen, im gegebenen Fall aber war die Aufgabe sicherlich zu groß. Das Uebergewicht des neuen Zaubers über den alten wirkte für Theremin, wie es für Adam Müller gewirkt hatte, und die arme Madame Vogel, einmal bestimmt von Madame Sander beraubt zu werden, verlor an sie den zweiten Anbeter wie den ersten. In der Folge sollte sie nochmals einen Freund Adam Müller's in ihrem höchsten Vertrauen hegen, den Dichter Heinrich von Kleist, aber dieser hielt treuer bei ihr aus, wenigstens im Tode, denn am Leben beide verzweifelnd, beschlossen sie vereint zu sterben, fuhren zusammen nach Potsdam, und am Ufer eines der dortigen Seen erschoß er sie und dann sich selbst. Dies war aber fünf Jahre später, damals war solche düstre Stimmung ihr noch fern, und Theremin's Entweichen schien sie nicht allzu tief zu schmerzen. Seine neue Bewerbung hatte auch nicht so-

gleich den gewünschten Erfolg. Allein die Macht und das Recht der Gegenwart waren auf seiner Seite; geschickt und ausdauernd wußte er den Abwesenden nach und nach zu verdrängen, sich selber festzusetzen, doch nicht so schnell, um nicht manche Rückfälle überstehen zu müssen, und zu sehen, wie jener noch lange Zeit der geliebtere war, der Eindringlich hatte noch zu kämpfen, als er schon im Besitze zu sein schien, und nur erst, als jener gar nicht wiederkam, siegte er zuletzt völlig.

Diesmal indeß wollte Adam Müller, der doch bereits auch wieder auf neuen Herzensgewinn ausging, keineswegs friedlich in den drohenden Verlust einwilligen. Als er durch den veränderten Ton der Briefe, welche immer weniger heucheln konnten, zuerst merkte, was vorging, schrie er laut über Verrath, zürnte und schalt; aber vergebens! Da er nicht alsbald persönlich erschien, blieben seine schriftlichen Ausbrüche wirkungslos, und seine Sache fiel nun schneller in Nachtheil, je unbequemer sie wurde. Jetzt war sein Name schon mehr als vergessen, er war ganz gleichgültig. Theremin erzählte mir die Geschichte mit behaglichem Genügen und kunstvoller Darstellung, wie die schönste spanische Novelle, und lachte herzlich mit mir über die von Müller unter andern auch ausgedrückte schwere Drohung, daß er nun auch die Geheimnisse seiner Philosophie vor dem treulosen Freunde zurückhalten werde, und dieser solchen Schatzes unkundig bleiben solle. Diese Philosophie, als Lehre vom Gegensatze durch eine vorläufige Druckschrift schon damals einigermaßen enthüllt, doch nie völlig ausgeführt und bald von dem Urheber selbst wieder aufgegeben, mochte Theremin in ihrer geistreichen Spitzfindigkeit früher vielleicht angestaunt haben; allein jetzt war er schon lange himmelweit entfernt, neben einer schönen Frau solchen problematischen Schatz noch irgend in Rechnung bringen zu wollen. Auch Madame Sander behandelte die ganze Sache jetzt mit Heiterkeit, und mit einer sanften, reizenden Perfidie, die ihr ungemein artig ließ, lud sie mich eines Abends scherzend ein, ich solle mich durch Theremin doch nun auch mit Madame Vogel bekannt machen, und in sie verlieben. „Alsdann", fügte sie mit lau-

nigem Seitenblick auf jenen Dabeistehenden hinzu, „gehen Sie auch mir nicht verloren, denn die dortigen Anbeter werden unfehlbar die meinigen; es ist einmal so, wiewohl ärgerlich genug, denn ich sehe nicht ein, warum einer nicht eben so gut gleich bei mir anfangen könnte?“ Wegen dieser mit mir ihm gedrohten Zukunft wußte sich Theremin, so gut wie wegen der Müller'schen Vergangenheit, nun wohl hinlänglich sicher, denn er war bereits, und Madame Sander durch ihn, ausreichend unterrichtet von meinen Verknüpfungen in Hamburg, und erkannte deutlich genug, daß hier keine Gefahr walte. Ihm war von andrer Seite Unlust und Schwierigkeit bereitet. Der Buchhändler Sander, zwar von Geistesverwirrung befallen, besorgte doch noch selber seine Handlung und sein Haus, wozu auch sein Zustand ihn theilweise recht gut befähigte. In diesem Verhältnisse wurde er selbst und seine Freunde der armen Frau durch Zumuthungen und Rathschläge äußerst lästig. Theremin sah seine täglichen Besuche widerwärtig angesehen, und sich zu mancherlei Rücksichten und Erduldungen genöthigt. Von Zacharias Werner's unbescheidener Einmischung in diese Ehesachen und Theremin's bittrem Groll darüber ist schon anderwärts gesagt, ich ließ es meinerseits an ermuthigender Zustimmung und Erregung gegen die Zwingherren nicht fehlen, und lud mir überhaupt alle herkömmliche Last eines redlichen Vertrauten fleißig auf.

Außerdem brachte ich viele Zeit in der Cohen'schen Familie zu, wo mannigfaches Leid fortwucherte. Ich besuchte ferner Fichte, Bernhardi, Kiesewetter, Reimer, welche insgesammt für den Krieg gestimmt waren, und sich mit Nachdruck patriotisch aussprachen. Ungeduldig harrte man der Nachrichten vom Heere, man sah die letzten Truppen, die zur Reserve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg gehörten, glänzend und freudig durch Berlin nach der Elbe rücken, und fürchtete nur noch stets, es würde ein unerfreulich und haltungslos geflickter Frieden danach das Schwert abermals in die Scheide bannen. Ganz Berlin nahm an der Aufregung Theil, fast alle Erwartung war Hoffnung, nur selten wagte ein zweifelhaftes oder ängstliches Wort scheu

sich hervor. Das Kriegsmanifest erschien endlich aus Erfurt vom 8. Oktober datirt, und man freute sich, daß wenigstens dieser Schritt gethan war; der heiße Durst nahm ein solches Aktenstück als einen Labetrunk, und gierig wurde er hinuntergeschluckt. Nun aber wurde das Bedürfniß nach weiteren Neuigkeiten, nach Siegesbotschaften, wie man sie zweifellos erwartete, zum wahren Ungestüm; ein seltsamer Zustand war in der That bei dieser heftigen Unruhe des Publikums die unverbrüchliche amtliche Stille, mehrere Tage vergingen durchaus ohne Nachrichten, die Staatsbehörde machte nichts bekannt, auch Briefe und Reisende gaben wenig Aufschluß, aus der verhängnißvollen Gegend, wo man die Heere im Kampfe begriffen vermuthete, schallte kein Laut herüber, die Hauptstadt schien wie abgelöst von dem Hauptquartier, wo die Hoheit und Kraft des Staats wie sein Thun und Interesse sich vereint befand. Diese unerträgliche Dumpfheit und Nüchternheit, in welcher das stolze Prahlen und Verheißen einzelner Militairpersonen sich schon kleinlauter vernehmen ließ, gab alsbald mancherlei bangen Ahndungen, dann den verwirrendsten Gerüchten und unerforschlichsten Sagen Raum, und wurde zuletzt durch die gewaltigsten Schläge furchtbar aufgerissen! Die erste sichre Nachricht, die unsre erwartungsvollen Zweifel traf, war die von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld den ungünstigen Ausgang eines übereilten Gefechts, wie man sagte, nicht hatte überleben wollen. Nicht zu schildern ist der Eindruck, den der Verlust dieses liebenswürdigen, thatendurstigen, dem Heer und den Bürgern und auch den Frauen wohlbekannten, der Welt und dem Leben durch die mannigfachsten persönlichen Verhältnisse angehörigen Prinzen allgemein verursachte. Zwar wollten ihn auch jetzt manche Stimmen nur der Unbesonnenheit zeihen, ihm seinen frühen und wie sie glaubten nutzlosen Tod zum Vorwurf machen, aber die Folge zeigte nur zu schrecklich, daß unter den Loosen dieses Krieges einer Persönlichkeit wie der seinen kaum ein würdigeres beschieden sein konnte, und daß er darin vorwurfsloser und beneidenswerther erscheinen durfte, als die meisten seiner Kriegsgefährten.

Der finstre Anfang weissagte nichts Gutes, doch stand im Allgemeinen ein starkes Vertrauen zu den preußischen Waffen noch fest, zwar durch vergebliches Siegsgeschrei mehrmals getäuscht, doch erst durch unlängbare Zuverlässigkeit schrecklicher Entscheidungen völlig niedergeschlagen. Als die unglückliche Botschaft von einer verlorenen Schlacht die Stadt erreichte und durchzuckte, war die erste Regung, die Nachricht nicht anzunehmen, nicht zu glauben, man rannte auf den Straßen hin und her, sammelte sich vor den Häusern, wo die höchsten Staatsbeamten wohnten, besonders in der Behrenstraße vor dem Hause des Generals und Ministers Grafen von der Schulenburg-Kehnert, man drang hinein, man wollte Auskunft, man redete ohne Unterschied Fremde und Bekannte, Vornehme wie Geringe mit Ungestüm an; ganze Schaaren strömten von einem Orte zum andern, je nachdem eine zufällige Aeußerung an einem oder dem andern bestimmte Befriedigung hoffen ließ. Endlich erschien an den Ecken ein gedruckter Anschlagezettel, worin Schulenburg mit kurzen Worten bekannt machte, der König habe eine Bataille verloren, und Ruhe sei jetzt die erste Bürgerpflicht, welcher gutgemeinte, aber ungeschickt dargebotene Zuspruch in der steigenden Bitterkeit der Ereignisse eine traurige Berühmtheit erlangen mußte. Die erste Empfindung im Volke war jedoch die des Muthes und der That. Eine Anzahl junger Leute, durch wackre Fürsprecher geleitet, drangen zu Schulenburg ein, wollten eine Freischaar bilden, begehrten Waffen und Marschrouten zum Heere, und als Schulenburg über dieses Ansinnen in höchster Verlegenheit nur ablehnend, ja verweisend sich äußerte, und zuletzt auch das unbedingte Anerbieten zum gemeinen Soldatendienst mit Verdruß und Widerwillen zurückstieß, meinend, er wisse nicht, was er mit den Soldaten, die er schon habe, anfangen solle, geschweige denn mit neuen, — da mußte freilich jeder klar einsehen, daß in diesen Formen und Bahnen dem Bürgersinn allerdings nichts übrig sei, als das Fallende ruhig fallen zu lassen, und das Verhängte ruhig zu tragen. Auch mein Sinn war in jenen Tagen auf den Kriegsdienst gerichtet, und ich suchte, trotz meiner mahnenden Brustbeschwerden, die

Mittel, diesem Drange zweckmäßig zu genügen, als mir jene Unmöglichkeit gezeigt und damit jedes Vorhaben niedergeschlagen wurde.

Berlin sah nun allen früheren Stolz und alle frühere Kraft sich beugen, alle Hoffnungen schwinden; man sah die Königlichen Kassen, die Hofhaltungen auf dem Schlosse, die höchsten Beamten und manche sonst durch ihre Verhältnisse bemerkbare Personen eiligst einpacken und zum Thore hinaus fahren. Später kam es auch an das Zeughaus, langsam wurden die vorräthigen Gewehre auf Kähne geladen, mit deren Abfahrt auch noch gesäumt wurde. Endlich zog Schulenburg mit den vorhandenen Truppen, einige tausend Mann, nach der Oder ab, nachdem er durch öffentlichen Anschlag die Stadt dem Oberbefehl seines Schwiegersohnes, des Fürsten von Hatzfeldt, überlassen hatte. Die Bürger hielten den Wagen des Abreisenden an: „Ich lasse euch ja meine Kinder hier!“ rief er beschwichtigend, und man ließ ihn fahren.

Inzwischen hatte das Gerücht die unglückseligsten Vorfälle Schlag auf Schlag gemeldet, nicht, wie sonst zu geschehen pflegt, vergrößernd, sondern im Gegentheil nur immer schrecklicher und gehäufter enthüllte sich das Unglück. Man erfuhr von den Schlachten von Auerstädt und Jena, von der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig und des Generals von Rüchel, von der weiteren Zersprengung der Truppen, die sich bei Magdeburg hatten sammeln sollen. Noch glaubte man, die Elbe würde behauptet werden, die noch nicht im Feuer gewesene Reserve wußte man bei Halle aufgestellt; aber schnell entschwand auch dieser Trost, die Ueberbleibsel des Heeres flüchteten schon nach der Oder hin, der Prinz Eugen von Würtemberg war am 17. Oktober durch den Marschall Bernadotte überfallen und geschlagen; die Königin zuerst und bald auch der König hatten die Richtung nach Preußen genommen; die Franzosen waren in Leipzig erschienen, hatten bei Dessau und unterhalb Magdeburg die Elbe überschritten, und drangen von allen Seiten in siegreichen Schaaren heran. Unbeschreiblich ist das dumpfe Entsetzen und angstvolle Harren, in welchem die Hauptstadt

lag; das Furchtbare bestand auch darin, daß man keine Preußen, wenn auch geschlagene und flüchtige nur, wiederkommen sah; das in Stolz und Kraft strahlende Heer hatte man in's Feld rücken sehen, und, als wenn die Erde es verschlungen hätte, sollte an dieses noch ganz nahe Bild jetzt unmittelbar das des Einzugs eines verhaßten und verachteten Feindes sich reihen! Wirklich hatte keine der Heertrümmer nach Berlin gelangen können, sie waren weiter hinaus nordwärts versprengt, und wurden, theils schmachvoll ohne Widerstand bei Prenzlau, theils rühmlich nach tapfrem Kampfe bei Lübeck durch Uebergabe kriegsgefangen.

In Berlin war jetzt nur Noth und Sorge, keine Behörde trat wirksam auf, alles war sich selbst überlassen. Der Fürst von Hatzfeldt bewies sich als rathloser Feigling, und wurde damals schon tief verachtet. Manche Leute, an die feindliche Einquartirung denkend, schafften Wein und gute Kost an, um durch bewirthende Aufnahme den Ungestüm der Krieger zu beschwichtigen; andre, ihrer selbst eingedenk, suchten durch Kartoffelvorräthe die eigne Nahrung zu sichern; eine schwache Hoffnung auf angebliches Heranrücken russischer Truppen hielt manche Personen noch aufrecht, einige gab es auch, die sich der französischen Truppen freuten, unter andern mein Lateinlehrer, Professor Schlosser, der in ihnen noch die alten Freiheitssoldaten sehen wollte, und überdies einen dem Studiren entlaufenen Sohn unter ihnen hatte. Den Professor Friedrich Buchholz beschuldigte man ebenfalls der Freude über den Sieg der Franzosen, deren Kaiser schon längst sein Held war. Auf die Nachricht, daß Hessen-Kassel sich von der preußischen Sache getrennt, und für neutral erklärt habe, beeilte sich Kiesewetter, seine Hausthüre mit dem hiezu von der Erbprinzessin von Hessen, die auf dem Schlosse wohnte, ihm schnell verliehenen Titel eines Hessen-Kasselschen Rathes zu schmücken; doch ohne Gewinn für ihn, denn die Franzosen ließen jene Neutralität nicht gelten, unterschieden Hessen und Preußen nicht, und Kiesewetter hatte mit den Einquartirungslasten, deren ihm keine erspart wurde, noch den Verdruß der verfehlten List und die Schadenfreude der Mitbürger, von denen er sich hatte lossagen wollen, zu

ertragen. Reimer'n sprach ich, als er grade von Johann von Müller kam, der sich ihm ganz rath- und aussichtlos bekannt hatte, alles für verloren hielt, bald flüchten, bald sich verstecken wollte, und nur auf vieles Zureden in Berlin blieb. Fichte entschloß sich kurz und gut, dem störenden Getümmel zu entweichen, er ließ Gattin und Sohn zurück, und reiste mit dem Leibarzt Hufeland, der dem Könige zu folgen berufen war, nach Königsberg ab.

Ich selbst war leidenschaftlich bewegt. Zu dem unmittelbaren Eindrucke der Tagesgegenwart kam auch der nächste Antheil an dem in Halle geschehenen; die Stadt war bei dem Gefecht geplündert worden, und Schleiermacher und Steffens hatten dabei manches eingebüßt, die Universität aber auf Napoleon's Geheiß auseinandergejagt, alle Studenten hatten sich ungesäumt entfernen müssen, Neumann, Harscher, Neander, so viele Andre, mußt' ich mir umherschweifend denken, ohne Hülfsmittel und Ziel. Ein versprengter Student, der nach einigen Tagen ankam, aber leider von meinen Freunden nichts wußte, brachte mir die erste, nachher von mehreren Seiten bestätigte Erklärung des unerwarteten plötzlichen Ingrimms gegen die Universität. Napoleon war am 19. Oktober in die eroberte Stadt eingerückt, und hatte seine Wohnung im Meckel'schen Hause auf dem großen Berlin genommen, die mitgekommenen Truppen waren einquartirt, und nach den stürmischen wüsten Vorgängen schien eben zuerst wieder einige Ruhe und Stille der Nacht einzutreten. Nur die Studenten waren noch hin und wieder aufgeregt, und eine kleine Schaar saß beim Trunk und verhandelte lebhaft die Ereigniſſe der letzten Tage. Durch Gespräch und Wein erhitzt brachen sie endlich auf, zogen durch die öden dunklen Straßen, kamen zum großen Berlin, sahen die hellerleuchteten Zimmer, wo Napoleon wohnte, und riefen mit burschikoser Tollkühnheit dem Kaiser lustig ein lautes Pereat. Sie stoben sogleich auseinander, die Wache nicht abwartend, aber Napoleon, von dem Sinn des durchdringenden Schrei's unterrichtet, und ohnehin gegen die studirende deutsche Jugend ungünstig eingenommen, befahl die augenblickliche Fortschaffung aller Studenten, und man sagt, der Befehl habe anfangs

auch den Professoren gelten sollen, und die Ausführung sei nur durch Wohlmeinung einiger Mittelspersonen um einen Tag verzögert und dann blos auf die Studenten beschränkt worden. Bei Erzählung dieses unerhörten Wagestücks wurde eines ähnlichen frühern gedacht, wo ein Student zu Halle, mit Kanonen und Stürmer und wirbelndem Tabacksqualm ungestüm anschreitend, den König von Preußen, der ihm zu Fuß begegnete, vom breiten Stein weggedrängt, und auf den verwunderten Nachruf, wer er sei? trotzig und kurzweg nur: „Ein Hallischer Bursch!" geantwortet, darauf aber seinen Weg mit sporenklirrendem Tritt ruhig fortgesetzt habe. Was aber auch der Hallischen Universität den Stoß gegeben haben möge, jener doch noch mit einigen Zweifeln behaftete Streich, oder irgend eine andre Bewandtniß, die Zerstörung selbst griff mir an's Leben; dort hatte ich meine Heimath, meinen Rückhalt für die Zukunft; jetzt war ich ein Vertriebener, ein Flüchtling, ich hatte keinen festen vorgezeichneten Weg mehr, ich mußte Entschlüsse fassen, zu welchen sich fast nur Zweifel darboten. Mitlerweile war auch die Reichardt'sche Familie von Gibichenstein angekommen, die im Augenblicke des sich bei Halle eröffnenden Gefechts eilig die Flucht ergriffen hatte; der Kapellmeister, der sich gegen die Franzosen und Napoleon großer Frevel bewußt war, — man hielt ihn, was genug war zum Erschießen, für den Verfasser des Buchs „Napoleon Bonaparte und das französische Volk", — setzte die Flucht gleich weiter nach Preußen fort; die Familie blieb fürerst in Berlin, durch sie erfuhr ich viel unglückliche Nachrichten, ich war sehr bewegt, und wälzte die unruhigsten Gedanken in mir.

In der allgemeinen bangen Erwartung der Franzosen wollt' ich wenigstens da nicht fehlen, wo man meiner bedürfen konnte. Ich war in einigen Familien, wo grade kein Mann zum Schutze gegenwärtig war, mit Rath und That zur Hand. Vormittags trieb ich mich umher, zu Mittag aß ich gewöhnlich mit Theremin, der auch gern noch einen Theil des Nachmittags mir widmete, bis ihn gegen Abend sein Stern zu der geliebten Freundin führte, wo er Krieg, Politik und alles vergaß. Im Grunde war nur seine

Phantasie von den Ereignissen berührt, nicht sein Gemüth von ihnen getroffen; er sah den Staat überhaupt sehr leicht an, über dessen rohe Formen ein feineres Geistesleben ihn hinausführen sollte. Er machte, wetteifernd mit mir, den Versuch einer Canzone auf den Sturz Preußens, aber sie blieb unvollendet, und er gestand mir mit geheimer Lust, er sehe all den Sturm und Wirrwar nur so an, als habe derselbe nur den einzigen Zweck, daß die französische Kolonie darüber vergäße, sich über sein Verhältniß zu Madame Sander mit bösem Geklatsch aufzuhalten.

Die Franzosen, schon ganz in der Nähe, ließen sich mehrere Tage erwarten; sie waren nordwärts, durch die schnellsten Erfolge fortgerissen, über Berlin schon hinaus, dessen empfangbereites Harren sie kaum ahnden konnten. Endlich am 24. Oktober erschien der Feind, ich hatte den Anblick der ersten Franzosen, welche hereinkamen; ein Offizier im blauen Ueberrock und drei bis vier Jäger zu Pferde ritten Mittags von den Linden her nach der innern Stadt, sie unterbrachen ihren scharfen Trab nur, um ungestüm nach der Munizipalität oder dem Rathhause zu fragen, hießen die andrängenden Personen zurückweichen, und sprengten weiter. Jetzt waren sie also da! Noch zwar hörte man auf der Straße, als sie eben vorüber waren, manche Leute behaupten, nicht Franzosen seien es, sondern Russen, man sähe es an den grünen Röcken, aber eine Viertelstunde später hielt kein Wahn mehr, große Schaaren Reiterei und Fußvolk zogen ein, und am folgenden Tage war die ganze Stadt mit den Kriegsvölkern des Marschalls Davoust angefüllt. Nun begann ein neues Leben in der bis dahin fast erstorbenen Einwohnerschaft. Man athmete auf, als man statt wilder, racheschnaubender Plünderer wohlgeordnete muntre Soldaten fand, die man schon durch Französischreden völlig zu entwaffnen schien, und deren Offiziere sich größtentheils durch höfliche Manieren auszeichneten. Diesen ersten günstigen Eindruck löschten auch spätere rohe Auftritte, die bei den gesteigerten eiligen Bedürfnissen so vieler durchziehenden und theilweise verweilenden Völker sich ereigneten, nicht wieder aus. Man fand noch immer, daß man Gott zu danken

habe, keinen schlimmern Feind zu sehen. Doch machte freilich das nachläßige, ungeputzte, auch wohl zerlumpte Einherziehen der unansehnlichen, kleinen, frech redenden und witzelnden Kerls die an preußische Haltung und Scheinsamkeit gewöhnten Augen gewaltig irre, und man wollte nur um so schwerer begreifen, wie solches Gesindel, — denn dieser Name lag zu nah, — solche Soldaten habe können aus dem Felde schlagen.

Einige Tage später, am 27. Oktober Nachmittags, zog nun auch der französische Kaiser, von dem man schon sagte, er getraue sich nicht nach Berlin herein, an der Spitze seiner Garden von Charlottenburg her in die Stadt. Ich sah den Einzug nicht mit an, ich wollte nicht, Schmerz und Trauer waren zu groß in mir, ich haßte den Sieger, und mochte ihn nicht angaffen. Von Freunden hörte ich, der Volkshaufen unter den Linden, sei gemischt genug gewesen, daß doch theilweise ein Vivat für den Kaiser daraus hervorschallen gekonnt. Aber die Berliner im Ganzen waren keineswegs zu solchem Rufe gestimmt. Bernhardi z. B. sagte mir, er habe genau die Umstände des Einzugs beobachtet, und sich versichert, ein kühler Mann würde leicht Gelegenheit zu einem Mordstreiche gefunden haben; der Gedanke und Wunsch aber eines solchen Versuchs begegnete einem häufig schon damals, und späterhin nur noch häufiger, denn man sah den Kaiser durchaus nicht wie einen mit den andern Fürsten Gleichstehenden an, sondern er mußte für einen rechtlosen Unterdrücker, für einen Räuber und Bösewicht gelten, und diese Meinung empfing ihren stärksten Grimm von derjenigen Seite her, wo man der französischen Freiheit anhing, und ihn als deren Mörder betrachtete, sogar der Haß, den die Royalisten ihm wegen des Todes des Herzogs von Enghien hegten, war minder entbrannt und rächerisch.

Mein Weg führte mich täglich, wenn ich von Madame Cohen aus der kleinen Promenade zu Theremin nach dem George'schen Hause zurückkehrte, durch den sogenannten Lustgarten. Als ich am 27. Oktober Abends wie gewöhnlich diesen Weg nahm, setzte mich ein neues Schauspiel, das sich hier unerwartet darbot, in das wundervollste Staunen. Der

ig ed by Google

ganze Mittelraum des bis dahin sorgsam geschonten Rasens und selbst der Straßenplatz nach dem Schlosse hin war bedeckt mit unzähligen hellflammenden Wachtfeuern, um welche her die kaiserliche Garde in tausend Gruppen muntrer Fröhlichkeit und Geschäftigkeit sich bewegte. Die mächtigen Feuer beleuchteten taghell die prächtigsten, schönsten Leute, die blanksten Waffen und Kriegsgeräthe, die reichsten, bunten Uniformen, in deren sich tausendfältig wiederholenden Roth, Blau und Weiß die volle Macht der französischen Nationalfarben die Augen traf. Ungefähr 10,000 Mann waren in diesem lodernden Bivouak in Bewegung, den das matter beschienene Schloß, wo der Kaiser seine Wohnung hatte, düster begränzte. Einen großen Eindruck gewährte der Ueberblick des Ganzen, und wenn man das Einzelne untersuchte, denn man konnte frei hindurchgehen, und jede Neugier befriedigen, so mehrte sich nur die Bewunderung, jeder Soldat schien an Ausstattung, Benehmen, Wohlbehagen und Gewicht ein Offizier, jeder ein Gebieter, ein Held. Sie sangen, tanzten und schmausten bis tief in die Nacht hinein, dazwischen rückten kleine Abtheilungen in strengster kriegerischer Haltung mit Trommeln und Musik zum Dienst aus und ein. Es war ein einziger Anblick, wie ich nie wieder einen gehabt; ich verweilte stundenlang, und konnte mich kaum losreißen. Die Garden blieben noch viele Tage und Nächte hier gelagert, und immer auf's neue hafteten die Augen auf dem verhaßten schönen Schauspiel; aber jenem ersten Abende kam kein folgender gleich; die Feuer brannten mäßiger, die Truppen wurden zum Theil anderweitig untergebracht, das Ganze verlor sich endlich in eine geringe Mannschaft Reiterei, die neben ihren Pferden hier zum Aufsitzen fertig ihr Nachtlager hielten. Für die Sicherheit des Schlosses konnte die zahlreiche Hauptwache im innern Schloßhof völlig genügend dünken.

In den nächsten Tagen nach Napoleon's Einzug hatte ein Vorfall Statt, der durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde, und großes Aufsehen erregte. Der Fürst von Hatzfeldt, so wurde berichtet, habe nach dem Einrücken der Franzosen, über die Anzahl und die Bewegungen derselben ge-

heime Kundschaft an den König abgesandt, welche aber in französische Hände gefallen und Ursache geworden wären, daß Napoleon im Zorn den Befehl gegeben, den Fürsten zu erschießen, darauf sei jedoch die Fürstin herbeigeeilt, habe sich dem Kaiser zu Füßen geworfen, und so die Begnadigung ihres Mannes erwirkt. In dem so erzählten Verlaufe lag ohne Zweifel nichts, was dem Fürsten preußischerseits verargt werden konnte, im Gegentheil; allein schlimme Gerüchte deuteten schon gleich damals auf einen andern Zusammenhang hin, und Hatzfeldt's Name wurde von den eifrigsten Preußen nur mit Schmach und Verachtung genannt. Man wollte wissen, er sei nach dem Unglück Preußens unverweilt auf die Seite der Franzosen übergetreten, habe in Potsdam, wo er am 26. Oktober mit den Abgeordneten der Stadt Berlin die Bitte um Schonung anzubringen gehabt, dem französischen Kaiser unwürdig geschmeichelt, und bei ihm sich ein Verdienst daraus gemacht, die Abfahrt der mit den Waffen des Zeughauses beladenen Kähne nicht zugelassen, sondern diese, wie noch vieles andre, dem Kaiser zur Darbietung zurückgehalten zu haben. Der Oberpräsident von Bassewitz, in seinem schätzbaren, meist auf amtliche Angaben gegründeten Werke „Die Kurmark Brandenburg von 1806—1808" berichtet hierüber: „Wegen der Transportirung der noch im Zeughaus befindlichen ungefähr vierzigtausend Gewehre, die unter Aufsicht des Magistrats vom Grafen Schulenburg gestellt waren, erklärte sich der Fürst Hatzfeldt gegen den Major von Pirch, der solche noch fortzuschaffen hoffte, er fände dies ohne ausdrücklichen Königlichen Befehl nicht zuläßig, indem der herannahende Feind solches, als eine ihm nachtheilige Maßregel, der Stadt zur Last legen könne. Hierdurch wurden, da die Königliche Bestimmung nicht mehr eintreffen konnte, die Gewehre nicht verschifft und fielen in die Hände des Feindes, so wie ungefähr fünfzig im Zeughause noch vorhandene Kanonen." Auch etwa zweitausend Zentner Pulver in dem Pulvermagazin in Moabit vor den Thoren Berlins fielen den Franzosen in die Hände, da der Fürst aus gleichem Grunde deren Verschiffung oder Zerstörung verhindert hatte, durch den bestimmten Befehl,

die Vorräthe ganz unberührt zu lassen. Um ihn sicher zu stellen gegen die Rache Preußens, sagte man ferner, habe Napoleon eingewilligt, die Posse zu spielen, als sei der Fürst vielmehr wegen seines preußischen Diensteifers in Lebensgefahr gerathen. Da Hatzfeldt große Güter am Rhein besaß, und sich weiterhin im besten Vernehmen mit den Franzosen und dagegen in offenbarer Mißstimmung wider Preußen zeigte, so konnten solche Gerüchte, wie viel Unwahrscheinliches auch in einigen Umständen lag, sich durch die Folge nur bestärken. Die verhinderte Einschiffung der im Berliner Zeughause vorfindlichen Gewehre war ein Anklagepunkt, der besonders die Königin, welche schon früher wider den Fürsten eingenommen war, mit zürnendem Eifer geltend machte. Sie sprach damals öfter mit Unwillen darüber zu Stägemann, und fragte lebhaft: „Warum hat er denn die Gewehre nicht abfahren lassen? warum sie mit Gewalt für den Feind als Beute zurückgehalten? waren es etwa seine Gewehre? hatte er irgend ein Recht daran?“ — Thatsache ist, daß nach geschlossenem Frieden noch im Jahre 1810 ein fiskalischer Prozeß gegen den Fürsten geführt und ihm seltsam genug die Bezahlung jener Gewehre angemuthet wurde. Bignon erzählt, Napoleon habe, sobald er von diesem Prozesse gehört, mit Unwillen befohlen, dem preußischen Gesandten in Paris das Aergerniß eines solchen Verfahrens vorzuhalten, zugleich aber den Herzog von Cadore, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, beauftragt, den französischen Gesandten in Berlin zu noch stärkeren Erklärungen anzuweisen. „Ecrivez à M. de Saint-Marsan“, sagte Napoleon in seinem Schreiben, „que les ennemis du prince d'Hatzfeldt sont les miens, que ceux qui l'attaquent m'attaquent, et que je reconnais là l'influence de la cabale qui a causé tous les maux de ce pays.“ Dies Schreiben erließ Napoleon aus Berg-op-Zoom, wo er sich grade befand, am 9. Mai 1810. Der Prozeß wurde wirklich eingestellt, und eine Kabinetsordre des Königs vom 22. August — mittlerweile war auch die Königin gestorben — hob zuletzt alles weitere Verfahren gegen den Fürsten auf, indem erklärt wurde, der König habe in den Eingaben des

Fürsten die Gründe für dessen Rechtfertigung überwiegend gefunden. — In der Folge wußte sich Hatzfeldt vermittelst seiner Verbindungen, seines Namens und Vermögens doch wieder am preußischen Hof einzuschmeicheln, besonders nach dem Tode der Königin, galt wieder für einen Getreuen, indem er vielleicht fortwährend ein Verräther war, und stand zuletzt, auf seinem Gesandtenposten zu Wien, in einem Ansehen und Einfluß, daß selbst der Minister Graf von Bernstorff eine Zeitlang auf dem Punkte stand, durch den jetzt an Oesterreich und an den Fürsten von Metternich ungebührlich hingegebenen Achselträger aus seinem Posten verdrängt zu werden. Der sich hofklug dünkende Nagler und der durch jedes niedrige Anschließen plump aufstrebende Otterstedt rechneten schon ganz darauf, mit Hatzfeldt vereint an die Spitze der Angelegenheiten zu gelangen, als dieser, für Preußen zum wahren Glück, in Wien plötzlich starb, und mit ihm der größte Theil des unwürdigen und verderblichen Einflusses, den das österreichische Kabinet auf das preußische ausübte. Der Fürstin von Hatzfeldt war späterhin die Fußfallszene vor Napoleon, die sie in allen Büchern als einen Zug der Großmuth des Kaisers erzählt und durch viele Kupferstiche und Gemählde immer auf's neue vorgestellt fand, eine höchst ärgerliche Erinnerung, sie wünschte sich aus dieser Art von Schmach jetzt herauszuziehen und zugleich den verstorbenen Gemahl als vortrefflichen Preußen hinzustellen, und vertraute sich zu diesem Zwecke gar unglücklich dem Major Wagner an, der als ehemaliger Magister die Feder gut zu führen im Rufe stand, und sich einem so vornehmen Verlangen eifrigst unterzog. Der Aufsatz, der zu Stande kam, und in der Staatszeitung erschien, war so ungeschickt und trostlos, daß er grade die entgegengesetzte Wirkung that, weder den Fußfall mit Erfolg läugnete, noch sonst bewies, was er beweisen sollte, sondern nur die schon halbvergessenen Anschuldigungen nach mehr als zwanzigjährigem Beruhen heftig wieder aufregte, neue ungünstige Zweifel hinzufügte, und dem Hof und der Stadt wie auch dem Auslande nur Aergerniß und Unwillen gab, der Fürstin aber allgemein, und selbst von ihren Nächsten, bittern Tadel

zuzog, durch ihre Thorheit das schon immer zweideutige Andenken ihres Mannes erst recht in Nachtheil gesetzt zu haben.

Ein Befehl der französischen Kommandantur an den Magistrat, daß die Einwohner Berlins ihre sämmtlichen Waffen ungesäumt abzuliefern hätten, setzte diesen in Schrecken, und er ließ unter scharfen Androhungen die Bürger auffordern, diesen Befehl augenblicklich zu erfüllen. Ich hatte einen schönen Säbel, der noch von Hamburg her mich auf der Reise begleitete, desgleichen zwei englische Terzerole; nichts war leichter, als diese Stücke in einem ohnehin verdachtlosen Hause zu verbergen, ich wollte mich nicht davon trennen, und die Gefahr der Entdeckung auf mich nehmen. Aber nichts glich der aufgeregten Besorgniß Theremin's, um keinen Preis wollte er diese Waffen in seiner Wohnung dulden, er sah die entsetzlichsten Maßregeln gegen mich, gegen ihn, schon in Ausübung, er bat inständigst, er machte endlich größeren Ernst, als ich je bei ihm gesehen hatte. Soviel dingt' ich ihm doch ab, daß er einwilligte, statt sie abzuliefern, dürfte ich die Waffen im weitläuftigen Garten einem tiefgemauerten, zu dem Eiskeller gehörigen Schachtloche anvertrauen. Die Terzerole behielt ich dennoch zurück, der Säbel aber wurde hinabgestürzt, und Laub und Zweige drüber hin. Kaum war dies leider geschehen, so erschien in den Zeitungen von Seiten des Kommandanten ein beißender Verweis an den Magistrat, daß derselbe die guten Bürger durch übertriebene Androhungen ohne Noth erschreckt habe, die Entwaffnung einer feindlichen Hauptstadt, hieß es, sei zwar eine ordnungsgemäße Maßregel, hier aber keineswegs mit solcher Eile und Gewaltsamkeit zu verlangen, die Ablieferung möge gelassen weiter gehen, man sei französischerseits mit den guten Bürgern zufrieden, und es bedürfe des vorwitzigen Eifers nicht, mit dem der Magistrat die Absichten der französischen Behörden übertreibe. Mir that mein Säbel leid, den ich nun ohne Gefahr behalten konnte, aber ihn heraufzuholen war nicht so leicht, als ihn hinabfallen zu lassen, und Theremin wußte ihn doch am liebsten da, wo er eben lag; so blieb er denn einstweilen liegen, und

späterhin fand er sich nicht mehr. Mir aber war das Benehmen der Franzosen hiebei sehr bemerkenswerth. Es scheint, sie hatten den Schrecken allerdings bezweckt, und der Magistrat sollte, indem er nach ihrer Angabe handelte, diese zugleich mißverstanden zu haben scheinen, und ihnen so die Gelegenheit geben, nach geschehener Sache durch deren Mißbilligung noch in großmüthiger und zutrauenvoller Ueberlegenheit nur um so höher zu stehen. Diesen an sich freilich unbedeutenden Vorgang ließ ich mir eine gute Lehre sein, — weshalb ich ihn auch hier erzählt habe, — daß für jede Sache ein eignes Maß zu finden, und durch Eifer leicht eben so viel, als bisweilen durch Vorsicht, zu versäumen sei.

Zwischen allen Zerstreuungen und Nachrichten aber lag mir das Mißgeschick der Hallischen Universität schwer auf dem Herzen. Ich mußte in dieser Angelegenheit etwas versuchen, das war entschieden, und ich brachte Theremin dahin, daß wir eine französische Bittschrift aufsetzten, durch die wir durch Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr der Studenten zu erlangen hofften. Ich, Theremin für seinen Bruder, und noch ein paar Andre unterschrieben, wir wünschten aber noch mehrere Namen aufzustellen. Ein Herr von Gerlach, der nachherige Kammergerichtsrath, eben von Halle gekommen, fand die Sache sehr gut, wollte aber doch lieber seinen Namen dabei schonen, erhielt über seine philisterhaften Aengste von mir einige schneidende Aeußerungen, wegen deren er mich zur Rechenschaft ziehen wollte, anfangs sehr trotzig, dann aber, als ich mich keineswegs einschüchtern ließ, und er doch gar nicht gesonnen war, seine Person weniger als seinen Namen zu schonen, so mußte er voll tiefer Beschämung und Ingrimms über die verlorne Mühe des mißlungenen Bravthums mit doppelter Beladung von Spott und Hohn, in den auch Theremin scherzend eingestimmt hatte, sich glimpflich zurückziehen. Ich habe allen Grund zu glauben, daß er es mir, ungeachtet er seitdem mit seiner ganzen Sippschaft zur eifrigsten Frömmigkeit übergegangen, noch auf die heutige Stunde nachträgt. Theremin erbot sich, die Uebergabe der Schrift ohne mich zu besorgen, vielleicht weil er

mir nicht zutraute, am bedenklichen Orte die gehörige Mäßigung zu beobachten. Er gelangte zum General Clarke, dem Gouverneur von Berlin, wurde gut aufgenommen, und erhielt das Versprechen, man wolle die Schrift anbringen, einstweilen aber gab man ihm die Beruhigung, der Kaiser habe mehr zu thun, als an die Studenten zu denken, jener Befehl sei im Zorn ertheilt worden, und wenn wir nach Halle zurückkehren wollten, und dort, bis weitere Entscheidung erfolgte, fürerst nur still blieben, würde uns niemand ein Hinderniß in den Weg stellen. Dies war freilich nicht, was wir aussprachen, aber es war doch tröstlich für den Anfang, und eröffnete namentlich mir wieder freundliche Aussichten.

Eine neue Sorge verursachte uns Chamisso, und sie löste sich auf ähnliche gute Weise. Napoleon hatte aus Bamberg vom 7. Oktober ein Dekret erlassen, welches alle geborne Franzosen, die mit den Waffen in der Hand als Feinde Frankreichs zu Gefangenen gemacht würden, zu erschießen befahl. Die Absicht ging ohne Zweifel dahin, die zahlreichen französischen Emigrirten, welche im preußischen Heere dienten, einzuschüchtern und zu lähmen, und wenigstens alle bourbonischen Einwirkungen abzuschneiden. In jenem Falle nun befand sich nur allzu deutlich unser Freund, der zur Besatzung von Hameln gehörig jeden Augenblick in französische Hände gerathen konnte. Er selbst war von dem Dekret unterrichtet, und nicht ohne Sorge deßhalben, wiewohl nur um so fester auf seinem Posten, wie er noch zuletzt geschrieben hatte. Entsetzlich war uns die Vorstellung der bloßen Möglichkeit, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt und das Opfer eines grausamen Buchstabens werden könnte. Wir thaten Schritte seinetwegen, und erlangten von hohen Militairbehörden wenigstens die beruhigende Zusicherung, daß jener Befehl, im Augenblicke der noch ungewissen Ereignisse aus übergroßer Vorsicht ertheilt, jetzt nach den unerwartet glücklichen Entscheidungen auch nicht die geringste Folge haben würde; sie lachten sogar, und meinten, man lasse die Leute nicht so ohne weiteres erschießen, kein Mensch denke an solche Grausamkeit; übrigens unterließen sie nicht, in unsrem Be-

mühen ein schönes Beispiel der schon immer gerühmten deutschen Freundschaftstreue zu bewundern und uns rühmend anzurechnen. Wir aber konnten uns der Bemerkung nicht erwehren, die sich in den nachfolgenden Jahren in ungeheuren Maßen immer mehr bestätigte, daß der allgewaltige Kaiser auf seines bestimmten einzelnen Befehls eifrige und rasche Vollziehung wohl mit Gewißheit rechnen konnte, für die Ausführung seines Willens im Allgemeinen und für die Ausführung derartiger Beschlüsse und Vorschriften aber keine Bürgschaft hatte, sondern meist Lässigkeit und sogar offenbaren Ungehorsam fand.

Die Wirkungen der politischen Welt trafen auch mich selber von einer andern Seite zwar mittelbar, doch sehr unbequem. Der Graf Djalyeski, bei dessen Sohne sich Theremin als Lehrer befand, war nach Posen gereist, und nahm dort an der Bewegung, zu welcher der Kaiser die Polen aufregte, sehr lebhaft Theil, er sagte sich ganz von Preußen los, und rief demnach auch seine Familie sogleich von Berlin ab. Für Theremin blieb nur die Wahl, mit nach Polen zu gehen, oder sein Verhältniß auf der Stelle aufzugeben. Er wählte natürlich das letztere, und wir mußten nun daran denken, die Wohnung zu räumen. Den nächsten Abend kam Theremin sehr verstimmt und unwillig nach Hause. „Denke Dir", sagte er, was mir begegnet ist! „Ich sitze ruhig mit Sophie beim Thee, ein Buch in der Hand, da öffnet sich unvermuthet die Thüre, der dicke Sander, was er nie zu thun pflegt, tritt ein, stellt sich vor mir hin, und redet mich finster an: «Herr Theremin, es mißfällt mir, daß Sie Ihre Abende immer bei meiner Frau zubringen, ich will mir Ihre Besuche in meinem Hause künftig ganz verbeten haben.» Darauf wendet er sich, und geht ab. Sophie und ich hatten eben überlegt, wo ich hinziehen sollte, um uns bequemer noch und öfter zu sehen." Die Sache war allerdings störend, nebenher auch etwas lächerlich. Aber der Gipfel des Lächerlichen und Beißenden zeigte sich in der unmittelbaren Folge jener trotzigen Verweisung; ich weiß nicht genau zu sagen, durch was für Uebergänge und Wendungen es geschah, aber gewiß ist, daß gleich am nächsten Tage Theremin, anstatt

aus dem Hause wegzubleiben, lieber völlig in dasselbe einzog, ein bequemes Hofzimmer einnahm, und nun nicht nur als Mitwohner, sondern auch durch Frühstück und Mittags- und Abendtisch ganz und gar diesem Haushalt angehörte. Der Hergang blieb nicht unbekannt, Theremin und Madame Sander selbst mußten darüber lachen, und es fehlte von Andern nicht an Scherz und Spöttereien, die doch bisweilen unangenehm und verletzend waren. Für mich, da ich in solche Gunst und Verhältnisse den Freund unmöglich begleiten konnte, blieb nichts anders übrig, als mich in ein Wirthshaus einzumiethen.

Mittlerweile hatte die Niederlage Preußens von Tag zu Tage sich größer und schmachvoller kund gegeben; waren die verlorenen Schlachten, die verkehrten Maßregeln, die Rathlosigkeit und der Unbedacht der Regierung arg zu nennen, so übertrafen doch die Kapitulationen und Uebergaben der Festungen alles, was man sich hatte als möglich denken dürfen. Der Fall von Magdeburg schien ein Traum, ohne Schwertstreich eine Besatzung von 20,000 Mann kriegsgefangen und jenes starke Bollwerk des Staates ohne Schuß übergeben zu sehen, wollte man nicht für Wirklichkeit halten. An das Fabelhafte gränzte es, daß Stettin, und nun gar Küstrin, fast unangreifbar zu achten, durch feige Erschrockenheit der Befehlshaber, die überall von demselben Schwindel befallen waren, sich der ersten Annäherung französischer Reiter eiligst ergeben hatten! Ein gränzenloses Verderben, das schon lange den Staat in seinen wesentlichen Verhältnissen unterwühlt hatte, wurde offenbar. Man erlag der Schande, welche auf das preußische Kriegswesen gefallen war, man vermochte den Gedanken dieser Schmach nicht zu fassen. Im Uebermaße des Schmerzes schimpften die Preußen selbst am heftigsten auf ihre unglücklichen Landsleute. Ein preußischer Offizier galt sonst als der Inbegriff der Ehre, des tapfern Stolzes und der tüchtigsten Kriegskunde, jetzt war der Name eine Bezeichnung der prahlhaften Feigheit, des erbärmlichsten Unwerthes. Man blickte mit Empörung auf die herrschende Gewalt zurück, die sich das Militair in allen Verhältnissen angemaßt hatte, und die man ihm höchstens

dann verzeihen konnte, wenn dasselbe wirklich als das felsenfeste Wehr des Staates, als die Bürgschaft dauernden Ruhmes und stets erneuerter Siege bestand, jetzt wollte mancher im Gegentheil sich über die Siege der Franzosen freuen, als wodurch diese einheimische Despotie, wie sie ein Rüchel zum Beispiel gewollt und ausgeübt, glücklich zerstört wäre. Wer es nicht erlebt hat, kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußischer Patrioten gegen das Militair wüthete, mit welcher haßerfüllten Verachtung die einst gepriesenen Namen Kleist, Ingersleben, Romberg, Wartensleben, Schöler und andre solche, auf denen der Vorwurf der Feigheit und des Verraths haftete, genannt wurden. Ich selbst hatte in solcher Beziehung einen Auftritt mit dem Geheimen Rath Alberti. Ich traf ihn bei seinem Schwager Geheimen Rath Pistor, der eine Tochter Reichardt's zur Frau hatte, wie jener eine Stieftochter desselben. Dieser zorneifrige Mann erklärte gradezu alle preußischen Offiziere für schlechte Kerle; ich suchte ihn zu mäßigen, wollte Ausnahmen vorbehalten, und meinte, ich hätte unter den preußischen Offizieren persönliche Freunde, in Betreff deren er jenen Ausdruck gewiß zurücknehmen werde; er sagte eben so grob als unsinnig nein, sie seien alle schlecht, und schon deßhalb dieser Bezeichnung werth, weil sie in diesem nichtswürdigen Kriegswesen einmal mitsteckten. Wenn er es so nehmen wolle, erwiederte ich, nun ebenfalls bitter, so wundre ich mich nur, daß er beim Militair stehen bleibe, ich könnte auch diese Ansicht nehmen, aber müßte dann einen weitern Gesichtskreis fassen, der auch jeden Zivilbeamten einschlösse, weil dieser ja gleichfalls an diesem verfaulten Staatswesen Antheil und Mitschuld habe. Betroffen, aber nur um so mehr herausfordernd, sagte er: „Wollen Sie damit andeuten, ich sei auch ein schlechter Kerl?" Lebhaft versetzte ich: „Ich will alles damit sagen, was daraus folgt." Sein Aerger, durch einen jungen Menschen, bei eigentlich gleicher Gesinnung, so zum Absurden geführt, beschämt und beleidigt zu sein, wußte sich nicht zu lassen, er lief wüthend davon, indem Pistor noch hinter ihm drein schimpfte, er sei ein dummer Kerl, und wenn er so albernes

Zeug rede, verdiene er ſolche Abfertigung. Ich habe ihn ſeitdem in vierundzwanzig Jahren noch oft wiedergeſehen, aber nie wieder haben wir zuſammen ein Wort gewechſelt. Das Schelten auf das preußiſche Militair war indeß allgemein, und in der That ſehr oft ungerecht; der Feind ſelbſt dachte in manchem Betreff billiger, als die Einheimiſchen, übernahm öfters die Entſchuldigung der Geſchlagenen; aber damals wäre es vergeblich geweſen, gegen den Strom zu ſchwimmen. Wirklich eine Fluth war es zu nennen, was nur an Druckſchriften heranſchwoll; der ſchamloſe Kriegsrath von Cölln, machte durch ſeine „Vertrauten Briefe" und „Feuerbrände" den Anfang zur rückſichtsloſen Aufdeckung aller Gebrechen und Schwächen des Staats; nicht ſo gemein, aber doch ungehörig und voreilig ſchrieb Friedrich Buchholz, der ſeine politiſchen Abſtraktionen mit der ſiegenden Sache zu verbinden ſuchte, und nun hinter dem Siege her, mit ſeiner Weisheit leicht prunken konnte; die unermüdliche Feder des Oberſten von Maſſenbach bereitete ebenfalls manches Aergerniß. Am ärgſten trieb es ein feiler, dem franzöſiſchen Intereſſe verkaufter Schreiber Namens Lange, der ein neues Blatt, „der Telegraph" genannt, herausgab, worin nicht nur alle Ereigniſſe feindlich und hämiſch zum Nachtheil Preußens erzählt, ſondern auch die gehäſſigſten perſönlichen Schmähungen, ſelbſt gegen die unglückliche hochverehrte Königin, ausgeſtoßen wurden, ſo daß das Volk darüber in Wuth gerieth, und der Zeitungsſchreiber und ſein Laden oftmals durch franzöſiſche Wache geſchützt werden mußte. Rahel gab in jener Zeit, wenn die Leute im tiefſten Kummer und bittrer Aufregung ihr klagten, was der freche Menſch alles vorzubringen wage, ihnen den klugen Rath, ſie möchten es machen, wie ſie das Beiſpiel gäbe, nämlich ſie leſe kein ſolches Blatt, und dadurch exiſtire für ſie der ganze Inhalt nicht; machten es Viele, machten es Alle ſo, ſo würden ſie den gleichen Vortheil haben; man fand die Bemerkung richtig, fuhr aber fort, das ſchändliche Blatt begierig zu kaufen und ſeinen Aerger daran zu nähren. Doch nicht bloß im Schreiben, auch in ſonſtigem Handeln zeigten ſich unwürdige und verrätheriſche Geſinnungen mancher Art; ein

ehemaliger Prediger Hauchecorne von der französischen Kolonie war ein Aufspürer versteckten preußischen Staatseigenthums, das er den Franzosen anzeigte, um die dafür versprochene Belohnung zu gewinnen, das schändliche Gewerbe hat seinen Namen gebrandmarkt, er selbst aber, nachdem er in Karlsruhe, wo seine Tochter einem General von Freistedt verheirathet war, eine Zeit gewohnt, lebte noch in späteren Jahren unangefochten in Berlin.

Eigne Gerüchte über den berühmten Geschichtsschreiber der Schweiz, Johann von Müller, gingen umher. Es war bekannt geworden, daß er, derselbe Mann, der noch eben gezittert hatte wegen seiner Posaune Mahomet's von dem Feinde zur Verantwortung gezogen zu werden, vielleicht fortgeschleppt, oder gar, gleich dem unglücklichen Buchhändler Palm, erschossen zu werden, durch einen wunderbaren Glückswechsel zu der Gnade gelangt sei, persönlich zu dem französischen Kaiser gefordert zu werden, mit diesem eine lange Unterredung zu haben, und dessen Gunst und Beifall zu gewinnen. Daß er seitdem ganz umgestimmt, von Napoleon begeistert, der neuen Herrlichkeit zugewendet und schon ein Vertheidiger derselben geworden, konnte die ihn Näherkennenden nicht wundern; aber in den eigentlich preußischen Gemüthern erzeugte sich ihm von daher großer Haß, und es fielen die bittersten Reden gegen ihn vor. Jenes günstige Geschick bei Napoleon erklärte sich übrigens bald. Alexander von Humboldt, Müller's Gartennachbar, von der unruhigen Angst des Mannes getrieben, nahm Gelegenheit, einigen französischen Großen, deren er die meisten von Paris her gut kannte, von jenem zu sprechen, unter andern dem Staatssekretair Maret, nachherigen Herzoge von Bassano, der darauf in guter Stunde den Kaiser von dem großen Geschichtsschreiber unterhielt, der bei den Deutschen in größtem Ansehen stünde, und, zwar bisher ein Gegner der Franzosen, doch wohl für den Dienst des Kaisers zu gewinnen sein möchte. Napoleon wollte ihn sprechen, und da Müller sich sogleich enthusiastisch und übrigens geschickt genug benahm, so fiel die Unterredung vortrefflich aus, und hinterließ auf beiden Seiten den besten Eindruck. Welch eine Berufung

ihm in Folge des bei Napoleon gemachten Lobes noch bevorstehen sollte, konnte Müller damals nicht ahnden, sondern hatte fürerst nur das Ungemach einer zweideutigen Lage um so bittrer zu empfinden, als sie nicht nur in den äußern Umständen, sondern auch in seinem Innern gegründet war, das zwischen entgegengesetzten Richtungen allen Halt verloren hatte, und seitdem nie wiedergewann.

Diese Anschauungen, Eindrücke, Interessen und Erfahrungen erfüllten und bewegten mich auf die mannigfachste Art. Sie gaben mir viel zu denken und zu prüfen. Die preußischen Zustände wie die französischen hatten ihre bedeutende, antheilgebende, lehrreiche Seite. Die französischen Soldaten waren in ihrer Art höchst merkwürdig, und machten in ihrer Mischung von Feinheit und Verwilderung ein eignes Wesen, das seinen Reiz hatte, manchen Offizieren, die ich von ungefähr kennen lernte, mußte ich entschieden wohlwollen. In Napoleon sah ich zwar mit allem Hasse den Unterdrücker der französischen Freiheit und den Feind der deutschen Bildung, allein ich gewann es doch über mich, ihn auch in seinen großen Eigenschaften zu würdigen, und wenn ich zu wiederholtenmalen im Lustgarten ungesucht ihn selbst inmitten seiner Generale vor den Truppen sah, und das ganze Schauspiel mit Muße betrachtete, und auf mich wirken ließ, so konnte ich wohl begreifen, daß die Seinigen auf den stets erneuten Ruhm- und Siegeszügen ihm mit Begeisterung folgen mochten.

Bisher hatte das schönste klare und milde Wetter angedauert, die strenge Jahreszeit gleichsam verläugnet und alles Dasein erleichtert. Nun aber trat plötzlich ein düstres, naßkaltes Winterwetter ein, und alles veränderte den Anblick. Die französischen Truppen waren größtentheils nach Polen und Preußen vorgerückt, Napoleon brach mit dem Rest nun selbst dahin auf, und die Stadt merklich verödet, versank unter Lasten und Ungemach, die täglich drückender wurden, zu sichtbarer Noth und Auflösung. Ein Frieden, zu dessen Abschlusse der General von Zastrow abseiten des Königs zu Napoleon abgesandt worden war, kam nicht zu Stande, weil die beispiellosen Glückserfolge dem Kaiser alle

früher gutgeheißenen Bedingungen jetzt verworfen machten. Es blieb, unter fortwährend niederschlagenden Nachrichten nur eine traurige Folge von Tagen und die jammervollste Zukunft abzusehen. Mich traf das Unheil, daß ich mit Eintritt des rauhen Wetters auch heftig an der Brust zu leiden begann. Ich nahm meine Zuflucht zum Doktor Erhard, und seine wirksamen Arzeneien begleiteten mich nach Halle, wohin ich denn doch zurückzukehren endlich beschloß, da Berlin weder Reiz mehr für mich hatte, noch mein rechter Aufenthalt scheinen wollte, ich fand mich durch die verlängerte Trennung von meinen Büchern, Vorsätzen und Anhaltungen höchst unbehaglich, und dabei durch Krankheit und Theurung im Wirthshause noch mehr verstimmt. Von Schleiermacher hatte ich Nachricht, der, wie Steffens und Wolf, mich stark anzog, ich hörte, daß mehrere Studenten, und unter ihnen Harscher, ruhig in Halle fortlebten; von Neumann, der mit Neander nach Göttingen gezogen war und mir schon von dort geschrieben hatte, durft' ich hoffen, daß er gern mit mir in Halle wieder zusammentreffen würde, die Reichardt'sche Familie dachte ebenfalls an Rückkehr, wir hofften alle auf Herstellung der Universität, und bis diese erfolgte, schienen Ort und Umstände dort noch immer am meisten den Studienberuf zu begünstigen, sei es, daß man einsamen Fleiß oder lebendige Gemeinschaft wünschte. Zur mehreren Sicherheit nahm ich einen Paß als privatisirender Gelehrter oder homme de lettres, ein für Franzosen so geläufiger als anständiger Titel, der jeder Schwierigkeit, die man mir hätte machen wollen, hinreichend begegnen konnte.

Meine Krankheit hatte aber sehr zugenommen, und meine Freunde sahen mich oft bedenklich darauf an. Meine Empfindungen waren durchaus traurig und niedergedrückt, zu dem Gefühl des Krankseins kam die Ungeduld über meinen gestörten Studiengang; ich sah nur Verwirrung und Trübsal für meine nächsten Zeiten; mir kam es bisweilen vor, als sei nicht viel verloren, wenn ich es nicht weit mehr triebe. Die Post war mittlerweile schon bestellt, ich nahm von den Freunden traurigen Abschied, und sagte unter andern zu Madame Cohen mißmuthig so hin: „Wer weiß, ob ich

glücklich bis über die Elbe komme!" Sie sah mich eine Weile forschend an, und versetzte darauf: „Ihnen darf man schon so etwas sagen, jedem Andern würd' ich's verschweigen! Mein Knabe Jonny, der über Ihre Wegreise sehr betrübt ist, hat von Ihnen geträumt, er sähe Sie an einem großen Wasser in dringender Gefahr, riefe Ihnen zu, aber vergeblich, es sei keine Hülfe mehr gewesen." In dem Augenblick erinnerte ich mich einer unwillkürlichen Empfindung auf der Dessauer Elbbrücke bei der Herreise, ob ich wohl wieder glücklich über diese Brücke zurückkommen würde? Und so vieles Zusammentreffen schien denn doch eine Vorbedeutung! Aber ich empfand keine Scheu, sah diese Sache heiter an, reiste getrost ab, kam zur Elbe, wo ich denn freilich jene Brücke nicht wiederfand, sondern nur die halbverbrannten Pfähle als schwarze Stumpfen noch aus dem Wasser ragen sah, und hatte eine wirklich gefahrvolle Ueberfahrt, indem die Fähre durch die Strömung eine Strecke fortgerissen und nur mit Mühe zum Landungsplatze zurückgebracht wurde, kam aber doch glücklich auf dem andern Ufer, und zwar krank und leidend, aber gutes Muthes in Halle an, wo ich mit unaussprechlichem Behagen mich in meiner stillen Wohnung zu der meinem Zustande angemessensten Lebensart eingerichtet fand.

~~C 49930 bm~~

VA1 1521718 SBN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.